DER SPIEGEL

13. JAHRGANG · Nr. 41
7. OKTOBER 1959 · 1 DM
ERSCHEINT MITTWOCHS
VERLAGSORT HAMBURG

MONA
DALI

EINE NEUSCHÖPFUNG INTERNATIONALEN STILS

Exklusiv fotografiert für Peer de Luxe: Ristorante Biffi der Mailänder Scala.

KRISTINUS

PEER

de Luxe

Das großzügige, nur wenigen Cigaretten der Weltklasse vorbehaltene Format *de Luxe* ist einmalig für Deutschland. Es ermöglicht eine betont leichte Mischung, die durch eine besonders klare Geschmacksnote charakterisiert wird. Das krönende Goldmundstück läßt das köstliche Aroma unangetastet und gewährt einen Rauchgenuß von selten erlebter Reinheit.



GOLD-
MUNDSTÜCK

10 STÜCK · FILTER · DM 1,–

IN DIESEM HEFT

Verantwortlicher Redakteur für Bonn, SPIEGEL-Gespräch: Hans Dieter Jaene; für Industrie, Wertpapiere, USA, England, Frankreich: Claus Leo Browand; für Sowjetzone, Lebensmittel: Robert Pendorf; für Internationales: Claus Jacobi; für Medizin, Luftfahrt, Film: Johannes K. Engel; für Malerei, Theater, Nachruf, Bücher, Memoiren: Walter Busse; für Fernseh-SPIEGEL: Martin Morlock; für Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Karl Poerschke; für Briefe: Johannes Kayser, für Bilder: i. V. Karl-Heinz Düvel; verantwortlich für Anzeigen: A. Boelck; Druck: Auerdruck GmbH (sämtlich Hamburg 1, Speersort 1); für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien 1, Freyung 6

BRIEFE

DAS V-WEH

(Nr. 40/1959, SPIEGEL-Gespräch)

Nordhoff — die härteste Nuß, die der SPIEGEL seit Ulbricht knackte!

Havelse (Hannover) HANS SCHILFFARTH

Der Heiterkeitserfolg dieses Anstandsunterrichts dürfte noch größer werden als seinerzeit der des Monologs seiner roten Heiligkeit.

Nürnberg H. W. ZIEGLER

Sie registrieren ganz sachlich und ohne inniges Mitfühlen unter anderem: „... Im vergangenen Jahr mußte sich Nordhoff in der amerikanischen Medizin-Metropole Rochester, dem Sitz der berühmten Mayo-Klinik, einer komplizierten Magen-Darm-Operation unterziehen ...“ — Ich sehe im Geiste Ihre beiden Frage-Emissäre im Netz des verwirkten Verdachts hängen, durch Löcher-in-den-Bauch-fragen die Himmelfahrt von Heinz Nordhoff viribus unitis beschleunigen zu wollen.

Düsseldorf DR. ALFRED-GEORG METZROTH
Rechtsanwalt

Was sich Ihre Interviewer im Gespräch mit Herrn Professor Dr.-Ing. Nordhoff an Unsachlichkeiten, Arroganz und Flegeleien geleistet haben, übersteigt das Maß des Tragbaren. Ihr Artikel in seiner Gesamtheit (einschließlich Karikaturen) ist pure Gehässigkeit. Bewundert habe ich nur die Geduld, die Herr Professor Nordhoff an den Tag legte, die aber wohl aus dem Wissen um die eigene Überlegenheit zu erklären ist; mancher andere hätte Ihre ungezogenen Playboys einfach vor die Tür gesetzt.



Nordhoff-Titel

Essen HANS G. WOLFF

Nach der Lektüre des Interviews bleiben folgende Fragen offen:

▷ Kann jemand mit derart schlechten (Gesprächs-)Manieren, wie Herr Nordhoff sie Ihren beiden Herren gegenüber an den Tag legte, ein Gentleman sein?

▷ Wie ist es möglich, daß man mit einer solchen Unfähigkeit, zu einer *Sache* zu kommen und bei ihr zu bleiben, einen modernen Großbetrieb leiten kann?

▷ Woher haben die beiden Herren vom SPIEGEL die Kraft genommen, Herrn Nordhoffs Ungezogenheiten nicht mit dem Götz-Zitat zu beantworten?

Gießen (Lahn) HEINRICH HARBAUM
Oberstudiendirektor

... wird man in die Reihe der klassischen Streitgespräche rechnen müssen. Hier tauschen zwei gewichtige, sachlich ungewöhnlich fundierte Gesprächspartner ihre Argumente in ge-

radezu dramatischer Form gegeneinander aus, vermitteln dem nicht fachkundigen Leser verblüffende Informationen und entwickeln durch das Gegen- und Ineinander ihrer kontrapunktischen Zweiseitigkeit ein wahrhaft plastisches Bild des Themas.

Noch bedeutsamer aber erscheint, daß hinter den durch den SPIEGEL und Nordhoff glänzend vertretenen Perspektiven eine Polarität von buchstäblich universaler Spannweite sichtbar wird: hier der grenzenlose Probiermechanismus der Natur, der mit unendlich vielen Variationen seinen Lebensraum abtastet und der in der unbegrenzten Phantasie des menschlichen Geistes seine Krönung findet, repräsentiert durch den Typ des theoretischen, geistigen Menschen und durch das Prinzip der Toleranz aus eigener verschwenderischer Fülle, dem Wissen um alle Möglichkeiten; dort die natürliche Auslese, die in Auseinandersetzung mit dem Lebensraum nahezu unendlich viele dieser Variationen wieder opfert und der im Bereich menschlichen Geistes die analytische Kritik entspricht, repräsentiert durch den Typ des praktischen, tätigen Menschen und durch das Prinzip der Festlegung im Sinne einer sich bescheidenden Anpassung innerhalb (objektiver oder subjektiver) gegebener Grenzen.

Übt nun der Geistige am Tätigen Kritik: „Warum nicht anders?", wen nimmt es wunder, daß der Tätige trotz Lessing repliziert: „Mach du es erst mal besser!" Und wenn er dabei, wie Nordhoff, etwas heftiger wird, wer wollte das übelnehmen?

Berchtesgaden DR. FRITZ HIPPLER

Ihr Nordhoff-Interview hat wieder einmal gezeigt, welche Möglichkeiten einem Journalisten trotz seines zwangsläufigen Dilettantentums bei durch gründliche Vorbereitung erworbener Sachkenntnis gegeben sind.

Cuxhaven HELMUT MÜLLER
stud. jur.

Ihre Kritik an dem Heckmotor erscheint insofern blaß, als einer der erfolgreich-



Porsche-Spyder

sten Sportwagen der Welt, der ununterbrochene Erfolge aufweist, ebenfalls mit einem Heckmotor ausgestattet ist: der Porsche.

Krefeld ARMIN VON STAHL

Kofferraum reicht wirklich. Notfalls nimmt man die Rücklehne 'raus. Vier Türen sind unerwünscht. Soll man unnötigerweise noch immer aufpassen müssen, daß keines der Kinder heraus-

fällt? Schließlich fahren doch vier Erwachsene relativ selten. Klimaanlage wünschenswert, aber zu verschmerzen. Geruchfreie Heizung wohl der einzige wirklich wunde Punkt. Lenkradschaltung kein Problem von Bedeutung, ich strecke den Arm gern einmal nach unten. Synchronisierter erster Gang: so selten nötig. Was glauben Sie, was es für einen Spaß macht, wenn man geräuschlos zurückschalten kann. Benzinuhr wäre nur ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor. Beschleunigung nur für jene mangelhaft, die nicht zurückschalten. Im Start fahren Sie jedem „Rekord" davon, beim Überholen sollten Sie mal sehen, wie schnell man selbst von 70 auf 90 kommt, wenn man in den dritten Gang zurückschaltet. Seitenwindempfindlich ist er allerdings. Die fehlenden Flossen geben aber eine gute Sicht auf die Straße. Trittbretter halten viel Steinschlag auf. Zugfreie Lüftung ist durch Schiebedach weitgehend gesichert.

Giebelstadt (Bayern) HELMUT MÜLLER
Kaufmann

Es stimmt: Der VW stellt weit weniger vor als so ein Hyper-Giganto-Megatherium, lila-orange lackiert, strotzend von Chrom, Haifischflossen und Leuchtfeuern. Frack, Smoking und das Dutzend Abendkleider sind schlecht hineinzustopfen, der Lebenserfolg des Überholens verlangt Vorsicht, die Ein- und Ausstiegbewegung könnte den Kredit schädigen, und der Grandhotel-Empfangschef rümpft die Nase. Aber der sonstige Bundeskleinkram, Studienräte, Amtsrichter, Beamte, Angestellte, Arbeiter, hängt an der langlebigen Karre.

Stuttgart-Degerloch HANS KETTNAKER

Es gibt hier im Westerwald eine Reihe wohlsituierter Leute, die ihren Mercedes im Sommer an die Adria steuern, sich aber im Winterdreivierteljahr ausschließlich auf ihren VW verlassen.

Erbach (Westerwald) ELSBETH ZUMACH

Wie erhaben sich Herr Johannes K. Engel auf dem Bilde vorkommt! Er und sein Kollege Blumenschein haben sich bestimmt gedacht, sie seien Mordslöwen. Es wäre sicher viel besser, wenn sich die Leute darauf beschränken würden, über Dinge zu reden, von denen sie etwas verstehen. Oder glauben die Herren SPIEGEL-Redakteure vielleicht, von allem etwas zu verstehen? Ein wesentlicher Teil unseres derzeit noch so stolzen Devisenüberschusses rührt aus VW-Exporten her, und wenn die smarten Herren Engel und Blumenschein heute abend ein aus allen Teilen der Welt herstammendes Dinner zu sich nehmen können, dann wurden die Lebens- und Genußmittel mit Geldern bezahlt, die uns auch der VW eingebracht hat. Ich an Nordhoffs Stelle hätte diese ebenso überheblichen wie schlecht erzogenen Besserwisser schon nach zehn Minuten an die frische Luft befördert.

Tübingen GERHARD LEYRER

War es diesmal (siehe Impressum) einer jener „They never come back"-Versuche Deiner arrivierten Redaktionsleitungsgeschöpfe, die sich offenbar müde des ewigen SPIEGEL-Stil-Schleifens

wieder einmal an der journalistischen „Feuerlinie" eines nunmehr auch demoskopisch gesalbten SPIEGEL-Interviews versuchen wollten? Deine ausgekochten Ringstrategen brillierten diesmal mit so offensichtlichen Tiefschlägen und krassen Deckungsfehlern, daß es einer SPIEGEL-technisch so cleveren und erfahrenen Fighternatur vom Kaliber eines „Produktionsrekordlers Nordhoff" in ihrem ureigensten Seilquadrat wenig Mühe machte, Deine Mannschaft mit einigen gezielten Kinnspitzen- und Solarplexus-Treffern immer wieder auf die Bretter zu schicken. Sieger nach Punkten: Heinz Nordhoff!

Nürnberg-Erlenstegen K. LEUKERT

Erst als ich einem Nordhoff-Photo ein Bild von Ferdinand Porsche gegenüberstellte, konnte ich mir einen Reim darauf machen, warum der König von Wolfsburg das geistige Erbe des großen Erfinders einfach verschleudert. Hier ein Gelehrter, der sein Leben lang in der Hauptkampflinie der technischen


Nordhoff


Porsche

Forschung gestanden hat, dort ein Händler, dem Reißbrett und Lineal trotz der hochtrabenden akademischen Titel wesensfremd sind, dessen charakteristische Bewegung das Händereiben ist, kurz: ein Mann, der einer Pfeffersack-Ideologie huldigt.

Oldenburg (Oldbg.) HANS CHRISTOFSEN

. . . Gespräch mit dem VW-Diktator Nordhoff . . .

Winsen (Luhe) DR. HORST PRANGE

Ich habe bisher kein Gespräch gelesen, was seitens des Befragten so zynisch geführt wurde, daß ich mich beim Lesen aufregte. Die Argumente, die Herr Nordhoff gebrauchte, machten mich als VW-Fahrer wütend.

Die Herren Kohle-Chefs hatten es bis vor kurzem auch nicht nötig, die Industrie ausreichend zu beliefern, darunter Herrn Nordhoff mit seinem VW-Werk. Die Kohle wurde kontingentiert, bis sie ihnen jetzt am Halse steht. Genauso hochtrabend wie die Kohle-Chefs damals ist Herr Nordhoff heute: Er kaufte damals seine Kohle in Amerika; falls er so bleibt, kaufen seine Kunden ihre Wagen bald woanders. Darauf kann er sich verlassen. Wer so adenauerhaft starrköpfig ist, bekommt unter Garantie eines Tages seine Quittung.

Siegen (Westfalen) HANS RUDOLF BECKER

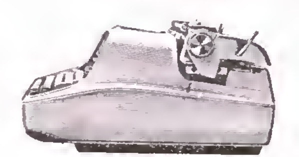
Sagt Herrn Nordhoff auch der grandiose Abstieg der deutschen Motorrad-Industrie nichts? Auch die Chefs dieser

Chef und Sekretärin . . .

beide freuen sich über die neue IBM

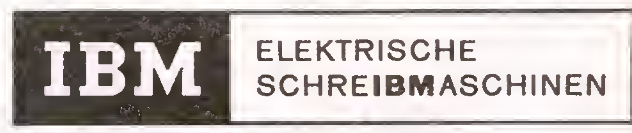
Sie spürt vom ersten Tage an die große Arbeitserleichterung, die ihr die IBM bietet; mühelos gleiten die Finger über die flache, so bequeme IBM Schnellschreibtastatur. Keine Ermüdung, keine Arm- und Rückenschmerzen mehr — die Arbeit wird zur Freude.

Er bemerkt immer wieder, wie schnell seine Briefe geschrieben werden – seine Geschäftsfreunde begrüßen das klare und repräsentative Schriftbild dieser Maschine.



Die IBM beweist mit ihren neuen Modellen das überragende Können und die reiche Erfahrung ihrer Ingenieure. In einem viertel Jahrhundert verließen über 1 Million elektrischer Schreibmaschinen die Fließbänder der IBM-Werke in aller Welt.

Wenn Sie eine Schreibmaschine wählen, lassen Sie sich die neue IBM vorführen.



IBM Geschäftsstellen in allen größeren Städten

Werke haben noch vor sechs Jahren ihre Kritiker ironisch angelächelt, wenn ihnen das Ende vorausgesagt wurde.

Köln-Klettenberg CHRISTIAN RUHSERT

Wenn man Herrn Nordhoff mit Livius zuruft: „Erfolg ist der Lehrer der Toren", so wird er als Gretchen antworten: „Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?"

Konstanz ARTHUR WITTIG

Utinam tacuisses, Nordhoff! Hätten Sie sich doch nur schon bedankt (Seite 45) und das nutzlose Spiel abgebrochen.

Duisburg FRITZ SCHÄFER

Das haben wir noch nicht gewußt, daß der Volkswagen auch zur höheren Ehre der katholischen Kirche gebaut wird. Oder weshalb sonst ist der Heinz Nordhoff zum Ritter des Ordens vom Heiligen Grabe geworden? Vielleicht hat er auch Volkswagen verliehen. An Pfarrer und ähnliche Leute. Der weiße Ordensmantel jedenfalls paßt zu ihm wie zu seiner Tochter das weiße Brautkleid.



Ordensritter Nordhoff

Frankfurt HARM TIEFENSTADT

Ein tapferer Angriff Ihrer Redakteure, keine sachliche Gegenargumentation, sondern eine verzweifelte Verteidigung des Professors Nordhoff. Das Fazit: eine erschütternde persönliche Niederlage des VW-Chefs (jedoch viel weniger eine des VW), potenziert durch Intoleranz, Starrsinn und nicht zu wenig Eigenliebe.

Hamburg 22 A. LAMMERS

Man wurde bei jedem zweiten Satz, den Professor Nordhoff von sich gab, an einen Angeklagten erinnert, der sich mit jedem Mittel verteidigt, weil er im Innern weiß oder fühlt, daß die Ankläger recht haben.

Essen G. VOLLBRECHT

Schade, daß nur der SPIEGEL diese unerbittliche Härte (wie sie im amerikanischen Journalismus üblich ist) gegenüber seinen großen Gesprächspartnern aufweist ... Es sind immer wieder die VW, die auf den Autobahnen beim Überholen von Lastzügen und anderen VW (!) mangels ausreichender Beschleunigung den gesamten übrigen Verkehr behindern und gefährden. Daß die meisten

VW-Fahrer das Leistungsvermögen ihres Fahrzeugs grob überschätzen, daran ist nicht zuletzt die VW-Flüsterpropaganda schuld. Warum warnt das VW-Werk angesichts der Mängel in der Straßenlage die Fahrer nicht davor, wie die Wilden auf der Autobahn (bergab) mit 120 Sachen zu fahren?

Frankfurt HORST E. KEIM

Bei Ansbach erfaßte der Seitenwind meinen vollbesetzten VW, als ich aus einer Waldstrecke das offene Feld erreichte. Instinktmäßig schaltete ich die Zündung ab. Das Fahrzeug landete im wahrsten Sinne des Wortes „glatt" mit dem Dach im Straßengraben der linken Fahrbahnseite und entgegengesetzt der ursprünglichen Fahrtrichtung.

Herr Nordhoff schwelgte im SPIEGEL-Gespräch in seinen Verkaufszahlen, doch hat er anscheinend keine Ahnung, wie viele Tonnen Sand von „zufriedenen" VW-Fahrern unter der Haube mitgeschleppt werden, um dem gefährlichen Auf- und Seitenwind mit Sandsackballast entgegenzuwirken.

Karlsruhe RICHARD LEHMANN

Nordhoff hat wohl noch nie auf der hinteren Bank des VW über 600 Kilometer Fahrt seine Bandscheibe strapaziert.

Hamburg 1 DIETER KIMA
VW-Fahrer

Zugegeben, der Motor des VW-Modells ist fast unverwüstlich. Kenne ich doch jemand, dessen Wagen 350 000 Kilometer ohne eine größere Reparatur des Motors gelaufen ist. Aber alles andere unterliegt fast dem gleichen Verschleiß wie bei den anderen Fahrzeugtypen. Was auch ich beim VW bemängele, haben Sie in Ihrem Gespräch zum Ausdruck gebracht:

▷ große Seitenwindempfindlichkeit,

▷ keine Kurvenfestigkeit,

▷ Unbequemlichkeit,

▷ geringes Beschleunigungsvermögen.

▷ Gegenüber anderen Wagen mit geringerem Hubraum und PS-Zahl, wie zum Beispiel der Dauphine, ist der VW eine „lahme Ente".

▷ Fehlen der Benzinuhr. Das ist meines Erachtens zur Spritkontrolle sehr wichtig. Ebenso bei Nachtfahrten über Landstraßen. Die Tankstellen schließen leider in ländlichen Gegenden sehr früh.

▷ Geringe Sicht durch die hinteren Scheiben,

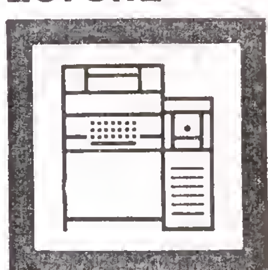
▷ zugige Entlüftung durch die Ausstellfenster,

▷ keine geruchfreie Heizung.

▷ Warum keine Kurbel für den Motor, wie es die Dauphine hat, wenn die Batterie mal leer würde?

▷ Warum den Ballast mit dem vollkommen unnötigen Trittbrett?

▷ Warum keine Blinkanlage? Der Winker klemmt nämlich sehr leicht, ist schlechter zu sehen und verführt Kin-





der, während des Parkens daran zu spielen und ihn zu verbiegen.

▷ Der sehr geringe Gepäckraum,

▷ schlecht zu sehendes Bremslicht.

Essen WILFRIED RUST

Daß man einen Kompromiß von schlechter Kurvenlage, mißlichen Platzverhältnissen, unschöner Form, relativ hohem Benzinverbrauch und veralteter Lenkung um des bescheidenen Preises willen in Kauf nimmt — wohlan! Daß aber solches Vehikel derartige Verkaufserfolge aufweist und daß man ihm in Freundes- und Verwandtenkreisen stundenlang verzückte Lobeshymnen singt und alles andere, was vier Räder hat, in Grund und Boden verdammt, das ist etwas, das ich nie begreifen konnte und für das offenbar auch Herr Nordhoff keine Erklärung findet! Man muß es als ein Wunder hinnehmen.

Genève (Schweiz) ROBERT DAESTER
17M-Fahrer

. . . gehört der VW zum Mythos des 20. Jahrhunderts. Das hängt noch mit dem Führer zusammen.

Müden (Kr. Gifhorn) JAK VOM BERGE

Der unvermeidliche Seitenhieb auf die „ominösen" Geburtsjahre des VW und des Werkes — alles vor 1939 Geschaffene muß ja nach heutiger Version ungut



Der Jubilar

sein — konnte Nordhoff nicht erschüttern. Wo blieb der fällige Angriff auf die „Reichs"-Autobahnen?
Die SPIEGEL-Befrager tönten Nordhoff die Ohren voll nach der neudeutschen Journalistentaktik: Jagt ihn — ein Mensch des Erfolges mit Werken aus „jenen Tagen" ist verdächtig.

Münster (Westf.) TRAUGOTT KANSKY

Ein Musterbeispiel lieferte Renault. Als der Typ 4 CV langsam zu veralten begann (Produktion bis 1958 über eine Million), wurde die Dauphine aus der Taufe gehoben. Daß sie ein Schlager wurde, sei nur am Rande erwähnt. Für die 4-CV-„Fans", die auf Grund der ausgereiften Konstruktion und sehr langen Lebensdauer dieses Typs gern die Nachteile in Kauf nahmen, wurde nach wie vor eine kleine Produktion aufrechterhalten, die bis heute unverändert den Typ weiterbaut. Ich möchte noch erwähnen, daß ich kein „Renault"-Mann bin.

Stuttgart-Echterdingen PETER GRECH

Professor Nordhoffs Feststellung über die „. . . vielen nicht mehr erkennbaren Wagen, weil sie alle inzwischen so aussehen, wie alle anderen auch . . ." scheint

Alle 2½ Minuten startet oder landet an irgend einem Ort der Welt ein Clipper der Pan American

PAN AMERICAN
„Rund-um-die-Welt"-Flüge

VON	Flug-nummer	planmäß.	tatsächliche
		Ankunft	
Tokio-Hongkong-Bangkok-Kalkutta-Karatschi-Beirut-Istanbul	1	15.35	15.35
Philadelphia-New York-Boston-Shannon-London	2	12.25	12.23
NACH	ug-nmer	planmäß.	tatsächlicher
		Abflug	
Istanbul-Ankara-Teheran-Karats Bangkok-Hong Tokio	2	13.15	13.15
London-Sha Boston-Ne	1	16.30	16.30

PAN A

9-237

Erfahrene „Rund-um-die-Welt"-Passagiere wählen

PAN AMERICAN - der Pünktlichkeit wegen

PAN AMERICAN

Diese Zuverlässigkeit bietet Pan American durch ihre Clipper*; sie ist einer der Gründe, warum der erfahrene Passagier seine Reisen an Hand des Pan American-Flugplans zusammenstellt.

Jeden Tag startet ein Clipper der Pan American von Deutschland in den Nahen und Fernen Osten, beispielsweise nach den Handelszentren Istanbul und Kalkutta, Manila und Hongkong. Vom Fernen Osten aus führt der bekannte Flugdienst der Pan American weiter über Hawaii nach den Vereinigten Staaten.

Nur Pan American gibt Ihnen immer die beruhigende Gewißheit, daß Sie sich der erfahrensten Fluggesellschaft in der Geschichte der Luftfahrt anvertrauen. Warum also einen anderen Weg wählen!

Nähere Informationen durch Ihr IATA-Reisebüro und alle Luftfrachtspediteure.

*Trade-Mark, Reg. U. S. Pat. Off.

PAN AMERICAN

DIE ERFAHRENSTE FLUGGESELLSCHAFT DER WELT

mir gerade nach dem Besuch der diesjährigen Frankfurter Automobilausstellung berechtigt. Schönheit hört mit der Kollektivierung auf und tritt dann selbst hinter einer ästhetisch nicht einwandfreien Individualität zurück.

Kreuth (Tegernsee) A. E. BRETTAUER

Der Wagen sei schön, sagt er. Wie hilflos ist er, wenn er eine direkte Antwort geben soll. Der Wagen ist natürlich nicht schön — ich fahre ihn auch —, aber er ist mir lieb wie mein Hund von der Straßen-Ecke, der so treue Augen hat. Er ist ein rationelles Fortbewegungsmittel: Und sogar für die Trittbretter, die Kotflügel und die Winker gibt es im Austausch finanzielle Vorteile. Aber, nicht wahr, Herr Nordhoff, es wäre Ihnen doch möglich, zu den finanziellen Vorteilen noch etwas technische und ästhetische in Form einer neuen Linie für das gleiche Entgelt zuzulegen? Wenn Sie mir sagen, das sei im Augenblick eingedenk der kaufmännischen Maxime „Viel Ertrag bei wenig Aufwand“ nicht notwendig, akzeptiere ich. Alles andere ist Gefasel!

Stuttgart-Weilimdorf GÜNTHER HÄFFNER

Das war Wolfsburgs größter Tag, als der Pfarrer der Christophorus-Kirche die berühmten Namen Nordhoff und Porsche zusammenschweißte. Das VW-Volk stand Spalier an den glattgefegten Straßen und begaffte das traute Glück, das von zwanzig schneeweißen Volkswagen in eine selige Zukunft karriolt wurde. Wohl keiner von den



Königskinder

Gaffern, ausnahmslos vom Brautvater abhängig, dachte daran, daß der Autokönig einen neuen Coup gelandet hatte. Das war keine Heirat, wie sie Lieschen Müller und Heini Meier machen. Hier wurde eine neue Dynastie gegründet, hier hat Nordhoff seine Macht erweitert; jetzt kontrolliert er durch seine Tochter auch die Produktion des begehrtesten deutschen Sportwagens.

Bremen ERICH MARTHAUS

Sicher ist der Volkswagen veraltet, wenn man sich der Denkweise von Verkäuferseelen anpaßt, die einem ständig etwas Neues einreden wollen, die einen Gegenstand, den sie gestern noch mit guter Provision verkauft haben, miesmachen.

Mühlacker (Württ.) DR. E. MORGENSTERN

... hoffnungslos verunglücktes Interview ... In der Reihe der SPIEGEL-Gespräche gibt es dazu nur eine Parallele, allerdings mit vertauschten Rollen: das Gespräch mit Bergarbeiterführer Gutermuth.

Münster (Westfalen) FRITZ SCHEMEL

Ich glaubte, seit den SPIEGEL-Gesprächen mit den Bauern- beziehungsweise Bergbau-Bossen wisse jedermann, daß man den SPIEGEL-Redakteuren etwas mehr entgegenhalten muß als simplen Geist und rüde Manieren. Hut ab vor Ihren Redakteuren — ich wäre schon nach fünf Minuten schreiend aus dem Saal gelaufen.

Berlin-Wilmersdorf CLAUS E. DENIZOT
Gerichtsreferendar

Es ging ganz offensichtlich in Wirklichkeit nicht darum, ein Problem objektiv und von allen Seiten zu betrachten und zu erörtern, sondern es ging darum, einen in aller Welt anerkannten hervorragenden deutschen Wirtschaftsführer und eins der bekanntesten und bedeutendsten deutschen Erzeugnisse in treudeutscher Art herunterzureißen. Daß dieser millionenfach bewährte Wagen eins der bekanntesten deutschen Erzeugnisse überhaupt ist, daß das Werk trotz der ungeheuren Produktion nicht die Nachfrage befriedigen kann, interessiert Ihre Herren nicht. Daß Professor Dr. Nordhoff in Amerika für den einmaligen Erfolg dieses deutschen Wagens in besonderer Weise ausgezeichnet worden ist, ist ihnen offenbar unbekannt. Aber wichtig und interessant ist ausgerechnet das, was eine französische Automobilzeitschrift über den Volkswagen schreibt. So etwas ist ungehörig und verantwortungslos.

Hildesheim H. BÄHRE
Landgerichtsrat

Da Sie weder Techniker noch Kaufleute sind, wird man es Ihnen nicht verargen können, wenn Sie sich eine Renault-Dauphine kaufen.

Aachen HERFURTH FISCHER
cand. ing.

... eindeutig zu Ihren Ungunsten ausgefallen ... Schuld daran ist in erster Linie die Thematik „Warum kein neuer VW ...?“; konnten doch Ihre Reporter von vornherein nicht erwarten, von Professor Nordhoff eine erschöpfendere Auskunft zu bekommen als die, die er gab. Welcher Werksdirektor würde wohl einen tieferen Einblick hinter die Kulissen gewähren!

Herborn (Dillkreis) H. GRAFFMANN
cand. phil.

Was wollen Sie eigentlich? In einer Gesellschaftsordnung, deren Mitglieder davon leben, daß sie sich und ihre Fähigkeiten tagtäglich zu Markte tragen, hat immer der recht, der am besten verkauft. Selbst wenn es alte Hüte sind.

München WERNER STELLHOFF

Erstaunlich ist nur, daß er nicht zur Belebung seiner äußerst dürftigen Argumente dann noch darauf hinweist,



für die „Straßen von gestern" genüge das Volksauto von gestern vollkommen.

Leverkusen — EUGEN KIRSCHKE-BILLER

Jedes VW - Fahrer - Selbstbewußtsein muß Ihr Nordhoff-Interview raketenartig heben! Denn: Wer sähe sich nicht gern in der Rolle des tollkühnen Dompteurs, als Herr und Meister über ein so eigenwilliges, unberechenbares und hinterhältiges Fahr(zeug)-tier? — Wo doch „in jeder Kurve der Tod lauert ..."

Itzehoe — EUGEN KIRSCHKE-BILLER

Glauben Sie nicht, daß die Einkäufer führender Weltkonzerne der verschiedensten Branchen, die — wie man hört — zweihundert, fünfhundert, tausend und mehr VW für ihre Firma gekauft haben und immer wieder neue dazubestellen, längst hinausgeflogen wären, wenn der Volkswagen die auf Seite 58 von Ihnen aufgezählten zwölf Fehler tatsächlich in dem Maße hätte?

Hannover-Wiesenau — ADOLF MEURER

Der VW ist ein sehr guter sogenannter Dienstwagen. Wenn eine Firma oder Institution jemandem einen Dienstwagen stellt, wird ja bekanntlich nicht nach fahrerischen Eigenschaften, gutem Aussehen und Komfort gefragt!

Berlin-Wilmersdorf — KLAUS-PETER LEMKE

Da von nun an kein „klassenbewußter" VW, Baujahr 1939 bis 1959, auch nur noch einen Tropfen Benzin von Ihnen annehmen wird, bitte ich um Offerte eines der zum Verkauf stehenden Redaktions-VWs.

Cappel (Lahn) — HANS EBERHARD PFEIFER

Wie kam der Mann nach oben? Und warum läßt man ihn dort?

Krefeld — DR. WOLFGANG SCHMIDT

... ein Mitleid erregender, erschreckend farbloser Ritter, der in voller VW-Rüstung und mit einem viel zu großen Professorenhut einen nicht selbst gesattelten, todkranken Gaul mit klirrenden Sporen zur Eile antreibt.

Hamburg 39 — WERNER STAHL

Sollte einmal der Posten eines Bundesministers für Propaganda zu besetzen sein, so bleibt nach diesem Gespräch kein Zweifel mehr über die dafür geeignetste Persönlichkeit.

Berlin SW 29 — DIETMAR ZIMMERMANN

Vielleicht sollte man Nordhoff nach Bonn als Kanzlernachfolger empfehlen; die Kontinuität wäre dann in mancher Hinsicht gewahrt, mindestens im Ignorieren jeglicher anderer Meinung.

Karlsruhe — K. E. KELLER

... Verabsäumte Professor Nordhoff, für eine völlig überflüssige Reklame in Ihrer Zeitschrift viel Geld unnütz auszugeben?

Bad Harzburg — W. KEMPF

Viel Vergnügen dann in Untertürkheim!

Düsseldorf — GEORG GELLERT

Bis zu 5 Stunden Aufnahme- und Wiedergabedauer auf dieser winzigen Spule



-minifon- ist nicht nur das unentbehrliche und perfekte Taschen-Aufnahme- und Wiedergabegerät für jeden in verantwortlicher Position, sondern auch das Ohr und Gedächtnis von vielen internationalen Militär- und Regierungsstellen!

In der Größe einer Handfläche, hört -minifon- alles, vergißt nichts; erfaßt fehlerlos beides, die Worte und die Atmosphäre von Konferenzen und Diskussionen ... Betriebsleiter und Ingenieure im Außendienst benutzen -minifon- zwecks sofortiger Aufnahme und Auswertung ... Reportagen und Marktanalysen werden wortgetreu fixiert ... für Psychiater und Ärzte protokolliert -minifon- Krankengeschichten ... Dozenten, Schulungsleiter und Verkaufsmanager verwenden -minifon- in ihren Lehrgängen — -minifon- ist das einmalige, unfehlbare Gedächtnis für das gesprochene Wort — die **handlichste, einfachste und logische Hilfe für die Probleme der heutigen Zeit!**

Wer immer Sie sind, was immer Sie tun, wo immer Sie sich befinden — im Flugzeug, in der Eisenbahn, zu Hause oder auch im Freien — -minifon- ist immer für Sie einsatzbereit und nimmt bis zu 50 m Entfernung alles auf.

Das einzige Taschen-Diktiergerät der Welt — nur 800 g leicht — kombiniert für Batterie-, immer wieder aufladbaren Kleinstakku-, Netz- und Autobatterieanschluß — bis zu 5 Stunden Aufnahmedauer ohne Spulenwechsel — Aufnahme, Wiedergabe, Löschung u. Neuaufnahme viele tausend Male!

Gutschein
für ausführliches Prospektmaterial und unverbindliches Angebot

Name ____________________

Firma ____________________

Adresse ____________________

____

PROTONA GmbH. · Hamburg 36
Neuer Wall 3
SP 3

-minifon- ist ein international eingetragenes Warenzeichen des Alleinherstellers: PROTONA GmbH. · Hamburg 36 · Neuer Wall 3

Verkauf und Service in mehr als 90 Ländern der Welt
Anschriften autorisierter Fachhändler geben wir Ihnen auf Anfrage gern bekannt

Und hier liegt Ihr Vorteil:
2,60 m lange Ladefläche, durchgehend eben vom Fahrerraum bis zur Hecktür; der Motor liegt vorn!
Große Hecktür, auf Wunsch Seitentür. Volle 1000 bzw. 1250 kg Nutzlast.

9 L 518

Prüfen Sie – bevor Sie sich entscheiden!
Ford-Eilfrachter sparen Zeit + Geld

Alle Vorzüge dieses Wagens sind seit Jahren bewährt

Volle 1000 bzw. 1250 kg Nutzlast, je nach Typ - das erspart manche Fahrt. 2,60 m lange, durchgehend ebene Ladefläche - das sichert Ihnen restlose Ausnutzung der Tragfähigkeit. Große Hecktür, dazu auf Wunsch breite Seitentür - das spart beim Laden Kraft und Zeit. Die starken Motoren, Achsen, Federn und Bremsen, die robuste Bauweise - das garantiert Ihnen ein zuverlässiges Fahrzeug, gebaut für viele Jahre harter Dauerbeanspruchung. Prüfen Sie aber auch das günstige Verhältnis zwischen hoher Leistung und geringen Kosten:



Kastenwagen	Motor	Nutzlast	Preis ab Werk	Kfz.-Steuer monatlich	Mindest-Haftpflichtvers. monatlich	Kraftstoffverbr. nach DIN 70030
FK 1000/1,2	38 PS	1000 kg	DM 6275,-	DM 18,42	DM 20,-	8,7 Liter/100 km
FK 1000/1,5	55 PS	1000 kg	DM 6675,-	DM 18,42	DM 20,-	9,0 Liter/100 km
FK 1250	55 PS	1250 kg	DM 6855,-	DM 20,17	DM 30,-	9,2 Liter/100 km

Die Welt vertraut **FORD**

Ford-Eilfrachter: Kastenwagen · Kombi · Holzpritsche · Stahlpritsche · Sonderausführungen nach Wunsch

DER SPIEGEL

7. OKTOBER 1959 · 13. JAHRGANG · HEFT 41

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

BONN

BUNDESPRÄSIDENT

Die Wache vor der Villa Hammerschmidt, dem Dienstsitz des Bundespräsidenten, die unter Theodor Heuss auf dessen ausdrücklichen Wunsch von der Polizei gestellt wurde, soll in absehbarer Zeit von Soldaten der Bundeswehr übernommen werden.

BUNDESKANZLER

Nach einem neuen Angriff des SPD-Pressedienstes auf die rigorosen Verkehrssitten der Autokolonne des Bundeskanzlers — sie mißachtete bisher alle Geschwindigkeitsbeschränkungen — bemühten sich in der letzten Woche die polizeilichen Begleitfahrzeuge Adenauers, die vorgeschriebenen Geschwindigkeitsgrenzen einzuhalten und die Verkehrszeichen auf dem Wege zwischen dem Rhöndorfer Zennigsweg und dem Bonner Palais Schaumburg einigermaßen zu beachten. Der Kanzler unterstützte die Bemühungen der Polizisten, indem er die Kolonne zu Hause eine Viertelstunde früher als bisher starten ließ.

MOSKAU-BOTSCHAFTER

Im Auswärtigen Amt hat die Art Befremden erregt, in der Botschafter Kroll, der deutsche diplomatische Vertreter in Moskau, das Botschaftspersonal behandelt. Seinen Stellvertreter, den Gesandten Knoke, pflege er wie einen Rekruten herunterzuputzen, Attachés müßten als Balljungen fungieren, wenn der Botschafter mit sowjetischen Persönlichkeiten Tennis spiele. Unmut äußere Kroll gelegentlich dadurch, daß er mit Büchern werfe. Seine Kritiker konzedieren allerdings, daß Kroll trotz derartiger Grobheiten ein fähiger Diplomat sei, dessen zupackende Art den Sowjetmenschen durchaus liege.

FREIWILLIGE

Bei der Tunesischen Botschaft in Bonn trafen Zuschriften aus der Würzburger Gegend ein, in denen junge Deutsche sich nach den Möglichkeiten eines freiwilligen Militärdienstes gegen Frankreich in den Reihen der algerischen Rebellen erkundigen. Die Zuschriften wurden durch einen Artikel der Würzburger „Main-Post“ ausgelöst, in dem berichtet worden war, die Aufständischen versuchten jetzt, den Geist der „Internationalen Brigaden“, die einst in Spanien gegen Franco kämpften, neu zu beleben.

OST-KONTAKTE

Der sowjetische Botschafter Andrej Smirnow hat von Moskau Weisung erhalten, seinen geplanten Urlaub zu verschieben. Er soll in Kürze den bereits vom Botschafter der Bundesrepublik in Moskau, Hans Kroll, angekündigten Brief Chruschtschows an Adenauer überbringen und dem Bundeskanzler für eventuelle Kommentierungen und zusätzliche Auskünfte zur Verfügung stehen.

ZITAT

„Er wurde dort gezeugt.“ (Bundeskanzler Konrad Adenauer auf die Frage, ob der neu gewählte Sprecher der vertriebenen Sudetendeutschen, Verkehrsminister Seebohm, im Sudetenland geboren sei. — Seebohm wurde in Emanuelssegen, Kreis Pleß, in Oberschlesien geboren. Beziehungen zum Sudetenland: Er verlebte seine frühe Kindheit bei Eger und war von 1939 bis 1945 Aufsichtsratsvorsitzender der Egerländer Bergbau AG.)

HÖRENSAGEN

Nach neuestem Bonn-mot

▷ ist der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten, daß der Optimist Russisch lernt und der Pessimist Chinesisch.



Berlin-Protektor **Eisenhower**
Zweifel im Herzen?

BERLIN

Die neue Stellung

Der deutsche Botschafter in Washington, Professor Wilhelm Grewe, hat seit mehreren Monaten immer wieder im amerikanischen Außenministerium vorsprechen müssen, um sich Worte erklären zu lassen, die von den Lippen amerikanischer Staatsmänner gefallen sind und sich mit Deutschland beschäftigen; das Auswärtige Amt zu Bonn wollte in allen diesen Fällen einfach nicht glauben, daß die Sprecher — Eisenhower, Herter, Dulles — wirklich ihre wahren Ansichten ausgedrückt hätten.

Die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Washington und Bonn begannen, als Chruschtschow im November 1958 jene Note in die westlichen Hauptstädte schickte, die seitdem als „Berlin-Ultimatum“ das politische Gespräch beherrscht*:

▷ Die Sowjets bekräftigen darin, daß eine Wiedervereinigung Deutschlands nur über die Bildung einer Konföderation, nicht aber durch freie Wahlen möglich sei.

▷ Sie kündigten einen separaten Vertrag mit der DDR an.

▷ Sie erklärten, die Lage in Berlin sei anomal und müsse sofort im Einvernehmen mit der DDR — und nicht etwa erst bei der Wiedervereinigung — geändert werden.

▷ Sie forderten den Abzug aller westalliierten Truppen aus Westberlin innerhalb eines halben Jahres und die Proklamierung zur freien Stadt.

Das waren Punkte, die in diametralem Gegensatz zu allem standen, was bis dahin Glaubensbekenntnis des Westens gewesen war. Um so unruhiger wurde Bonn, als verantwortliche amerikanische Politiker zu allen diesen Thesen Meinungen kundtaten, die zumindest doppeldeutig waren.

▷ John Foster Dulles am 13. Januar: „Die Formel der Wiedervereinigung durch freie Wahlen *war* die vereinbarte Formel ... Aber ich würde nicht sagen, daß es der einzige Weg ist, auf dem die Wiedervereinigung vollzogen werden kann.“

▷ Christian Herter am 22. September: „Wir haben keine Einwendungen gegen

* Die Westmächte sahen das Ultimatum darin, daß die Sowjet-Union ankündigte, sie werde ihre Rechte in bezug auf Berlin — Kontrolle des westalliierten Verkehrs — nach sechs Monaten auf die DDR übertragen, falls der Westen ablehnen sollte, über die sowjetischen Forderungen — Abzug der Westberliner Garnisonen, Ausrufung Westberlins zur „Freien Stadt“ — zu verhandeln. Die Sowjet-Union hat Sechs-Monats-Termin und ihre Maximalforderungen später modifiziert, als der Westen sich verhandlungsbereit zeigte.

den Abschluß eines Vertrages (der Sowjets) mit Ostdeutschland "

▷ Dwight D. Eisenhower am 28. September nach seinen Gesprächen mit Chruschtschow: In Sachen Berlin gelte es, „zu einer Lösung zu gelangen, die die legitimen Interessen der Sowjets, der Ostdeutschen, der Westdeutschen und vor allem der westlichen Völker schützt".

▷ Eisenhower am gleichen Tage auf die Frage, ob nicht „jede Lösung die alliierten Rechte dort (in Berlin) garantieren und die Freiheit der Westberliner schützen muß?": „Ich kann überhaupt nichts Derartiges garantieren, weil ich nicht weiß, welche Art von Lösung sich schließlich als annehmbar erweisen mag."

Nach jeder dieser Erklärungen mußte Amerika-Botschafter Grewe in Washington um Erläuterungen bitten, und jedesmal wurde ihm allen Ernstes versichert, an der Haltung Amerikas zur Deutschlandfrage habe sich überhaupt nichts geändert.

Daß „sich die Fälle von mißverständlicher Formulierung in der amerikanischen Deutschlandpolitik seltsam häufen", registrierte voller Unbehagen sogar des Kanzlers Leibblatt, die „Neue Zürcher Zeitung". „Man wirft in Bonn", schrieb das Blatt, „die psychologisch interessante Frage auf, ob die durch Erschöpfung, durch Mangel an Konzentration oder Präzision bedingten Fehlleistungen in den Erklärungen amerikanischer Politiker möglicherweise ein Indiz dafür seien, daß diese Politiker an ihrer gegenwärtigen Haltung zum Problem der deutschen Teilung im innersten Herzen zu zweifeln beginnen."

Bonner Ahnungen, daß sich an Washingtons Haltung — allen nachträglichen Beschwichtigungen zum Trotz — wirklich etwas ändert, werden nicht nur durch solche mehr psychologischen Erwägungen genährt, sondern auch durch den Bericht des Botschafters Grewe über das Eisenhower-Chruschtschow-Treffen, den er nach Bonn übermittelte.

Am Montag letzter Woche war Grewe zusammen mit den Botschaftern Englands und Frankreichs vom amerikanischen Unterstaatssekretär Livingston Merchant empfangen und über die Gespräche im Camp David informiert worden.

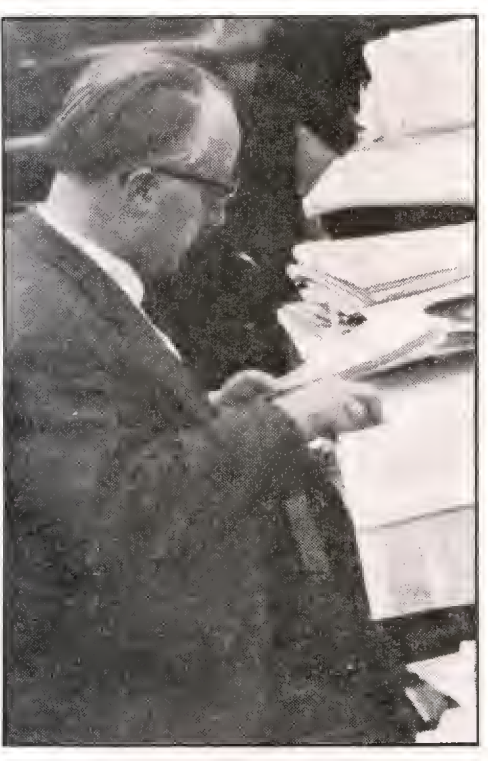
Das Gespräch der Großen Zwei, wußte Grewe nach Bonn zu melden, sei sehr friedlich verlaufen. Chruschtschow habe nicht ein einziges Mal auf den Tisch geschlagen, er sei nicht erregt, sondern sehr freundlich und gemäßigt gewesen. Die beiderseitigen Standpunkte seien sowohl von Eisenhower als auch von Nikita Chruschtschow dargelegt worden.

Irgendwelche Ansatzpunkte zur Überwindung der Gegensätze hätten sich in der Sache nicht gezeigt, nicht einmal in der Abrüstungsfrage, die von Herter und Gromyko noch ausführlich besprochen worden sei. Nur über eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den USA und der Sowjet-Union sei man einig gewesen, wenn auch nicht in konkreten Einzelheiten. Überhaupt habe das Gespräch unter dem üblichen Zeitdruck gelitten.

Zur Deutschland- und Berlinfrage habe Chruschtschow sehr eindringlich seine Ansicht wiederholt. Zum Schluß der Unterhaltung habe sich eine gewisse Kompromißmöglichkeit ergeben. Chruschtschow habe sich bereit erklärt, die Drohung des Ultimatums gegen Berlin fallenzulassen — was Eisenhower seit je als Vorbedingung für ein Gipfeltreffen gefordert hat. Eisenhower war daraufhin bereit, seine zweite Vorbedingung für eine Gipfelkonferenz — daß nämlich ihr Erfolg durch Vorgespräche von vornherein sicher sein müsse — hintanzustellen unter der Voraussetzung, daß seine Verbündeten damit einverstanden seien. Darüber hinaus habe Eisenhower anerkannt, daß neue Berlin-Verhandlungen, die ohne Endtermin geführt werden, doch nicht endlos dauern könnten, weil Berlin sich in einer anomalen Lage befinde.

Der Präsident hat Chruschtschow — immer laut Grewes Bericht — mehrfach deutlich erklärt, daß die Amerikaner Berlin unter keinen Umständen aufgeben würden. Er habe außerdem den Bundeskanzler in Schutz genommen, und in der Tat habe Chruschtschow unter Hinweis auf den letzten Adenauer-Brief sehr viel mildere Formulierungen für den Kanzler gefunden. Der Sowjetmensch habe aber wiederum auf die Gefahren des deutschen Militarismus hingewiesen und betont, daß man die Existenz zweier deutscher Staaten anerkennen müsse.

Grewe zog in seinem Bericht das Fazit, die Entwicklung sei noch unübersichtlich



Inflations-Warner **Ruf**
„... lebt man völlig ungeniert"

und gebe deshalb einigen Anlaß zur Besorgnis.

In der Tat hat die amerikanische Diplomatie im Berlin-Kampf nach den Chruschtschow - Eisenhower - Gesprächen neue Stellungen bezogen, wie sie sich in jenen vermeintlichen sprachlichen Fehlleistungen schon angekündigt hatten: Wenn Chruschtschow die westlichen Rechte in Berlin im Prinzip unangetastet läßt — wofür jetzt vieles spricht —, wird Amerika die DDR als Faktum akzeptieren. Amerika ist auch bereit, seine Truppen in Berlin nicht nuklear auszurüsten — das war schon in Genf konzediert worden —, deren Stärke zu begrenzen und seine Anti-Ost-Propaganda zu drosseln.

Die Juristen des State Department haben schon damit begonnen, sich Gedanken zu machen, welchen Status Westberlin dann wohl haben soll: Die alliierte Kommandantur soll aufgelöst und — zur Krönung der Konsolidierung in Mitteleuropa und analog zum Friedensvertrag Moskaus mit der DDR — möglicherweise auch ein Friedensvertrag zwischen der Bundesrepublik und den Westmächten abgeschlossen werden.

SOZIALRENTEN

Der ungehörte Ruf

Alljährlich im Herbst können die arbeitsunfähigen oder pensionierten Bundesbürger eine mildtätige Gabe aus der Wundertüte Bonner Wohlfahrtspolitik in Empfang nehmen: Dann steht nämlich in Bonn die Verbesserung der laufenden Altrenten auf der Tagesordnung des Kabinetts. Der Spruch fällt anscheinend immer gleich aus:

Wie schon im vergangenen Jahr hat das Bundeskabinett am Dienstag letzter Woche beschlossen, die laufenden Invaliden- und Knappschaftsrenten heraufzusetzen, und zwar entsprechend dem durchschnittlichen Zuwachs der Jahreseinkommen aller Versicherten um 5,94 Prozent. Die Durchschnittsrente der Invalidenversicherung wird damit um 8,60 Mark, die der Angestellten um 14,40 Mark monatlich steigen.

Bekümmert schrieb der Eßlinger Diplomvolkswirt Thomas Ruf, Bundestagsabgeordneter der CDU, seinem Kanzler einen Tag nach dem Kabinettsbeschluß in einem Brief: „Über den Beschluß, die Renten auch in diesem Jahr, und dazu noch in voller Höhe anzupassen, bin ich sehr enttäuscht . . . Ich glaube dies sagen zu dürfen, da ich wohl derjenige bin, der seinerzeit in der Fraktion und im sozialpolitischen Ausschuß am meisten gegen die inflationsfördernde Automatik der Rentenanpassung gekämpft hat."

Den Vorwurf, einer möglichen Verschlechterung des Geldwerts Vorschub zu leisten, hatte sich der Kanzler in zwei vorausgegangenen Kabinettssitzungen schon von seinen Ressortministern Erhard und Etzel und dem eigens aus Frankfurt herbeizitierten Bundesbankpräsidenten Karl Blessing anhören müssen. Umsonst: In Zusammenarbeit mit dem ihm blind ergebenen Arbeitsminister Theodor Blank drückte der Kanzler die Rentenerhöhung im Kabinett durch und verzichtete damit freiwillig auf jene Befugnisse, die ihm das Rentenreformgesetz aus dem Jahre 1957 ausdrücklich zubilligt.

Der Bundestag hatte bei der Verabschiedung der Rentenreform bestimmt, daß nur die jeweils neu fällig werdenden Renten alljährlich *automatisch* dem gestiegenen Einkommensniveau in der Bundesrepublik angepaßt werden. Hingegen sollte eine allgemeine Erhöhung der bereits laufenden Altrenten jeweils von der Entscheidung des Kabinetts und des Parlaments abhängig gemacht werden, um etwa drohenden Inflationsgefahren und einem finanziellen Ausverkauf der Rentenversicherungen zu begegnen*. Ein Sachverständigengremium — der sogenannte Sozialbeirat — sollte der Regierung mit objektiven Vorschlägen zur Hand gehen.

Nicht zuletzt wegen seiner Zusammensetzung — dem Beirat gehören drei Delegierte der Versicherten, drei Arbeitgebervertreter, drei Wissenschaftler und ein Vertreter der Deutschen Bundesbank an — konnte sich das Gutachtergremium bisher niemals zu einem einheitlichen Beschluß durchringen. Bundesregierung und Bundestag waren daher bereits im vergangenen Jahr den bequemen Weg gegangen, die Altrenten einfach um jenen Prozentsatz anzuheben, um den auch die Neurenten automatisch gestiegen waren. Eine Wiederholung dieses simplen Beschlusses drohte in diesem Jahr, als der Sozialbeirat erneut kein einheitliches Rentengutachten zuwege brachte, den Ruf der Bonner Rentenmacher endgültig zu ramponieren.

* Paragraph 1272 Absatz 2 des Rentenreformgesetzes bestimmt: „Die Anpassung (der laufenden Altrenten) hat der Entwicklung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und der Produktivität sowie den Veränderungen des Volkseinkommens je Erwerbstätigen Rechnung zu tragen."

Um die Rentenneubemessung nicht der Vernunft von Wahlstrategen zu überlassen, gingen deshalb die Bundesminister Etzel und Erhard zusammen mit Bundesbankpräsident Blessing am Mittwoch vorletzter Woche mit dem festen Vorsatz in die Kabinettssitzung, ein Exempel zu statuieren und die Altrenten nicht wieder im gleichen Umfang wie die kraft Gesetzes angepaßten Neurenten heraufzusetzen.

Sie wollten verhindern, daß die nicht zuletzt im Interesse der Sozialrentner vereinbarten Kontrollmöglichkeiten der Regierung zu einer leeren Formel würden. Statt einer automatischen Anpassung von 5,94 Prozent schlugen sie für die Altrenten einen Satz von nur vier Prozent vor.

Etzel begründete seinen Vorschlag zunächst mit Haushaltsargumenten. Allerdings mußte er sich von seinem Kollegen Blank vorrechnen lassen, daß eine vierprozentige Rentenaufbesserung den Bundeshaushalt — er leistet einen jährlichen Zuschuß zur Knappschaftsversicherung — nur 33 Millionen Mark weniger kosten würde als der rund sechsprozentige Betrag. Die Differenz erwies sich als zu gering, um den beharrlichen Theo Blank umzustimmen.

Nicht anders erging es Erhard und Blessing, die es mit konjunkturpolitischen Argumenten versuchten. Die derzeitige Konjunkturüberhitzung, so erklärte Minister Erhard, vertrage mit Rücksicht auf das Preisniveau keine neue Rentner-Konsumwelle. Blank konterte: Bei einem Bruttosozialprodukt von voraussichtlich mehr als 250 Milliarden Mark schlügen die für die 5,94prozentige Erhöhung notwendigen 770 Millionen Mark nicht zu Buch. Sprach der Kanzler: „Watt denn nun, meine Herren?"

Daraufhin wurden die drei Opponenten deutlicher. Sie bedeuteten dem Kanzler, wie gefährlich es sei, wenn die freiwillige Rentenanpassung ein zweites Mal dasselbe Ausmaß erreiche wie die automatische Anpassung der Neurenten. In den beiden kommenden Jahren, so argumentierte Erhard unerschrocken, werde man angesichts der Wahlen ohnehin manche sachlichen Überlegungen beiseite lassen. Mittlerweile sei dann die Anpassung der Altrenten im Gleichschritt mit den laufenden Renten zu einer inflationstreibenden Selbstverständlichkeit geworden, auf die das Heer der Altrentner gewissermaßen ein Gewohnheitsrecht geltend machen könne.

Der Appell an das Kabinett blieb ohne Gehör. Bei der endgültigen Beschlußfassung am vergangenen Dienstag — Erhard und Blessing waren unterdes zur Weltbanktagung nach Washington abgereist — gewannen Wahlüberlegungen vollends die Oberhand. Ohne Schwierigkeiten ging Blanks Vorschlag über die Bühne, zumal sein Ministerialdirektor Kurt Jantz treuherzig versichert hatte, daß die Finanzen der Invalidenversicherung bis 1966 immerhin noch *zwei* Anpassungen, die der Angestelltenversicherung noch *eine* Anpassung vertragen würden, ohne daß auf die eiserne Reserve der Versicherungsträger zurückgegriffen werden müsse.

Ungehört verhallten auch die Warnungen des CDU-MdB Ruf, die er seinem Kanzler schriftlich übermittelt hatte: „Ich weiß aus Gesprächen mit maßgeblichen Herren der Rentenversicherungen, aber insbesondere aus meinem Kontakt mit Rentnern, daß wir in der Öffentlichkeit auf viel mehr Verständnis stoßen würden ... wenn wir den Mut hätten, entsprechend dem Auftrag, der in den Rentenversicherungs-Neuregelungsgesetzen verankert ist, vorsichtig zu sein ...

„Was mich ... bedrückt, ist die Sorge, daß aus all den guten Vorsätzen, die sich Bundesregierung und Fraktion für die dritte Legislaturperiode vorgenommen haben, nichts wird."

CDU-REFORM

Gottes Gnade

Mit oft erprobtem Spürsinn für menschliche Eitelkeit und Angst konnte Kanzler Konrad Adenauer vor den Spitzenkollegien der CDU — die sich am Montag letzter Woche im Bonner Palais Schaumburg zusammengesetzt hatten, um die Parteispitze zu reformieren — die Angriffe der Parteigenossen auf seine Machtvollkommenheit als oberster Mandarin der Christdemokratischen Union mühelos abschmettern. Nicht die CDU, sondern allein der Kanzler wird, so Gott und die Ärzte es gestatten, auch den Bundestags-Wahlkampf 1961 bestreiten.

Das Reformkonzil — Bundesvorstand und Bundesausschuß — der Christdemokraten sollte ursprünglich, unmittelbar nach der Erhard-Krise, schon im Juli konferieren. Parteiherr Adenauer verschob diesen Termin selbstherrlich, zunächst auf den 14. September, schließlich nochmals um zwei Wochen. Die Unruhe der Parteifreunde über sein Satyrspiel mit der Präsidentschafts-Kandidatur, so hatte der Kanzler spekuliert, sollte sich erst einmal legen.

Die Welt

„Die Parteispitze is doch nu wirklich stark jenuch ...!"

Adenauers Hoffnungen, daß die Zeit den Zorn verweht und die Wunden heilt, erfüllten sich. Der Eifer der Parteireformer, an deren Spitze der schleswig-holsteinische Ministerpräsident von Hassel und der Kieler Bundestagsabgeordnete Stoltenberg, Vorsitzender der Jungen Union, agiert hatten, war unter südlichem Urlaubshimmel, von der weltpolitischen Entwicklung benommen, allmählich erschlafft.

Geduldig ließ die Parteispitze zu Beginn der Reformdebatte eine Adenauersche Gardinenpredigt über sich ergehen. Selbst bei höheren Parteigenossen, mäkelte der Kanzler, stehe nicht alles zum besten. Da habe zum Beispiel dem schleswig-holsteinischen Kultusminister Osterloh das „C" in der CDU nicht gefallen. Nach den Bekenntnissen, die Osterloh auf dem evangelischen Kirchentag in München zum besten gegeben habe, könnten Christen in allen Parteien arbeiten. Adenauer: „Das ist falsch und steht gegen die Statuten der Partei. Unsere Politik gründet sich auf der christlichen Überzeugung."

Auch einem seiner Stellvertreter im Parteivorsitz, dem Bundestagspräsidenten Gerstenmaier, kreidete der Kanzler an, von der Parteilinie abgewichen zu sein. Adenauer rügte, daß Gerstenmaier in seiner Rede anläßlich der Vereidigung des neuen Bundespräsidenten die Verdienste der Opposition um den Aufbau der Bundesrepublik sachlich überbewertet und parteipolitisch falsch dargestellt habe.

Der Bundestagspräsident hatte bei der Amtseinführung Lübkes dieses Kompliment an die Opposition verschwendet: „Wenn sich in diesen zehn Jahren ein demokratisches Selbstbewußtsein in Deutschland entwickelt hat, so ist das der parlamentarischen Opposition mit zu verdanken. Auch in der scharfen politischen Auseinandersetzung bewährte sie ihre rechtsstaatliche Haltung und freiheitliche Gesinnung."

Gegen Adenauers Kritik an dieser unverfänglichen Geste wendete Gerstenmaier am letzten Montag mit Fug ein, man müsse wohl seine ganze Rede lesen.

Die Pläne der Reformatoren, nach denen die Macht des Parteivorsitzenden beschnitten werden sollte, wischte der Kanzler unwidersprochen beiseite.

Zum geschäftsführenden Vorstand der CDU gehören — außer dem Bundesgeschäftsführer, dem Bundesschatzmeister und dem stellvertretenden Vorsitzenden der Bundestagsfraktion — Parteivorsitzender Adenauer, die vier stellvertretenden Parteivorsitzenden von Hassel, Gerstenmaier, Blank, Krone und die drei geschäftsführenden Vorstandsmitglieder Kiesinger, Meyers und Schröder — mithin elf Funktionäre mit dreizehn Parteiämtern. Die Reformer von Hassel und Stoltenberg hatten vorgeschlagen, diesen aufgeblähten Führungskörper auf einen Vorsitzenden und zwei Stellvertreter zu reduzieren, die beiden Stellvertreter mit effektiven Machtbefugnissen auszustatten, dergestalt die Position des Chefs zu schwächen und die Parteispitze schlagkräftiger einzurichten.

Fragte der Kanzler den nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten: „Herr Meyers, wollen Sie zurücktreten?"

Meyers: „Nein."

Adenauer zum Bundesinnenminister: „Oder wollen Sie zurücktreten, Herr Schröder?"

Schröder: „Nein."

Adenauer: „Na also! Außerdem können wir ja gar nichts machen, nach den Satzungen kann so was nur der Parteitag entscheiden."

Nordrhein-Westfalens Innenminister Dufhues sprang dem Kanzler bei: „Die Organisation ist ja auch nicht so sehr entscheidend."

Mit sichtlichem Wohlbehagen bestätigten die um ihre Posten im Parteivorstand

Bangenden plötzlich, daß es ungefährlicher ist, die Parteiarbeit im Bund, in den Ländern und den Gemeinden zu intensivieren, als die Organisation des Parteivorstandes zu reformieren. Bundestagspräsident Gerstenmaier sprach dem Bundeskanzler „für Arbeit und beispiellose Ergebnisse den ehrerbietigen Dank der CDU" aus.

Gerstenmaier hielt es allerdings für geraten, seine Rede bei der Verabschiedung des alten und Vereidigung des neuen Bundespräsidenten sicherheitshalber zu kommentieren. Jene beiden Männer habe er feiern wollen; freilich sei ihm dabei der Gedanke durch den Kopf geschossen, daß es im Grunde ja die aufopfernde Arbeit des Kanzlers war, die alles, was in der Bundesrepublik geschieht, erst ermöglicht hat. Diese etwas verspätet dargebotene Erkenntnis des Bundestagspräsidenten riß die CDU-Oberen zu einer Ovation für den Obersten Adenauer von den Stühlen.

Gerührt korrigierte Konrad Adenauer den Lobredner Gerstenmaier: „Die Gnade Gottes hat uns die Möglichkeit gegeben, nach der Katastrophe des Krieges wieder zu Ansehen zu gelangen."

Der Kanzler, von seinen eigenen Worten ergriffen, legte eine Pause der Besinnung ein. Sodann bat er die Parteifreunde zum Picknick ins Grüne: „Ich habe draußen im Garten ein kaltes Büfett aufstellen lassen. Das Wetter ist ja noch so schön. Und ein Gläschen Wein gibt es auch."

LEBENSMITTEL-GESETZ

Salpeter im Lachs

Bundesinnenminister Dr. Gerhard Schröder hat den Regierungen der Bundesländer die Entwürfe dreier Rechtsverordnungen zur Stellungnahme übersandt, in denen festgelegt wird, welche Fremd-, Farb- und Konservierungsstoffe künftig westdeutschen Lebensmitteln ungestraft zugesetzt werden dürfen. Den Entwürfen sind Kataloge angehängt, die jene hart umkämpften Ausnahmen von dem grundsätzlichen Verbot verzeichnen, das in dem Lebensmittelgesetz vom 21. Dezember 1958 gegen die Verwendung gesundheitsschädlicher Stoffe erlassen wurde.

Um die Gewissensnot zu demonstrieren, in die das Verbot Westdeutschlands Wirtschaft und die Bundesregierung gestürzt hat, ließ es sich Dr. Schröder nicht nehmen, seine Entwürfe dem Publikum durch verschiedene öffentliche Verlautbarungen auseinanderzusetzen. Nach einer Erkundungsfahrt in das schleswig-holsteinische Büsum illustrierte der Minister an einem Einzelfall die Qual der Ausnahmen-Wahl sogar im Westdeutschen Rundfunk:

„Die Krabbenfischerei", so erklärte er, „hat in bewegender Weise geklagt, daß sie zum Erliegen kommen müsse, wenn ihr nicht mehr gestattet werde, den bisherigen Haltbarkeits-Zusatz (Borsäure) anzuwenden... (Es ist) nicht ganz leicht, jeweils richtig abzuwägen, ob es besser ist, einen so sympathischen Wirtschaftszweig in größte Existenznot zu bringen und den Verbrauchern die . . . Krabbenkonserven und die Krabbenmayonnaise zu entziehen oder aber zuzustimmen, daß der jahrzehntealte Zusatz Borsäure noch für eine begrenzte Übergangszeit beibehalten werden darf, mit dem Ziel, die Krabbenverwertung auf andere Methoden umzustellen."

Das Konservierungsmittel Borsäure verleiht den Krabben eine appetitliche rote Farbe; Lebensmittelchemiker jedoch wollen



FDP-Referentin **Tangemann**
Das Auge . . .

es aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr verwendet wissen.

Das Beispiel der sympathischen Krabben aus Büsum dünkte Minister Schröder ein treffliches Argument, um der Öffentlichkeit — den Mahnungen der Ärzte und dem Wortlaut des Lebensmittelgesetzes zuwider — einen Rattenschwanz von Ausnahmen aufzureden, den seine Referenten in die Verordnungsentwürfe eingeschmuggelt haben.

Gerhard Schröder sieht sich genötigt, diese Vorschläge zu verteidigen, weil die Verordnungen bereits nach dem Bekanntwerden erster Einzelheiten als eine Art Siegesdokument der Bonner Wirtschafts-Lobbyisten gewertet wurden. Am 9. September hatte die streitbare Bundesfrauenreferentin der **FDP**, **Dr. Ruth Tangemann**, drei der insgesamt elf Rechtsverordnungen, die laut Lebensmittelgesetz am 23. Dezember 1959 in Kraft treten sollen*, sofort



SPD-Expertin **Keilhack**
. . . ißt mit

in der „Freien Demokratischen Korrespondenz" kritisch beleuchtet. Sie rügte den Minister:

„Die ausgetüftelten Rechtsverordnungen über die Zulassung von Fremdstoffen, Konservierungsmitteln und Farbstoffen, deren Rohentwurf soeben den Ländern zuging, sind geeignet, das Ansehen des Gesetzgebers zu schmälern und den eindeutigen Willensakt des Bundestages zu mißachten . . . Gesetze werden im allgemeinen nicht dazu erlassen, um auf dem Wege von Rechtsverordnungen wieder aufgehoben oder ins Gegenteil verkehrt zu werden."

Das Verordnungswerk der Schröderschen Ministerialbeamten sieht in der Tat ein weitmaschiges Netz von Ausnahmen vor, durch dessen Löcher zu schlüpfen gewandten Lebensmittel-Herstellern der Bundesrepublik nicht schwerfallen dürfte. Allein die Allgemeine Fremdstoffverordnung lokkert das prinzipielle gesetzliche Verbot erheblich auf, da fortan zwölf verschiedene Gruppen von Fremdstoffen zugelassen werden sollen. Unter diesen Stoffen befinden sich zum Beispiel Salpeter „für die Herstellung von geräuchertem Lachs" und als „Zusatz für Milch in der Käserei", außerdem Ortho-Phosphorsäure „zur Herstellung von koffeinhaltigen Erfrischungsgetränken".

Um die Phosphorsäure in ihren Getränken hatten die Hersteller koffeinhaltiger Erfrischungen erbittert mit den zaudernden Ernährungswissenschaftlern gerungen. Schröders Referenten zeigten sich den Argumenten der Industrie aufgeschlossen: Durch die Aufnahme in den Ausnahmekatalog endete das Ringen vorläufig mit einem Sieg der Erfrischungsmänner.

Die Hersteller des Narkotikums Lachgas, von dem gemeinhin nur bekannt ist, daß es in Zahnkliniken und Kreißsälen verwendet wird, hatten demgegenüber keinen Erfolg. Ihr Versuch mißlang, den westdeutschen Konditoren weiterhin die Verwendung von Lachgas bei der Zubereitung von Schlagsahneprodukten zu ermöglichen. Lachgas wurde nicht auf die Ausnahmeliste gesetzt.

Westdeutschlands Lebensmittelhersteller konnten dagegen einen eindeutigen Erfolg verbuchen, als sie Schröders Ministerialbürokratie in Sachen *Kennzeichnungs*pflicht berieten, die das Lebensmittelgesetz in Paragraph 5 zum Grundsatz erhoben hatte. Ausnahmen sollten dem Gesetz entsprechend nur für Fälle vorgesehen und durch Rechtsverordnung gewährt werden, in denen „die Verwendung der fremden Stoffe allgemeiner Verkaufsauffassung entspricht und der Verbraucher durch die Unterlassung der Kenntlichmachung in seiner berechtigten Erwartung nicht getäuscht werden kann".

Das Ergebnis läßt den Schluß zu, daß die Referenten Schröders von den deutschen Hausfrauen annehmen, sie erwarteten etwa im geräucherten Lachs und im Käse Salpeter und im Erfrischungsgetränk Phosphorsäure zu finden. Kommentierte die Referentin Tangemann: „Praktisch würde die Inkraftsetzung dieses Entwurfs die Beseitigung des Kennzeichnungszwangs bedeuten . . ., durch die es gerade dem Verbraucher und dem Arzt endlich möglich gemacht werden sollte, selbst zu entscheiden, was er zu sich nimmt."

Die Bonner Referenten setzen letztlich auch den Paragraphen 4e Absatz 3 des Lebensmittelgesetzes auf dem Verordnungswege wieder außer Kraft, indem sie selbst für

---

* Außer den vorgelegten drei Entwürfen folgen u. a. Rechtsverordnungen über Tabakwaren, Fleisch und Fleischerzeugnisse, diätetische Lebensmittel, Trinkwasser sowie über die Oberflächenbehandlung von Früchten und die Strahlenbehandlung von Lebensmitteln.



Die Londoner Börse

Umschlagplatz des Kapitals

Die Börsen sind die gewichtigen Umschlagplätze des Kapitals. Hier werden die Werte vieler Industrieländer gehandelt und täglich neu bestimmt. Die weitgehende Konvertibilität begünstigt die freie Kapital-Aus- und -Einfuhr. Für den Geschäftsmann ist es heute wichtiger denn je, sich laufend über die Entwicklung an den Börsen zu informieren.

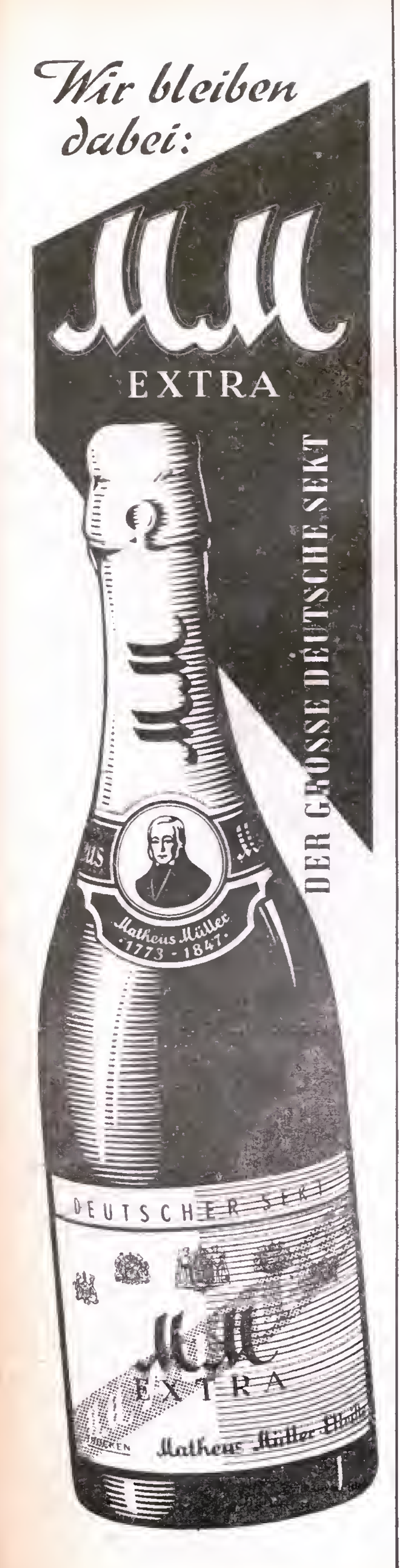
Aus allen Teilen der Erde berichten Tag für Tag die Korrespondenten der FINANCIAL TIMES. Die täglich erscheinende Wirtschaftszeitung informiert und berät die führenden Männer der Wirtschaft. Darum ist sie auch ein wertvoller Mittler von Angeboten und Geschäftsberichten. Nicht von ungefähr inserieren in der FINANCIAL TIMES renommierte internationale Firmen, wie . . .

Mannesmann · Demag · AEG · Krupp · Phoenix-Rheinrohr · Daimler-Benz · Volkswagen · Fiat · ENI · Philips · Renault · Petrofina · Caterpillar · AMF · Unilever · Stewarts & Lloyds · ICI · Uddeholm · Volvo · L. M. Ericsson · ASEA · CIBA

Es gibt nur eine

FINANCIAL TIMES

Die täglich erscheinende führende Wirtschaftszeitung Europas, herausgegeben seit 1888, THE FINANCIAL TIMES - Bracken-House, 10 Cannon Street, London, E. C. 4.



die mit Fremdstoffen vermengten Lebensmittel die Bezeichnungen „rein", „natürlich", „naturbelassen" oder „naturrein" gestatten wollen. So kommt es, daß beispielsweise Seelachs, der im Gegensatz zum echten Lachs aus rotgefärbten Schellfischscheiben hergestellt wird, in Zukunft unter der Gütemarke „naturrein" verkauft werden dürfte, während nach den zur Zeit noch geltenden Bestimmungen auf den Packungen vermerkt sein muß: „Ersatzlachs in Öl, gefärbt".

Die Rechtsverordnung über Farbstoffe läßt 30 verschiedene Färbungsmittel zu, schreibt allerdings einen Vermerk über Farbzusätze auf den Warenetiketten vor. Die Verordnung über Konservierungsmittel enthält eine ähnliche Fülle unerfreulicher Zutaten. In ihrem Katalog der Ausnahmen von dem gesetzlichen Verbot werden Sorbinsäure, Benzoesäure, Ester- und Ameisensäure aufgeführt. Sie dürfen für 26 namentlich genannte Lebensmittelgruppen verwendet werden.

Die Bundesregierung war in ihrer Begründung des Lebensmittelgesetzes noch davon ausgegangen, auf jeden Fall die Hauptnahrungsmittel von Fremd- und Konservierungsstoffen freizuhalten. Demgegenüber genehmigt Innenminister Schröders neue Liste die Verwendung konservierender Mittel sogar für das Volksnahrungsmittel Margarine.

Eine andere delikate Zutat ist das Hexamethylentetramin, das sich laut Aussage von Wissenschaftlern im Leib der Konsumenten in Ammoniak und Formaldehyd aufspaltet, das als keimschädigend gilt. Nach Schröders Verordnung soll es noch für die Dauer von drei Jahren Fischkonserven der verschiedensten Arten zugesetzt werden dürfen.

Überhaupt ist das Innenministerium Industriezweigen, deren Beimischungsgewohnheiten aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse auf keinen Fall mehr geduldet werden können, zumindest zeitlich entgegengekommen. Obgleich laut Gesetz die Verordnungen eindeutig am 23. Dezember dieses Jahres in Kraft treten sollen, brauchen nach dem Wortlaut der Entwürfe Konservierungsmittel und Farbstoffe erst ein Jahr später deklariert zu werden. Für diese Verzögerung gibt es im Lebensmittelgesetz keine Grundlage.

Angesichts solcher Großzügigkeit („Bei Lebensmitteln ißt das Auge mit") zog der Bundesinnenminister nachhaltige Proteste westdeutscher Hausfrauen-Vereinigungen und der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände auf sich. Aus Bayern und Hessen wurde überdies bekannt, daß wahrscheinlich beide Landesregierungen den Verordnungen des Krabbenbeschützers Schröder ihre Zustimmung verweigern werden. Im Bayrischen Landtag liegt bereits ein entsprechender Antrag der FDP vor.

In Bonn schließlich ist den Freien Demokraten die Abgeordnete Irma Keilhack zu Hilfe gekommen. Die Lebensmittelexpertin der SPD, die in der Auseinandersetzung mit dem Oetker-Angestellten und Bundestagsabgeordneten Dr. Alexander Elbrächter schon im zweiten Bonner Bundestag harte Kämpfe geführt hat, wirft nunmehr Dr. Schröder eine „offene Täuschung" der Verbraucher vor.

Namens der sozialdemokratischen Fraktion brachte Irma Keilhack im Bundestag eine Anfrage ein, in der Bundesinnenminister Dr. Schröder um Auskunft über die erstaunliche Spanne gebeten wird, die zwischen dem Willen des Gesetzgebers und den vorgelegten Ausführungsbestimmungen liegt.

BUNDESPRÄSIDENT

Wilhelminisches

Wilhelmine Lübke, sprachbegabte Mathematiklehrerin von einst und Staatschef-Gattin von heute, hat mit einer herbstlichen September-Affäre den Unwillen der SPD erregt.

Die rheinische First Lady hielt am 21. September in Bonn vor katholischen Studenten aus Indien eine wohlgesetzte Ansprache, in der sie — getreu dem großen internationalen Sättigungs-Anliegen ihres Mannes — ein ermunterndes Wort für die „Entwicklungsländer" fand und — in Anspielung auf den gemeinsamen Glauben von Bonner Rednerin und indischen Zuhörern — den Kommunismus als „Hauptfeind des Christentums" brandmarkte.

Kerala, Heimatstadt der lauschenden Besucher und am stärksten vom Chri-



Wilhelmine Lübke, Besuch aus Indien
Kennt das Gesetz eine Präsidentin?

stentum durchdrungene Provinz Indiens, habe sich kürzlich „selbst in freier Wahl einer kommunistischen Regierung übergeben. Dies ist, wie Sie wissen, zum ersten Male in der Weltgeschichte geschehen".

Derartige weltgeschichtliche Perspektiven* geben — nach Wilhelmine Lübke — „uns zwei Fragen auf: Was sind die besonderen Gründe dafür, daß der Kommunismus nur in diesem indischen Staat eine Mehrheit gewann? Und zweitens: Wie war es möglich, daß der Kommunismus sich gerade in dem Teil Indiens erheben konnte, der am stärksten für das Christentum gewonnen war?" Antwortete Wilhelmine Lübke sich selbst: „Natürlich kann ich zu diesen Fragen nichts sagen."

Schon zuvor hatte die Rednerin ihr Auditorium vorübergehend leicht verwirrt,

* Von den 13,6 Millionen Einwohnern Keralas bekennen sich drei Millionen, das sind 22 Prozent, zum Christentum. Bei der letzten Wahl errangen die Kommunisten 60 von 126 Parlamentssitzen und bildeten zusammen mit sechs Unabhängigen die Regierungskoalition.

als sie erklärte: „Zwar ist nicht alles, was Sie hier gesehen haben, nachahmenswert. In Europa gibt es seit fast zweitausend Jahren Christen.“ Aber der Schlußsatz ihrer von großem Ernst getragenen Ausführungen war wieder wilhelminisch unmißverständlich: „Ich bin voller Zuversicht, daß der Sieg unser ist, wenn wir all unser Mühen unter das Kreuz Christi stellen.“

Indes, selbst solche zukunftweisenden Worte Wilhelmine Lübkes riefen bei der sozialdemokratischen Opposition kein positives Echo hervor.

Als „ungewöhnlich“ bezeichnete es der Sozialdemokratische Pressedienst, „daß unsere First Lady gleich ihre erste Ansprache zu hochpolitischen Gedankengängen benutzte“.

Noch ärger erschien es den Sozialdemokraten, daß diese Ausführungen unter der Schlagzeile „Der Hauptfeind des Christentums ist der Kommunismus“ im regierungsoffiziellen „Bulletin“ des Bundespresseamts als „quasi-Staatsrede“ nachgedruckt wurden.

Wilhelmine Lübke habe ihre Ansprache „natürlich als Privatperson“ gehalten. Denn: „Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland kennt keine Bundespräsidentin.“ Daher könne sie „keine staatsoffiziellen Erklärungen hochpolitischen Charakters abgeben, die im regierungsoffiziellen ‚Bulletin‘ abzudrucken wären“.

Dieser Entrüstung der SPD folgte die Entrüstung des Pressereferenten im Bundespräsidialamt, Erich Raederscheidt, auf dem Fuß. Mit den Worten: „Dazu gibt es von uns aus keine Stellungnahme“ leitete der Pressewart der Villa Hammerschmidt einen ausführlichen Kommentar ein: „Natürlich ist Frau Lübke eine Privatperson und als Privatperson die Gattin des Bundespräsidenten.“ Aber das „Bulletin“ sei kein „Staatsanzeiger“. „Es ist ein Organ des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung, aber kein Organ der Bundesregierung.“

Im „Bulletin“, das also ein Organ der Regierung ist, ohne ein Regierungs-Organ zu sein, so hieß es weiter in Raederscheidts Kommentar, „schreiben fast in jeder Nummer private Personen, wie etwa verschiedene Träger des Pour le mérite für Künste und Wissenschaften, oder aber etwa Herr Professor Eschenburg“.

Auch für diejenigen, denen sich die Reihenfolge: Pour-le-mérite-Träger Eschenburg, Wilhelmine Lübke nicht automatisch erschloß, hatte der Pressereferent des Gatten Lübke noch ein einleuchtendes Argument bereit: „Die Veröffentlichung erfolgte, weil sehr viele briefliche und telephonische Nachfragen nach dem Manuskript vorlagen.“

Eine Nachfrage des „Bulletin“-Chefredakteurs Karl Klein, der in seinem Blatt „alles, was im Strahlenkreis der Bundesrepublik liegt“, zu Wort kommen lassen möchte, war allerdings nicht darunter. Erläutert Klein: „Wir haben die Rede vom Bundespräsidialamt bekommen und gedruckt.“

Dem überdeutlichen Hinweis der SPD, die verstorbene Gattin des ersten Präsidenten, Frau Elly Heuss-Knapp, habe die einer First Lady traditionell gezogenen Grenzen besser zu wahren gewußt als ihre Nachfolgerin, hielt der Pressereferent des Bundespräsidenten schließlich das nicht weniger deutliche Argument entgegen: „Frau Heuss konnte noch nicht im ‚Bulletin‘ schreiben, weil das ‚Bulletin‘ erst nach ihrem Tode eingerichtet wurde.“

Frau Elly Heuss-Knapp verstarb am 19. Juli 1952; das erste „Bulletin“ erschien am 27. Oktober 1951.

DER GEHEIMNISVOLLE WEG

Ein SPIEGEL-Gespräch mit dem SPD-Programmatiker Willi Eichler

SPIEGEL: Der Vorstand der SPD hat kürzlich nach mehrjährigen Vorarbeiten einen Entwurf für ein Grundsatzprogramm veröffentlicht, der im November einem außerordentlichen Parteitag der SPD in Bad Godesberg vorgelegt werden soll. Der wichtigste Teil dieses Programms scheint uns das Kapitel zu sein, in dem Sie sich über Ihr wirtschaftliches Konzept verbreiten. Uns scheint, daß die SPD da mit allem gebrochen hat, was ihr seit Jahrzehnten heilig war. Zum Beispiel ist in diesem Programm vom Marxismus überhaupt nicht mehr die Rede. Wie steht die SPD von 1959 zu Karl Marx, Herr Eichler?

EICHLER: Karl Marx bleibt der Vorkämpfer der Befreiung der Arbeiterschaft aus den Fesseln einer unkontrollierten anarchischen Wirtschaft. Das war seine Idee. Von Karl Marx bleibt vor allem seine Soziologie, zu einem großen Teil; in dem Politischen Wörterbuch von Herder, in dem Artikel über den Marxismus, verfaßt vom Jesuitenpater Nell-Breuning, steht: Es war gut, daß die marxistische Gesellschaftsanalyse der christlichen Soziallehre den Star gestochen hat. Das heißt, von der marxistischen Analyse ist meiner Meinung nach ein großer Teil heute einfach in die allgemeine Soziologie eingegangen. Das, würde ich sagen, bleibt von Karl Marx.

SPIEGEL: Karl Marx bleibt so als eine Art Kirchenvater.

EICHLER: Nein, wäre er Kirchenvater, hätte ich keinen Grund, ihm besonders Beachtung zu schenken. Nein, er bleibt als der große Inspirator, würde ich eher sagen.

SPIEGEL: Das Merkwürdige ist, daß er in dem Programm überhaupt nicht erscheint; es heißt dort: „Der demokratische Sozialismus in Europa ist in christlicher Ethik, im Humanismus und in der klassischen Philosophie verwurzelt."

EICHLER: Wir haben uns auf Marx hier nirgendwo speziell mit Zitaten oder sonstwas berufen, weil wir die Auseinandersetzung mit dem Marxismus heute für eine wesentlich wissenschaftliche Aufgabe halten, nicht für eine politische.

SPIEGEL: Sind Sie noch Marxist, Herr Eichler?

EICHLER: Das bin ich in dem Sinne, in dem manche es sind, nie gewesen: Ich bin niemals dialektischer Materialist gewesen, das ist meiner ganzen philosophischen Bildung nach schon unmöglich; jede monistische Erklärung ist wissenschaftlich jedenfalls nicht möglich — sonst ja, im Glauben natürlich, für jeden Christen gibt es eben die monistische Erklärung, daß Gott die Welt geschaffen hat; der Atheist sagt, das ist nicht so gewesen, auch das ist ja nur eine Religion, eine mit umgekehrtem Vorzeichen. Eine Wissenschaft darüber kann es jedenfalls nicht geben. Deshalb haben wir das aus unserem Programm ganz herausgelassen.

SPIEGEL: So daß man auf jeden Fall sagen kann: Dieses Programm ist kein marxistisches Programm mehr.

EICHLER: Nein, das ist es nicht. Es gibt eine Vorstellung, die sehr verhängnisvoll für den Sozialismus ist: aus ihm eine Weltanschauung zu machen, nämlich einen immanenten Prozeß in der Geschichte vorauszusetzen, bei dem der Sozialismus gar nicht vermeidbar war.

SPIEGEL: Das ist doch die klassische Auffassung der Sozialdemokratie gewesen?

EICHLER: Ja, sicher, sicher, wenn auch nicht die programmatische. Daraus schien hervorzugehen, daß man sich der Entwicklung nicht widersetzen könnte. Was würde geschehen in der Entwicklung? Die Wirtschaft würde zu immer größeren Gebilden heranwachsen, das Kleineigentum, der Bauer, das würde alles verschwinden unter den Anforderungen der modernen Technik, und wenn die Geschichte so weit war, daß es nur noch einige wenige Kapitalisten und sonst lauter Proleten gab, dann war klar, was sollten denn die paar Kapitalisten noch machen, die wurden dann in den Sack gesteckt, die Expropriateure wurden expropriiert, und von da an ging alles schön und gut. Diese Ansicht mußte also liquidiert werden, die in mehr oder weniger Abwandlung noch in manchen Köpfen spukt.

SPIEGEL: Das bedeutet praktisch: Der sogenannte wissenschaftliche Sozialismus wird aufgegeben. Sie knüpfen also eigentlich bei den Vormarxisten an, bei den Sozialisten vor Marx.

EICHLER: Ja, das ist sehr schwierig, man kann sagen, wir knüpfen sogar noch bei Platon und Aristoteles an — aber die kann man doch nicht als Ökonomen ansehen, das würde uns nicht helfen. Nein, was uns an der ganzen Wandlung des sozialistischen Geschichtsbildes und auch Wirtschaftsbildes, scheint mir, wichtig ist, ist immer das Bewußtsein und die Vorstellung eines Menschenbildes, dem man nur gerecht wird, wenn man Freiheit und Gerechtigkeit als die grundlegenden Komponenten jedes Versuchs der Gesellschaftsgestaltung ansieht. Das ist das Leitbild, von dem man ausgehen muß. Alles andere sind Mittel, die man immer danach beurteilen kann: Wie weit geht der Eingriff in die Freiheit, ist er notwendig? Und diesen Respekt hat auch der Unternehmer zu verlangen.

SPIEGEL: Dann wollen Sie also sogar zu der Feststellung kommen, daß selbst das Eigentum an Produktionsmitteln, solange



SPD-Vorstandsmitglied **Eichler** (l.) beim SPIEGEL-Gespräch im Bonner Parteihauptquartier*

* Mit SPIEGEL-Redakteuren Conrad Ahlers (M.) und Erich Böhme.

es nicht zum Mißbrauch von Macht und Herrschaft gebraucht wird ...

EICHLER: ... es hat genauso respektiert zu werden wie der Lohn und das Gehalt des Arbeiters. Es gilt auch heute noch für viele der Grundsatz, daß alle Produktionsmittel sozialisiert werden sollen. Man kann durchaus nicht sagen, daß das jetzt eine Vorstellung ist, die sie plötzlich befallen hat, das galt lange Zeit so. Es gibt eine Broschüre von Karl Kautsky, die hat er 1920 geschrieben, darin steht dem Sinn nach: Wenn mir einer heute zeigen könnte, daß man auch ohne die Sozialisierung der Produktionsmittel die Ausbeutung beseitigen könnte, dann müßte ich aufhören, Sozialist zu sein. Merkwürdiger Schluß — statt zu sagen: Dann würde ich auf die Sozialisierung verzichten können, sagt er: Dann müßte ich aufhören, Sozialist zu sein. Da sieht man, wie selbst bei jemand, der es eigentlich wissen müßte, der ja theoretisch lange genug an den Problemen geknobelt hat, die Idee vorherrschte: Sozialismus ist Sozialisierung der Produktionsmittel.

SPIEGEL: Für Kautsky war es also noch ein richtiges Dogma.

EICHLER: Ja, aber dieses Dogma ist endgültig liquidiert, wie mir scheint, jedenfalls in dem Entwurf.

SPIEGEL: Statt dessen fordern Sie heute — mit Einschränkungen — den Wettbewerb und die Marktwirtschaft.

EICHLER: Nein. Wir registrieren einfach die Tatsache, daß es einen solchen Markt gibt.

SPIEGEL: Gut. Wo es ihn gibt und auf den Teilbereichen, wo es ihn gibt ...

EICHLER: Da sind wir für ihn.

SPIEGEL: Es würde uns interessieren, Herr Eichler, wann und aus welchen Gründen Sie selber das Prinzip der Sozialisierung aller Produktionsmittel als eines Allheilmittels für die Besserung der Gesellschaft, dem Sie doch vermutlich lange Jahre Ihres Lebens angehangen haben, fallenließen?

EICHLER: Ich habe ihm eigentlich nie deswegen angehangen. Ich war für die Sozialisierung von Produktionsmitteln, weil die zusammengeballte konzentrierte Macht der Großwirtschaft die Freiheit unterdrückte, nicht nur der Arbeiter, sie unterdrückt ja auch alles, was an kleineren Unternehmen und Existenzen in der Wirtschaft da ist. Die sind ja in derselben Lage, obwohl sie keine Lohnempfänger sind, aber sie haben ja zum Teil eine jämmerlichere Existenz sogar als die anderen. Eine sehr starke Betonung dieses Freiheitsgedankens ist ganz sicher bei allen Sozialisten durch zwei Erfahrungen hervorgerufen worden: durch die Erfahrung mit der russischen Oktoberrevolution und durch die Erfahrung mit dem Hitler-Reich.

SPIEGEL: Diese beiden Erfahrungen liegen natürlich nicht erst seit gestern vor, sondern schon mindestens seit 1945. Sie haben aber in der Nachkriegszeit trotzdem immer die Sozialisierung ...

EICHLER: Wir haben 1945 in Hannover die Sozialisierung der Großindustrie noch gefordert, und einer der Opponenten unseres jetzigen Programms hat mir sogar vorgelesen, was ich nicht mehr im Kopfe hatte, aber was stimmte, daß Carlo Schmid 1950 in Hamburg sich noch sehr emphatisch für die Sozialisierung, nicht aller Produktionsmittel natürlich — das haben wir eine Ewigkeit nicht mehr gefordert —, aber doch für die Sozialisierung der Großindustrie oder der Schlüsselindustrie eingesetzt hat. So steht es ja auch noch in unserem Dortmunder Aktionsprogramm von 1952.

SPIEGEL: Gibt es denn irgendeinen bestimmten Anstoß, einen Anlaß, zu sagen: Von diesem Punkte an fällt dieser Pro-

WILLI EICHLER

gilt als Chefideologe der SPD und verkündete noch 1957 in einer vom SPD-Vorstand herausgegebenen Broschüre über das „Wesen und Wirken der SPD" als „grundsätzliche Erkenntnis" der Partei: „Die Schwerindustrie soll sozialisiert werden." Die Forderung nach Sozialisierung nicht nur der Schwerindustrie, sondern aller Produktionsmittel gehörte zum Repertoire sozialistischer Parteiprogramme, seit August Bebel und Wilhelm Liebknecht 1869 in Eisenach die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei" gründeten. Sechs Jahre später, 1875, heißt es im ersten Punkt des „Gothaer Programms": „Der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, (gehört) das gesamte Arbeitsprodukt ... In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse ... Die Befreiung der Arbeit erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft." Die gleichen Gedanken finden sich auch im „Erfurter Programm" von 1891: Verstaatlichung aller Produktionsmittel, Kampf, nicht bloß gegen „Ausbeutung und Unterdrückung der Lohnarbeiter, sondern jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung".

FÜNF JAHRE NACH ERFURT, als die Sozialdemokratie eine stramm marxistische Partei war, wurde Willi Eichler als Sohn eines kleinen Postbeamten in Berlin geboren, absolvierte die Fachschule und war als Kalkulator beschäftigt. Er diente im ersten Weltkrieg dreieinhalb Jahre und wurde dann Sekretär bei Professor Leonard Nelson, der in Göttingen Philosophie las und lehrte, daß der Sozialismus sich sittlich begründen lasse, wohingegen Karl Marx vorwiegend an materielle und nicht so sehr an moralische Antriebskräfte der Menschen glaubte. Willi Eichler wurde unter Nelsons Einfluß Sozialist. – Die SPD hatte ihre totalen Sozialisierungspläne in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg aufgesteckt, aber 1925 forderte das „Heidelberger Programm" der Sozialdemokratischen Partei immer noch „im Kampf gegen das kapitalistische System ... Kontrolle des Reichs über die ... Kartelle und Trusts sowie Verstaatlichung von Boden und Bodenschätzen". 1930 ging Willi Eichler – inzwischen zweiter Vorsitzender des SPD-Ortsvereins Göttingen – nach Berlin und leitete dort die Tageszeitung „Der Funke", die am 17. Februar 1933 verboten wurde. Eichler emigrierte zunächst nach Paris, wurde 1938 aber aus Frankreich ausgewiesen, weil seine Tätigkeit geeignet sei, die guten Beziehungen zu (Hitler)-Deutschland zu stören. Er hatte sozialistische Schriften herausgegeben, die illegal in Deutschland vertrieben wurden.

IM ZWEITEN WELTKRIEG lebte Eichler in England, wo er bei der BBC deutschsprachige Rundfunksendungen betreute. Im Frühjahr 1946 kam er nach Deutschland zurück, wurde Vorsitzender des SPD-Bezirks Mittelrhein, Vorstandsmitglied der SPD, nordrhein-westfälischer Landtagsabgeordneter und von 1949 bis 1953 Bundestagsmitglied. Er gibt die sozialistische Monatsschrift „Geist und Tat" heraus und tat sich durch Reden und Aufsätze über die Grundsatzprogrammatik seiner Partei hervor. 1948 forderte er die Verstaatlichung der Ruhrindustrie. 1952 gab sich die SPD in Dortmund ein Aktionsprogramm mit befristeten Zielen, in dem es ähnlich heißt: „Überführung der Grundstoffwirtschaft in Gemeineigentum, gerechte Verteilung des Ertrages der Volkswirtschaft."

DER NEUE ENTWURF des Parteiprogramms schränkt auch diese These weiter ein. Er spricht nicht nur in ungewohnten Wendungen von Wirtschaft und Landesverteidigung, sondern stellt auch Grundsätze zur staatlichen Ordnung, zur Agrarwirtschaft, zu Religion („Der Sozialismus ist keine Ersatzreligion"), zur Schule, zur Wissenschaft und Kunst auf, die mit Überliefertem brechen. Eichler saß in dem Ausschuß, der den vor einem Jahr präsentierten Entwurf eines Grundsatzprogramms hervorbrachte, und arbeitete auch an der jetzt vorliegenden Fassung mit. Einige Parteiorganisationen haben dieser Fassung zugestimmt – wie die Berliner SPD –, für den bevorstehenden Parteitag sind aber auch Änderungsvorschläge eingebracht worden.

grammpunkt oder soll er fallen? Oder aus welcher aktuellen Entwicklung heraus?

EICHLER: Er ist nicht so gefallen. Die Frage würde ich gut verstehen, auch die Opponenten dieses Programms würde ich viel besser verstehen, wenn in dem neuen Programm stünde: Eine Sozialisierung, eine Überführung in Gemeineigentum ist in Zukunft kein Mittel des demokratischen Sozialismus mehr. Dann würde ich das verstehen. Aber das haben wir nicht reingeschrieben, und das glauben wir auch nicht. Wir halten die Überführung in Gemeineigentum durchaus auch heute noch für ein, wie wir geschrieben haben, legitimes Mittel der öffentlichen Kontrolle, aber für eines unter vielen.

SPIEGEL: Aus einem Katalog von Mitteln, und zwar zur Durchsetzung eines neuen Grundsatzes, eines neuen Programmpunktes, den Sie „Kontrolle der wirtschaftlichen Macht" nennen.

EICHLER: Ja

SPIEGEL: Was verstehen Sie speziell unter Kontrolle? Verstehen Sie darunter, daß die Träger der Macht diese Macht weiterhin in Händen halten und dabei kontrolliert werden, oder wollen Sie die wirtschaftliche Macht kontrollieren, indem Sie die Träger dieser Macht ausschalten?

EICHLER: Nein, das zweite würde ich nicht mehr Kontrolle nennen.

SPIEGEL: Würden Sie uns das Instrumentarium der Kontrolle für die wirtschaftliche Macht aufzählen?

EICHLER: Das ist sehr verschieden. Wir haben versucht, grundsätzlich eine Reihe von Dingen aufzustellen, die dieser Kontrolle dienen.

SPIEGEL: Vielleicht dem Härtegrad nach?

EICHLER: Einmal der Wettbewerb durch öffentliche Unternehmen.

SPIEGEL: Das heißt, schon bestehende?

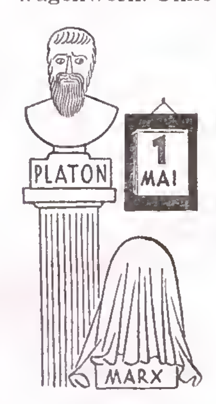
EICHLER: Ja. Das könnte also zum Beispiel, wenn Sie ein Beispiel haben wollen, mit dem Volkswagenwerk erreicht werden, wenn der Staat darauf aus wäre. Unserer Meinung nach würde eine sozialistische Regierung mit dem Volkswagenwerk ganz etwas anderes gemacht haben als die heutige. Sie würde gar nicht eingegriffen haben in die Produktion vom Volkswagenwerk, das machen die Leute da sehr gut, jedenfalls besser als irgendein vom Staat beauftragtes Gremium ...

SPIEGEL: Sie würden Nordhoff behalten.

EICHLER: Das trauen wir den Leuten zu, die wissen, wie man Volkswagen macht, und da wollen wir keineswegs kommen und sagen, das verstehen wir besser. Das kann der Mann gut. Aber wenn es ein öffentliches Unternehmen ist, und das Volkswagenwerk ist eins, dann entscheidet eben nicht nur Herr Nordhoff, eine Wirtschaftspolitik wird von der Regierung gemacht und nicht von dem Unternehmen.

SPIEGEL: Und Sie würden Herrn Nordhoff bei passender Gelegenheit sagen: Hier, geh mit deinen Preisen runter.

EICHLER: Na eben. Sehen Sie, der Staat hat eine unendliche Chance mit dem Volkswagenwerk. Ohne Wirtschaftsspionage treiben zu müssen und Betriebsspionage, hat er hier eine ehrliche Kalkulation und kann sagen: Kinder, so viel kostet ein Auto heute, so sind die Löhne, so sind die Materialien, und so ist der Profit.



Sozialismus — platanisch

SPIEGEL: Würden Sie sagen, das Volkswagenwerk soll sich noch im Bereich erwerbswirtschaftlicher Tätigkeit halten ...

EICHLER: Die sollen ruhig sich selber erhalten, ohne Zuschüsse aus öffentlicher Hand zu kriegen, aber die sollen mit den Preisen so runtergehen, wie es sich im Interesse ihrer Rentabilität gerade noch verantworten läßt.

SPIEGEL: Also sie sollen die vorbildlichen Unternehmer sein?

EICHLER: Ja, das sollen sie. Und dann brauchen wir Mercedes gar nicht zu kontrollieren, keinerlei Maßnahmen gegen Mercedes, keinerlei Vorschriften.

SPIEGEL: Herr Eichler, das ist aber doch, wenn man das Resümee zieht, die grundsätzliche Abkehr von der Vorstellung der gelenkten zentralen Verwaltungswirtschaft.

EICHLER: Absolut.

SPIEGEL: Also Sie wollen nicht nur den Markt erhalten oder die Wettbewerbswirtschaft, sondern Sie wollen sie sogar fördern?

EICHLER: Richtig. Das wäre eben eine Aktion, um den Wettbewerb zu steigern. Sehen Sie, in der Autowirtschaft gibt es heute praktisch keinen Wettbewerb, auch wenn es kein Autokartell gibt; die paar Leute, die in der Autowirtschaft etwas zu sagen haben, wenn die sich zu einem Sonntagsausflug auf der Bühlerhöhe treffen, da brauchen sie kein Kartellabkommen und brauchen nichts Gesetzwidriges zu tun, die wissen, was sie im nächsten Jahr vorhaben, und so gehen sie auch vor. Das ist, was wir hier meinen: Gemeineigentum kann benutzt werden als Einsatz gegen die Konkurrenz; und darüber hat der Staat dann zu befinden, über die Politik des Gemeineigentums. Das ist die Idee.

SPIEGEL: Also das ist eine Möglichkeit der „Kontrolle wirtschaftlicher Macht": die Tätigkeit der staatlichen Unternehmen. Nun gehen Sie aber noch ein Stück weiter. „Die Unternehmen der freien Gemeinwirtschaft, die sich am Bedarf und nicht am privaten Erwerbsstreben orientieren", schreiben Sie im Programm, „wirken preisregulierend und helfen dem Verbraucher." Sie wollen also sagen, daß es neben der Wirkung der staatlichen Unternehmen nun noch die, wie Sie sagen, der freien Gemeinwirtschaft gibt ...

EICHLER: Ja, dabei denken wir etwa an die Konsumgenossenschaften.

SPIEGEL: Die dienen nicht mehr erwerbswirtschaftlichem Streben?

EICHLER: Nein, nach ihrem Prinzip nicht, nein.

SPIEGEL: Dann ist es doch die Frage, von welchem Zeitpunkt an man es für erforderlich hält, Teile der Wirtschaft in diese freie Gemeinwirtschaft zu überführen — wo die Grenze liegt?

EICHLER: Würde ich gar nicht sagen, daß wir das überführen wollen. Unternehmen der freien Gemeinwirtschaft gibt es einfach.

SPIEGEL: Damit hätten wir also zwei Kontrollinstrumente: den staatlichen und den genossenschaftlichen Wettbewerb mit der Privatwirtschaft. Nun nennen Sie in Ihrem Programm noch die Investitionskontrolle: Was ist darunter zu verstehen?

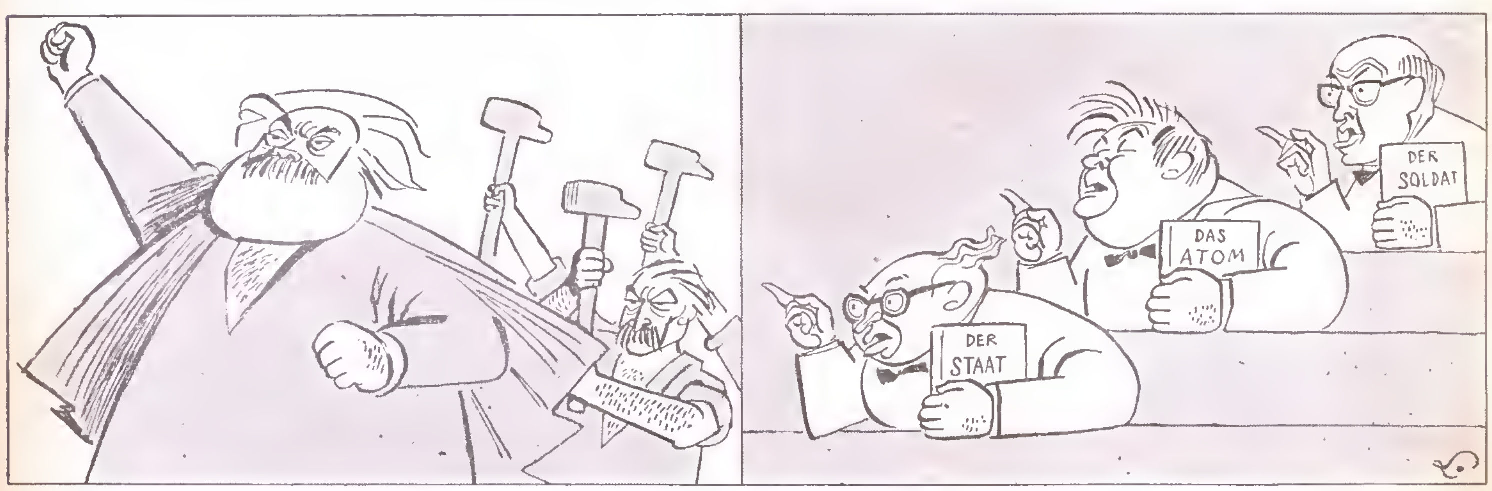
EICHLER: Es wird ein Nationalbudget aufgestellt. Das Nationalbudget ist heute bereits in einigen Ländern üblich. Es zieht aus der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung das Fazit für das jährliche Nationalbudget, das nicht mit dem bloßen fiskalischen Haushalt verwechselt werden darf. Es wird vom Parlament beschlossen, ist *verpflichtend* für die Politik der Regierung, gibt *Richtpunkte* für die autonome Notenbank und *Material* für den einzelnen wirtschaftenden Menschen und Unternehmer.

SPIEGEL: Sie verpflichten nicht die Notenbank?

EICHLER: Nein, sie soll nicht festgelegt werden, aber sie soll natürlich sehen, was im ganzen geplant ist, um ihre Währungs- und Kreditpolitik darauf einzurichten.

SPIEGEL: Wie wird nun der einzelne Unternehmer, der Textilfabrikant Meier, festgelegt auf das Nationalbudget?

EICHLER: Er wird gar nicht festgelegt, aber es wird ihm durch das Nationalbudget



Süddeutsche Zeitung

Die Wandlungen des Sozialismus: Von der Faust ... ... zum Zeigefinger

ABDULLA EGYPTIAN BLEND 16 par excellence goldtipped 16 Pf

TURKISH Nr.5 export size plain 12½ Pf

FILTER TIPPED Nr. 7 genuine cork 10 Pf



eine bestimmte Richtung gezeigt, in der zu erwarten ist, daß es der Wirtschaft gutgehen wird.

SPIEGEL: Oder schlecht.

EICHLER: Oder schlecht. Wenn er trotzdem sagt, das interessiert mich alles nicht, was diese Esel sich da ausgedacht haben, ich mache es eben partout so, dann ist er der Reingefallene. Das ist leichter zu ertragen, als daß nun etwa in dem Plan genau festgelegt wird: Die Textilindustrie oder sogar der einzelne Industrieunternehmer hat das und das zu investieren.

SPIEGEL: Dann hätten Sie ja auch die Wettbewerbswirtschaft vernichtet.

EICHLER: Das ist richtig. Dann wäre jede Freiheit erledigt. Dann ist der Industrielle nur noch das Exekutionsorgan des Nationalbudgets.

SPIEGEL: Nun stehen im Programm noch andere Kontrollinstrumente: etwa die Kontrolle der Zusammenschlüsse, also Kartellkontrolle.

EICHLER: Wir sind nicht der Meinung, daß jedes Kartell schon ein Verbrechen gegen die Freiheit ist. Die Verbundwirtschaft zwischen Kohle und Stahl ist zum Beispiel etwas, was sogar nützlich war und durch die Entflechtung unnötig erst auseinandergetrieben wurde und nun langsam wieder korrigiert wird. Aber alles, was zum Beispiel organisiert wird, um Macht zu behalten . . .

SPIEGEL: Ja, das ist nun eine Sache des Geschicks der Kartellsyndici, das gesamtwirtschaftlich zu begründen.

EICHLER: Aber es ist das Geschick der Antikartellsyndici, die gibt es ja auch, das Gegenteil zu begründen.

SPIEGEL: Von der Auslegung des Kartellgesetzes abgesehen — das Kartellgesetz selber reicht Ihnen nicht?

EICHLER: Es hat uns zuviel Löcher, und Sie wissen, daß selbst Professor Erhard, den wir in dieser Frage nachhaltig unterstützt haben — und auch das hat nicht gereicht in diesem Fall —, darüber sehr viel schärfere Meinungen geäußert hat.

SPIEGEL: Wollen Sie auch die Kartellaufsicht in eine andere Hand legen? Wollen Sie die Sozialpartner, die Gewerkschaften, die Konsumenten beteiligen?

EICHLER: Ja, das fände ich auf alle Fälle gut, daß man alle die Kreise, die unmittelbar betroffen werden — durch die Kartellbildung werden sie natürlich alle betroffen —, dabei hat, schon um die Erfahrungen anzureichern.

SPIEGEL: Welche Kontrollen gibt es noch?

EICHLER: Ja, dann haben wir bisher noch vergessen die größere Publizität. Wir denken dabei einmal an eine größere Übersichtlichkeit und vor allen Dingen an eine größere Klarheit in den großen Geschäftsberichten.

SPIEGEL: Aktienrechtsreform?

EICHLER: Ja, eine Aktienrechtsreform. Die ist in Amerika sehr viel weiter, und Sie wissen ja, daß die New Yorker Börse abgelehnt hat, deutsche Aktien anzubieten, weil sie sagen, die Geschäftsberichte sind so traurig, da weiß man nicht, was die Kerle eigentlich machen.

SPIEGEL: Das ist ja auch nichts Revolutionierendes, das kommt ja sowieso auf uns zu.

EICHLER: Die Aktienrechtsreform ist unbedingt notwendig. Das andere, was uns dabei vorschwebt, sind die public hearings in Amerika, wo also eine Industrie in ihren Hauptvertretern vor die Öffentlichkeit zitiert wird und gefragt wird nach ihrem Geschäftsgebaren, nach ihren Profiten — wenn man den Eindruck hat, da ist irgend etwas nicht in Ordnung —, und daß man das, was dabei dann herauskommt, verbreiten kann, um in der öffentlichen Meinung Aufklärung zu schaffen, was ist in unserer Wirtschaft eigentlich los, also Enqueten zum Beispiel.

SPIEGEL: In diesem Falle hätten Sie also auch bei der Textilkrise einige Textilindustrielle fragen können: Wieso zahlt ihr dann noch eine so hohe Dividende?

EICHLER: Ja eben, das sind so Fragen.

SPIEGEL: Gewissermaßen als Ultima ratio Ihrer Kontrollen zur „Bändigung der Macht der Großwirtschaft", wie es in Ihrem Programmentwurf heißt, wollen Sie bestimmte Teile der Privatwirtschaft in Gemeineigen-



Socialdemokrat. Wenn nicht bald das Theilen losgeht, muß ich wahrhaftig wieder anfangen zu arbeiten. Es ist schrecklich, wie bei uns Alles in die Länge gezogen wird!

Dito. Hol' der Kukuk die besitzenden Classen! Wenn wir schon getheilt hätten, wüßte ich jetzt billig ein hübsches Haus zu kaufen und wäre ein gemachter Mann.

Kladderadatsch (1878)

Des Pudels Kern

tum überführen, also sozialisieren, und zwar dort — wir zitieren —, „wo mit anderen Mitteln eine gesunde Ordnung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse nicht gewährleistet werden kann". Es würde doch wohl im Sinne Ihres Programms sein, wenn man heute sagt: Die Kohle ist reif, in Gemeineigentum überführt zu werden?

EICHLER: Ich würde nicht sagen, sie ist reif, das ist ein verfängliches Wort, das ging früher auch mal um. Darunter verstanden viele, wenn eine Industrie mal groß genug ist, dann kann man sie sozialisieren — dieser Reifegrad nicht ...

SPIEGEL: Die Vorstellung haben Sie nicht mehr?

EICHLER: Nein. Es kann sehr große Industrien geben, bei denen es keineswegs nötig ist, sie zu sozialisieren.

SPIEGEL: An welchem Gradmesser ist abzulesen der Reifegrad der Überführung in Gemeineigentum, von welchem Zeitpunkt an würden Sie sagen: Jetzt ist der Industriezweig dran?

EICHLER: Na, wie zum Beispiel jetzt bei der Kohle.

SPIEGEL: Wo also nicht nur eine akute, sondern auch eine strukturelle Krise da ist?

EICHLER: Ja. Es gibt nicht nur irgendein Alarmzeichen, etwa die Größe einer Industrie oder weiß ich was, es fallen eine Menge von Dingen zusammen. Hier haben wir den Eindruck, hier stehen wir vor Strukturveränderungen, die wir nicht einfach laufen lassen können, damit wird der Markt nicht fertig.

SPIEGEL: Jede Industriegesellschaft fällt von einer Strukturänderung in die andere, einmal haben wir's bei Textil, dann haben wir's bei Kohle, dann wird anderswo überproduziert — besteht nicht die Gefahr, daß dadurch Gemeineigentum langsam immer weiter vordringt in der Wettbewerbswirtschaft?

EICHLER: Das sehe ich gar nicht als die Gefahr an, und ich glaube auch gar nicht, daß sie drohen würde. Bei der Textilindustrie und bei anderen Industrien, die in Schwierigkeiten geraten werden, da ist es vielleicht möglich, ihnen durch Kredithilfe entgegenzukommen oder durch viele andere Maßnahmen, da braucht man nicht gleich die ganze Industrie zu sozialisieren.

SPIEGEL: Gut. Es wird einmal der Zeitpunkt kommen, zu dem der Kohlenbergbau wieder marktkonform produziert, nicht überproduziert. Ist daran zu denken, daß so was wieder reprivatisiert wird?

EICHLER: Das würde ich theoretisch nicht ausschließen, aber das halte ich für ziemlich unwahrscheinlich, es ist auch nicht einzusehen, warum. Reprivatisierung könnte ich mir nur denken, wenn es zu einer Wiedervereinigung Deutschlands kommt. Die Zustände in der Ostzone entsprechen nicht unserem wirtschaftspolitischen Ideal, und es gibt sicher in der Ostzone viele Betriebe, die wir privatisieren würden, auch viele, die wir nicht privatisieren würden.

SPIEGEL: Kann man vielleicht jetzt praktisch sagen, welche Zweige der Volkswirtschaft nach Ihrer Meinung heute nicht mehr ihre Funktion ausüben können in der Wettbewerbswirtschaft? Was müßte — außer der Kohle — in Gemeineigentum überführt werden?

EICHLER: Wir haben im Augenblick nur dieses auf der Tagesordnung.

SPIEGEL: Nur den Bergbau?

EICHLER: Und die Energiewirtschaft.

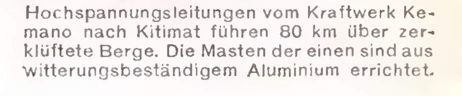
SPIEGEL: Die Stahlindustrie?

EICHLER: Nein, die Stahlindustrie steht im Augenblick nicht auf unserem Katalog, und ich glaube auch nicht, daß sie in der Regierungserklärung stehen wird, die wir

Lastkraftwagen und Omnibusse mit Leichtmetallaufbauten haben sich im Verkehr hervorragend bewährt. Bei fortschrittlichen Konstruktionen moderner Verkehrsmittel wird Aluminium in zunehmendem Maße verwendet. Aluminium bietet beste Gewähr für ein optimales Verhältnis: größte Nutzlast bei geringstem Eigengewicht.

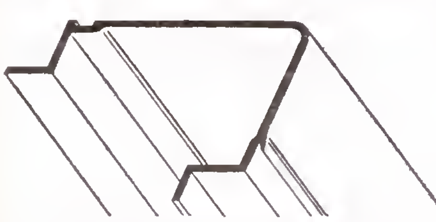
Aluminium - Metall ohne Grenzen

Seit 1950 verdreifachte sich in der Bundesrepublik der Aluminiumverbrauch — Ständige Forschung erschließt neue Möglichkeiten bei der Verarbeitung von Aluminium.



Hochspannungsleitungen vom Kraftwerk Kemano nach Kitimat führen 80 km über zerklüftete Berge. Die Masten der einen sind aus witterungsbeständigem Aluminium errichtet.

Noch mitten in der Entwicklung. Die Form- und Preßfähigkeit von Aluminium ermöglicht eine Vielzahl von Profilen. Die unterschiedlichsten Formen lassen sich in vielen Variationen kombinieren, erleichtern die Konstruktion und sparen Montagezeit ein. So bieten sich auf zahllosen Gebieten weitere Chancen.



Dieses Eckprofil wurde speziell für Fahrzeugaufbauten konstruiert.

Aluminium verarbeiten heißt wirtschaftlich denken. Aluminium bietet gegenüber anderen Materialien zahllose Vorteile: es ist leicht, stabil und dauerhaft, es läßt sich einfach, schnell und daher billig verarbeiten. Aluminium ist korrosionsbeständig, erfordert keine kostspieligen Schutzanstriche und keine Wartung. Aluminium verwenden heißt modern und ästhetisch gestalten. **ALCAN bedeutet Zukunft.** Kanada erzeugt pro Kopf der Bevölkerung 7076 kW elektrische Energie, das ist 4mal soviel wie der Pro-Kopf-Anteil in Deutschland. Durch diese große Energiekapazität wurde Kanada zum klassischen Aluminium-Land. ALCAN – die Aluminium Limited of Canada – unterrichtet die Aluminiumverarbeiter weitgehend über die in ihren Laboratorien erzielten Forschungsergebnisse.

Das ist nur eine von 10 Anzeigen. Wollen Sie weitere Anwendungsgebiete erfahren, senden wir Ihnen gern die Zusammenstellung der Serie. Außerdem haben wir eine Aufstellung des Schrifttums über Aluminium vorliegen. Auch diese schicken wir Ihnen gern.

Sicher tauchen bei Ihrer Aluminium-Verarbeitung Probleme auf. Können wir Ihnen behilflich sein? Sind Sie an einem beratenden Gespräch mit einem Spezialisten interessiert, dann lassen Sie es uns bitte wissen. Schreiben Sie an: Metallgesellschaft AG, Abteilung Leichtmetall, Frankfurt/M., Postfach 2609.

Hüttenaluminium für die deutsche Industrie



Aluminium Limited of Canada

Verkauf in Deutschland: Metallgesellschaft AG., Frankfurt a. M.

jetzt anläßlich der Wahlen herausgeben werden. Dies ist ja kein Wahlprogramm.

SPIEGEL: Nein, aber es enthält doch eine Reihe von Formulierungen, die man 1961 im Wahlkampf gut gebrauchen kann. Zum Beispiel: „Geeignete Maßnahmen sollen dafür sorgen, daß ein angemessener Teil des ständigen Zuwachses am Betriebsvermögen der Großwirtschaft als Eigentum breit gestreut oder gemeinwirtschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht wird." Die heutige Bundesregierung verfolgt ähnliche Ziele durch Ausgabe von Volksaktien, aber Sie wollen bundeseigene Betriebe ja nicht privatisieren, sondern damit der Privatwirtschaft Konkurrenz machen. Was ist denn Ihr Instrument für Eigentumsbildung in kleiner Hand?

EICHLER: Es kommt nicht darauf an, Volksaktien zu verkaufen — wenn die Leute Geld haben, kaufen sie vielleicht —, aber das ist nicht mit unserer Forderung identisch, das Eigentum zu streuen. Hier geht es einfach darum, das Eigentum, das die Allgemeinheit mitgeschaffen hat, ihr zu geben. Das heißt, hier ist nichts zu verkaufen, sondern hier ist das, was einem gehört, ihm rechtlich zu sichern. Lassen Sie mich ein Beispiel geben, das Sie alle kennen, das der modernen Selbstfinanzierung nach 1945. Das ganze Volk arbeitete daran, seine Wirtschaft wiederaufzubauen, die Arbeiterschaft, die Konsumenten, die die Preise bezahlen, aus denen heraus die Wirtschaft finanziert und Kapital akkumuliert wird, der Fiskus, indem er Steuerfreiheit für nichtausgeschüttete Gewinne gibt. Das hat bis heute zu Neuinvestitionen in der Wirtschaft geführt von rund 115 Milliarden D-Mark. Diese 115 Milliarden D-Mark, vom ganzen Volk erarbeitet, gehen heute legalerweise in das Privateigentum derjenigen ein, die die Produktionsmittel besitzen, die aufgebaut sind. Daß hier ethisch etwas faul ist, das ist nun bis in Kreise des Wirtschaftsbeirats beim Bundeswirtschaftsministerium gedrungen.

SPIEGEL: Das ist das, was Sie ungerechte Einkommens- und Vermögensverteilung nennen.

EICHLER: Ungerechte Verteilung des Vermögens, ja. Ich bin der Meinung, und ich kenne sehr viele, auch maßgebende meiner Parteifreunde, die der Meinung sind, daß dieses Problem sogar das entscheidende Problem unserer Zeit ist.

SPIEGEL: Und wie wollen Sie es lösen?

EICHLER: Ich will Ihnen ganz offen sagen: Wir haben den genauen Weg, wie man es machen soll, noch nicht gefunden. Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Eine Sache, die von Anfang an gesichert werden muß: Nicht nur die Arbeiter in bestimmten Betrieben sollen solches Vermögen bekommen, davon halte ich nichts, weil das vom Zufall abhängt, wo jemand arbeitet, ob das Unternehmen ...

SPIEGEL: Also kein betriebliches Miteigentum?

EICHLER: Das würde ich nicht verlangen, nein. Was macht zum Beispiel ein Verwaltungsbeamter oder ein Büroangestellter? Die müssen auch daran beteiligt sein, denn deren Arbeit geht ja ebenfalls ins Sozialprodukt ein, genau wie die des Schlossers und des Drehers und des Bergmanns.

SPIEGEL: Also läuft's in die Richtung des überbetrieblichen Miteigentums?

EICHLER: Ja, des überbetrieblichen Miteigentums an den Produktionsmitteln, am zuwachsenden Betriebsvermögen ...

SPIEGEL: Und wie soll man sich das nun praktisch vorstellen?

EICHLER: ... und das kann man nicht auszahlen, das ist eine der Hemmungen. Nicht wahr, es gibt Leute, die sagen: Kinder, ihr zerbrecht euch den Kopf ganz überflüssig, das ist doch sehr einfach, da erhöhen wir die Löhne, dann haben die Arbeiter mehr Geld übrig, und dann sparen sie, und das Sparkapital wird dann zur Investition benutzt, und dann ist doch alles schön und gut, also redet doch nicht um die Sache 'rum, die Arbeiter kriegen zuwenig Geld, und wenn sie mehr haben, ist die Sache in Ordnung. Das, scheint mir, ist falsch.

SPIEGEL: Warum?

EICHLER: Das ist sehr einfach erklärt. Löhne und Gehälter werden der Gewohnheit nach immer entsprechend dem Lebenshaltungsindex erhöht — denn das wird ja immer bei Lohnverhandlungen vorgebracht: Haben sich die Lebenshaltungskosten erhöht? Ja, um fünf Prozent. Also schön, Löhne und Gehälter erhöhen wir auch um fünf Prozent ...

SPIEGEL: Also ein psychologisches Hemmnis?

EICHLER: Ja. Das heißt, jeder betrachtet Lohn und Gehalt als das, was verbraucht wird, und eigentlich auch mit einem guten Grunde. Wenn ich ihm nun einen Anteil am Produktiv-Vermögen in Form der Erhöhung von Gehalt zusichern will, dann bin ich gar nicht sicher, was er damit macht, oder ich bin sogar ziemlich sicher.



Wettbewerb

SPIEGEL: Das ist seine Sache.

EICHLER: Das ist wirklich seine Sache, aber wo bleibt das Akkumulationskapital? Das heißt, Sie stehen vor der Frage: Wie sichern wir, daß er das zur Anlage bereithält? Es gäbe ein Mittel: das Eiserne Sparen. Na, darüber brauchen wir gar nicht erst zu reden, das haben alle Leute in der Hitlerzeit noch hinreichend genossen, sie haben eisern gespart, und dann ist die ganze Geschichte in Kriegsanleihe aufgeblasen worden.

SPIEGEL: Wir dürfen einmal überspitzt sagen: Sie wollen ihn Kapital bilden lassen, das aber seinem Einfluß entzogen ist.

EICHLER: Ich würde nicht sagen, ich *will* es nicht seinem Entscheid überlassen — ich *kann* es nicht seinem Entscheid überlassen. Denn in unserem Programm steht ausdrücklich als Forderung der Wirtschaftspolitik die ständige Steigerung der Produktivität.

SPIEGEL: Was hat der Mann dann aber von dem Kapital, wenn er es nicht ausgezahlt bekommt?

EICHLER: Die Idee ist, daß jemand einen Anteilschein bekommt, der ihn zu einem Teileigentümer dieses neuen Vermögens macht. Da gibt es viele Wege, da können Sie Investmentzertifikate ausgeben, Sie können auch Aktien ausgeben, was immer Sie wollen. Nun ist die Frage, die ich voraussehe, und die liegt auch auf der Hand, vor der stehen wir auch: Ja, dann kriegt er sein Investmentzertifikat, und dann verkloppt er es gleich und verjuxt das Geld doch. Das wäre natürlich denkbar.

SPIEGEL: Das heißt, ein Teil des Betriebsvermögens, des ständig wachsenden Betriebsvermögens würde ...

EICHLER: ... durch Anteilscheine verbreitet ...

SPIEGEL: ... nicht mehr das Eigentum der Aktionäre sein, sondern das Eigentum aller — verwaltet durch wen?

EICHLER: Ja, das ist also die Frage. Da sage ich Ihnen ganz offen, die Technik ist uns bisher nicht klar.

SPIEGEL: Aber damit knabbern Sie natürlich die Wurzeln unserer Erwerbswirt-



schaft, unserer Marktwirtschaft insofern an, als Sie dem bisherigen Eigentümer den Antrieb dafür nehmen, Neukapital zu akkumulieren, zu rationalisieren, zu investieren.

EICHLER: Warum?

SPIEGEL: Sie werden ihn dann veranlassen, praktisch null zu null zu arbeiten.

EICHLER: Nein, er verwaltet das Betriebsvermögen, er hat die Macht darüber, er macht die Pläne, was damit zu geschehen hat ...

SPIEGEL: Aber es gehört ihm ein Teil nicht mehr.

EICHLER: Ja, aber warum? Nicht, weil wir ihm das wegnehmen, sondern weil wir es dem, der es erarbeitet hat, wirklich geben. Es ist eine Notwendigkeit, anzuerkennen, daß die riesig wachsenden Betriebsvermögen nicht nur dank der Tüchtigkeit der Unternehmer zustande kommen. Das scheint mir nicht unwichtig zu sein.

SPIEGEL: Gut. Nun also Anteilscheine. Wie sieht das bei dem Mann aus?

EICHLER: Ja, da würden manche wahrscheinlich sagen, wenn sie den kriegen, den verkloppe ich sofort, ich will eine Reise nach Italien machen, da kommt mir das gerade zurecht, die tausend Mark kann ich gerade gebrauchen ...


Kontrolle der wirtschaftlichen Macht

SPIEGEL: Und er wandert wieder in die Hände derjenigen zurück ...

EICHLER: Das ist die Möglichkeit. Das heißt, wir müßten also unter Umständen ins Auge fassen — aber bitte, das sage ich gar nicht als Patentlösung, aber als eine Möglichkeit —, den Verkauf solcher Zertifikate, sagen wir mal für drei oder fünf Jahre zu sperren, daß man also sagt: Das hast du, das ist dein Eigentum, aber das kannst du nicht direkt flüssigmachen, das ist als Übergangslösung nicht möglich. Wenn einer kommt und sagt, was habe ich davon, würde ich sagen: Davon hast du durchaus etwas, wenn du 5000 Mark liegen hast, und du weißt, in fünf Jahren kann ich darüber verfügen ...

SPIEGEL: Er kann es auch vererben.

EICHLER: ... kann es auch vererben, eben, das ist durchaus besser als nichts. Das nicht zuzugeben, ist ja Unfug. Den Einwand würde ich also durchaus nicht ernst nehmen. Dagegen ist die Frage, ob diese Zertifikate nicht von einer Investmenttreuhandgesellschaft verwaltet werden könnten — die es also nicht beliebig irgend jemand verkauft, die es anlegt, so, wie etwa die Investmentgesellschaften es heute auch tun, man müßte natürlich sehen, daß es wirklich eine Treuhandgesellschaft ist.

SPIEGEL: Sehen Sie da nicht auch ein psychologisches Hemmnis? Der Arbeiter hat dann einen Anteilschein auf einen für ihn völlig imaginären, unvorstellbaren Sozialproduktzuwachs, ohne daß er eigentlich weiß, was er in der Hand hat.

EICHLER: Was er in der Hand hat, das ist ja sein Anteilschein auf 1000 oder 5000 Mark.

SPIEGEL: Woran? An einer für ihn nicht vorstellbaren Größe ...

EICHLER: Das trifft ja nun auf den Teil der heutigen Aktionäre auch zu; Sie kennen ja vielleicht den Witz von Rothschild, der von seinem Neffen, dem er riet, Rio-Tinto-Aktien zu kaufen, gefragt wurde: Was ist denn das? Da sagte er: Das weißt du nicht, das ist doch die große Eisenbahn von Rio nach Tinto — Nicht wahr? Dem Aktionär, dem ist es egal, ob er hier beteiligt ist oder dort, der guckt in die Kurszettel und sagt: Wer bezahlt zehn Prozent Dividende, wer bezahlt 14, also ich gehe dahin, wo es 14 Prozent gibt.

SPIEGEL: Es würde also so sein, daß vom Eigenkapital eines großen Unternehmens eine gewisse Quote praktisch in der Hand aller Bundesbürger ist?

EICHLER: Ja, ich würde mehr sagen: Theoretisch, praktisch wäre sie in der Hand der Treuhandgesellschaft.

SPIEGEL: Diese Treuhandgesellschaft würde nun in der Hauptversammlung auftreten ...

EICHLER: Natürlich, ja.

SPIEGEL: ... und würde in den Aufsichtsrat gehen.

EICHLER: Und sie würde da sogar etwas zu sagen haben, denn sie hätte einen großen Teil der Aktien, sie stünde also nicht als einer gegen 120 000 da, sie hätte dann vielleicht zehn oder 15 Prozent des Aktienkapitals, sie hätte dann wirklich mitzureden.

SPIEGEL: Allerdings würden Sie dann nicht die eigentlichen Teileigentümer beteiligen, sondern eben wieder ...

EICHLER: Das hat gar keinen Sinn. Die Illusion, daß der einzelne kleine Aktionär in der Generalversammlung eine andere als eine traurige Rolle spielen könnte, die haben wir aufgegeben.

SPIEGEL: Also in die Generalversammlung würde das keine neue Note bringen.

EICHLER: Nicht von den Kleinaktionären aus, denen würde ich zuraten, das Fahrgeld, um dahinzufahren, zu sparen. Aber die Treuhandgesellschaft, der würde ich das sehr raten, selbstverständlich, die hätte da wirklich etwas zu sagen. — Aber wie gesagt: Details über den Weg müssen noch erarbeitet werden.

SPIEGEL: Sie erwähnten vorhin das Beispiel der Wirtschaftsfinanzierung in der Nachkriegszeit, als der Lohn gemeinsamer Verzichte und Anstrengungen aller hauptsächlich in die Kassen der Unternehmer floß. Haben Sie die Absicht, dieses Vermögen rückwirkend zu verteilen, analog zu dem Plan mit der Treuhandgesellschaft? Wir haben ja im Krieg mit Recht Gesetze gehabt, die das Kriegsgewinnlertum beschneiden sollten, und hier wäre die Frage, ob man auch eine Art Friedensgewinnlertum anpacken kann.

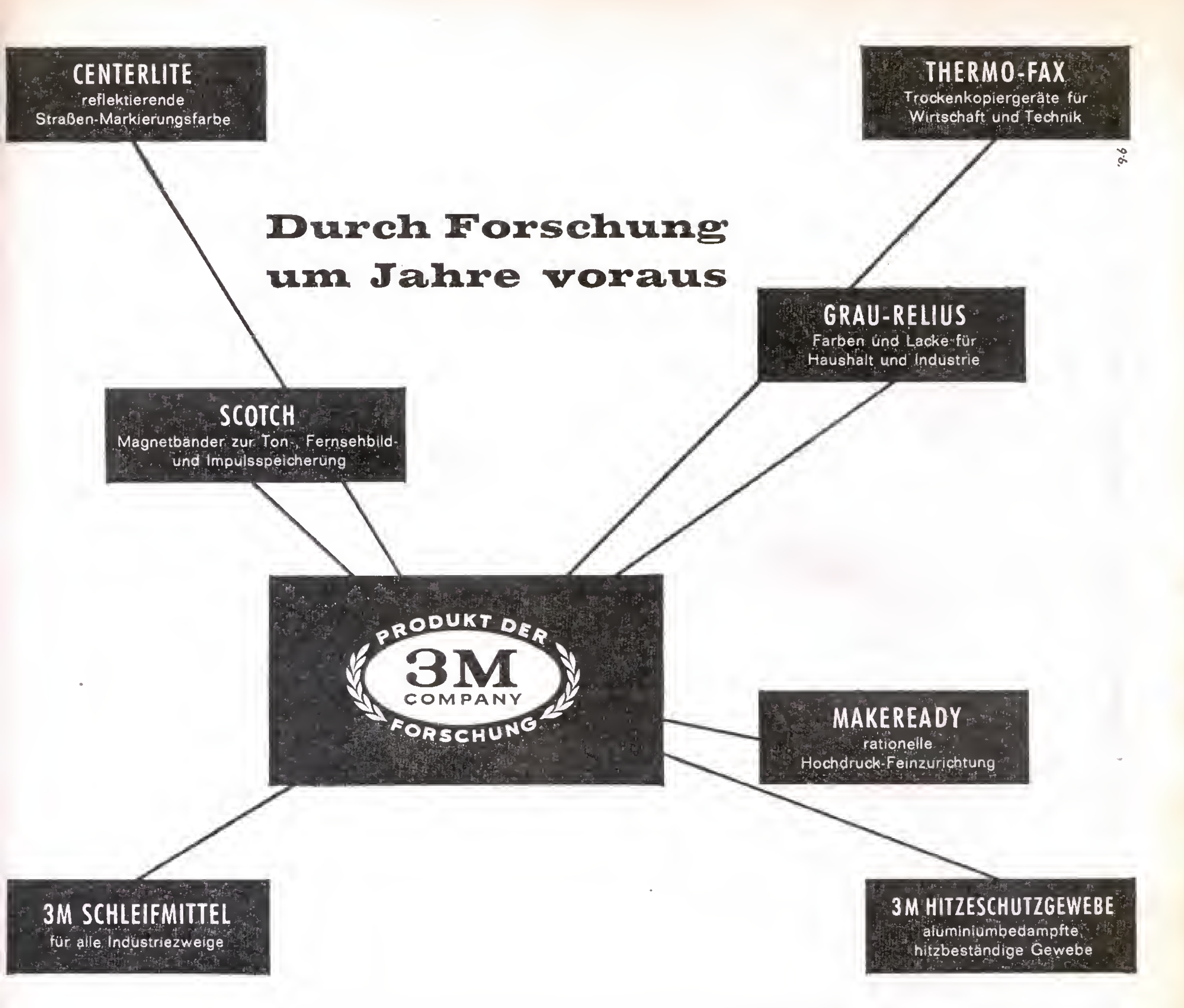
EICHLER: Hier denken wir also, um nicht unmögliche technische Verwicklungen hervorzurufen, im wesentlichen an eine Erbschaftssteuer, wo man die Vermögen dann also wirklich erfassen kann, von einer ziemlich hohen Grenze angefangen; kleine Vermögen mit Erbschaftssteuer zu belegen, halten wir für unsozial, die paar tausend Mark, die jemand sich zusammengekratzt hat, die soll man seinen Erben ungeschmälert überlassen, dagegen muß man die wirklichen Großvermögen sehr drastisch besteuern.

SPIEGEL: Herr Eichler, würden Sie Leute, die hier Anteilscheine, wie Sie das vorhin ausgeführt haben, besitzen, auch einer Erbschaftssteuer unterwerfen?

EICHLER: Je nachdem, wie groß ihr Vermögen ist. Wenn Sie inzwischen zwei Millionen Mark angehäuft haben, würde ich sagen, ja. Das würde ich von jedem nehmen, der es hat. Denn bei jedem, der solches Vermögen besitzt, besteht a priori die Vermutung, daß es nicht nur seiner Tüchtigkeit zu verdanken ist, es sei denn, seiner Tüchtigkeit im Manipulieren und Spekulieren.

SPIEGEL: Also unter zwei Millionen ist jeder Proletarier?

EICHLER: Legen Sie mich nicht auf die zwei Millionen fest, aber ich kann mir



Aus ihren Forschungslaboratorien bezieht die 3M Company ständig neue Impulse. Hier werden die Produktionspläne kommender Jahre richtunggebend festgelegt. Viele Gegenstände Ihres täglichen Gebrauchs tragen schon heute unsichtbar das Qualitätszeichen der Verarbeitung mit 3M Produkten. Aber auch die große Zahl der Markenprodukte von 3M – sei es Klebeband, Kopierpapier oder Tonband – dienen in ständig verbesserter Qualität und Auswahl Ihrer Arbeit, Ihrem Wohl und Ihrer Sicherheit.
Es gibt kaum ein vergleichbares Unternehmen: Überall finden Sie 3M Produkte, oft ohne es zu wissen. Der rutschfeste Belag, der Ihren Schritt sichert; das reflektierende Verkehrsschild, das Sie warnt; das Schleifmittel, das Ihren Möbeln die schöne Oberfläche gibt; diese Erzeugnisse sind nur ein kleiner Ausschnitt aus der mannigfaltigen Fertigung von 3M.
Das Herstellungsprogramm der 3M Company reicht vom Klebstoff für die Industrie über reflektierende Farben bis zum Thermo-Fax Trockenkopiergerät und umfaßt Tausende verschiedener Produkte, kennt aber nur ein Ziel: dem Fortschritt zu dienen.
In 31 Werken in 11 Ländern der Erde – davon 3 in der Bundesrepublik – beschäftigt die 3M Company über 26000 Mitarbeiter.
1262 Wissenschaftler arbeiten ständig in der 3M Forschungsabteilung – einer der größten der Welt – an der Entwicklung neuer Erzeugnisse verschiedenster Art. Jedes Produkt der 3M Company ist ein Produkt der Forschung und dient den Zielen, für die diese Firma seit 57 Jahren arbeitet: Leichterer Arbeit – größeren Erfolgen – einem schöneren Leben für alle.

MINNESOTA MINING & MANUFACTURING COMPANY MBH
Düsseldorf · Immermannstraße 40 · Fernruf 80851 · Telex 0858-2300

nicht denken, daß jemand Millionär wird durch die Streuung des privaten Eigentums. Das soll er auch gar nicht. Wenn seine Träume dahin gehen, die soll er nur rechtzeitig reduzieren.

SPIEGEL: Jeder soll also mit Hilfe der Anteilscheine zu einem kleineren, aber doch wohl nennenswerten Vermögen kommen?

EICHLER: Ja

SPIEGEL: Würden Sie sagen: Nun, wenn ihr beteiligt seid und eure Anteilspapiere in der Hand habt, dann müßt ihr auch für euch selber sorgen, wenn ihr alt geworden seid?

EICHLER: Grundsätzlich ist das richtig. Das ist auch unsere Vorstellung.

SPIEGEL: Warum steht dann im Programm unter „Sozialordnung": „Jeder Bürger hat im Alter und im Falle der Invalidität Anspruch auf eine staatliche Mindestrente"? Verträgt sich das miteinander? Das ist doch dann der perfektionierte Wohlfahrtsstaat?

EICHLER: Nein.

SPIEGEL: Wir nennen das den totalen Versorgungsstaat ...

EICHLER: Na, lassen Sie uns einmal dabei bleiben.

SPIEGEL: ... wenn jeder den Anspruch auf die Mindestrente hat, wenn er 65 ist, unabhängig davon, daß er Kleinkapitalist geworden ist.

EICHLER: Ja, es gibt ja eine unendliche Zahl von Menschen, die nicht einfach als kleine Kapitalisten sterben, mit einem mehr oder weniger großen Paket an Anteilscheinen. Auch in dieser Wirtschaft wird es plötzlich Witwen geben, denen der Ernährer fehlt, da wird es unheilbar Kranke geben, da wird es aus vielen Gründen Leute geben, die das Geld, das sie gehabt haben, verloren haben. Was hier mit der Mindestrente geschieht, ist eigentlich nur die Sicherung eines Anspruchs im Alter, wenn man nichts hat, auf eine gewisse Mindestversorgung, und diese Mindestversorgung, das ist schon klar, kann nicht hoch sein, wenn sie allen gesichert werden soll. Das ist also nichts, wovon einer sich ein gutes Leben machen kann, das ist klar.

SPIEGEL: Sie würden nicht sagen, daß diese Altersrente Ihres Programms über den Rahmen unserer augenblicklichen Konstruktion der Sozialversicherung hinausgeht?

EICHLER: Nein, nicht hinausgeht, sondern daß man vielleicht sogar später etwas abbauen kann. Das ist durchaus möglich, und wenn es sich als möglich herausstellte, dann wäre ich der erste, der dafür wäre. Wenn ich sage: Hier ist etwas, was wirklich dem einzelnen als Risiko anständigerweise zugemutet werden *kann,* dann *soll* man es ihm zumuten. Leider fehlt ja in unserem Programmentwurf, da er so sehr verkürzt worden ist, vieles, was in dem ersten Entwurf stand. Das waren dann Einzelheiten, und wenn ich mich nicht völlig falsch erinnere, hat hierüber auch etwas dringestanden.

SPIEGEL: Dieser erste Entwurf stammt vom April 1958; er war damals wohl von einer Kommission ausgearbeitet worden

FOURNISSEURS BREVETÉS DE S.A.R. LE PRINCE HENRI DE PRUSSE

ohne Filter

Grande Fabrique de Cigarettes Egyptiennes

FOURNISSEURS BREVETÉS DE S.A.R. LE PRINCE HENRI DE PRUSSE

Dimitrino & Co.

CAIRE, Egypte

No. 10

Dimitrino & Co.

mit Filter

Dimitrino & Co. Caire

Grande Fabrique de Cigarettes

20 Cigarettes Botschafter Bout Filtre

LE ROI DES CIGARETTES
LA CIGARETTE DES ROIS

Mit der DIMITRINO No 10 und der DIMITRINO-Filtercigarette BOTSCHAFTER setzen zwei Cigaretten von exquisiter Güte und internationalem Ruf die über siebzigjährige Tradition der berühmten Cigaretten-Manufactur DIMITRINO in Cairo fort.

12 1/2





und 47 engbedruckte Seiten lang. Dann hat sich eine zweite Kommission herangemacht und den Entwurf auf ein Drittel zusammengestrichen. Warum?

EICHLER: Der erste Grund war schon ein rein optischer. Wie mir erzählt wurde und wie ich es dann auch langsam zu glauben gelernt habe, fängt keiner an zu lesen, wenn man ihm 47 Seiten präsentiert. Das halte ich zwar für keine übertriebene Anforderung an seinen Geist. Aber richtig ist an sich, daß ein Programm so übersichtlich und nur in Programmsätzen dastehen muß, daß jeder sagt: Die zwei Seiten lese ich mir schnell durch. Die Gefahr dabei ist, daß eine Reihe von Begründungen ausgefallen ist, so daß bei dem einzelnen Programmsatz noch der eine sich dies und der andere sich jenes denken kann, ohne daß er übelwollend sein muß. Das ist dabei leider nun verlorengegangen, und deshalb wird auch sehr bald ein Kommentar folgen: Warum gerade so und nicht anders, was waren die Leitgedanken?

SPIEGEL: Obwohl die erste Fassung so stark gekürzt wurde, ist in die zweite aber doch — trotz des Drangs nach Kürze — ein ganzes neues Kapitel aufgenommen worden: Landesverteidigung. Warum?

EICHLER: Ganz einfach den Fragebedürfnissen entsprechend, auch wenn unserer Meinung nach die Landesverteidigung nicht eine Grundsatzfrage des Programms ist, es sei denn, daß man sagt: Wer für die Freiheit ist, muß natürlich auch für die Verteidigung der Freiheit sein. Das schien uns als selbstverständlich zu gelten. Und das stand auch im ersten Entwurf. Aber so viele Leute haben weiter gefragt. Das war also einfach eine Antwort auf Fragen, die gestellt worden sind.

SPIEGEL: Eine dieser Fragen ist zweifellos: Wie steht die SPD zur allgemeinen Wehrpflicht? Auf diese Frage gibt Ihr Programm keine Antwort.

EICHLER: Wir halten auch die Frage Wehrpflicht oder nicht für keine Grundsatzfrage. Wir halten durchaus irgendwelche Zeitumstände für möglich, in denen man sich für die allgemeine Wehrpflicht ausspricht. Das halten wir für die Verteidigung der Bundesrepublik, für die Aufgabe der Bundeswehr, also für diesen aktuellen Fall nicht für nötig und sogar militärpolitisch aus ganz bestimmten Gründen nicht einmal für gut.

SPIEGEL: Noch ein Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Entwurf: Das letzte Kapitel im ersten Entwurf ist überschrieben „Der einzige Weg", im neuen heißt es „Unser Weg" — ist da nicht eine gewisse Resignation?

EICHLER: Nein, das ist eine Rückkehr zu etwas größerer Bescheidenheit. „Der einzige Weg" hört sich etwas ambitiös an, so, als wenn man alle anderen Leute für Idioten erklären will, die das nicht einsehen; insofern haben wir gesagt, wir wollen einfach sagen „Unser Weg", denn darauf kommt es ja an: Das ist der Weg, den wir vorschlagen. Daß wir ihn für den einzigen halten, das ist nach wie vor richtig, aber wir wollten es nicht so offiziell plakatieren, um Leute nicht unnötig zurückzustoßen, die meinen, man könnte es auch ein bißchen anders machen.

„Nu komm ich mir vor wie Ihr linker Flügel, Herr Ollenhauer . . . !"

SPIEGEL: Herr Eichler, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



YEHUDI MENUHIN WÄHLT «CENTENAIRE»

Grosse Künstler wissen, dass die Uhr ihre Persönlichkeit widerspiegelt. Die Wahl Yehudi Menuhins, des grossen Violin-Virtuosen, fiel auf Eterna·Matic «Centenaire», die allein seine hohe Forderung nach äusserster Präzision und ausgeprägtem Stil erfüllt. Eterna·Matic «Centenaire» ist die flache automatische Uhr — ausgerüstet mit dem revolutionären Kugellager-Selbstaufzug, der höchste Zuverlässigkeit verbürgt.

Centenaire

Ref. 706/38-1429 18 Kt. mit Goldband DM 1595.-. Gleiches Modell ohne Goldband DM 650.- Gold/Stahl DM 365.-. Stahl DM 315.-

Eterna·Matic ist die erste automatische Uhr der Welt mit Kugellager. Dieses Kugellager ist kleiner als ein Streichholzkopf. Der Durchmesser der einzelnen Kügelchen beträgt bloss 65 Hundertstelmillimeter. Ihrer 30000 haben in einem Fingerhut Platz, und ihr Gewicht von einem Tausendstelgramm pro Stück ist so gering, dass sie auf der Wasseroberfläche schwimmen.

Wenn automatisch
dann
ETERNA·MATIC
The Watchmaker's Watch

ETERNA·MATIC

BEZUGSQUELLENNACHWEIS ETERNA GmbH, MÜNCHEN 2, DIENERSTRASSE 14,
VERTRETUNG UND SERVICE IN 124 LÄNDERN

HANIEL

Pistole auf der Brust

Noch nie zuvor in der zweijährigen Leidensgeschichte des westdeutschen Steinkohlenbergbaus ist deutlicher geworden, daß die Glanzzeit der „schwarzen Diamanten" vorbei ist: Die älteste deutsche Kohlendynastie, die Familie Haniel, trennt sich von ihren Stammzechen, um sich im Ölgeschäft engagieren zu können. Die mehr als hundert Mitglieder des straff zusammenhaltenden Haniel-Clans bringen ihren Kohlekonzern, die Rheinpreußen AG für Bergbau und Chemie in Homberg am Niederrhein, als Tochtergesellschaft in die Deutsche Erdöl-AG (DEA) ein und werden selbst DEA-Aktionäre.

Mehr als 100 Jahre lang hatten die Haniels die Rheinpreußen AG als Krone ihres Industrie-Imperiums betrachtet, zu dem heute noch die Hüttenwerk Oberhausen AG und der Verarbeitungs-Konzern Gutehoffnungshütte Aktienverein Nürnberg-Oberhausen* gehören.

Mit ihren von der Ruhr abgesetzten Rheinpreußen-Zechen am linken Niederrhein war die Familie Haniel der anerkannte Schrittmacher des Ruhrbergbaus. Ihre Zechengruppe protzte mit Rekorden:



Dynastie-Gründer **Haniel**
Die Urenkel gehen zum Öl

Während die Förderleistung eines Bergmanns 1958 im Ruhrdurchschnitt 1675 Kilogramm je Schicht betrug, erreichte der Rheinpreußen-Konzern eine Durchschnittsleistung von 1999 Kilogramm. Einzelne Rheinpreußen-Schächte — wie die Pattberg-Zechen — brachten es dank günstiger Kohlenvorkommen und hoher Mechanisierung sogar auf die Mammutförderung von 3188 Kilogramm je Mann und Schicht.

Dieser Edelstein aus der Haniel-Krone soll nun — so ließen die Deutsche Erdöl-AG und die Rheinpreußen AG verlautbaren — dem Hamburger Ölkonzern übereignet werden. Die Haniels mit etwa 90 Prozent des Rheinpreußen-Kapitals, wie auch die 2000 freien Aktionäre des Kohlenkonzerns, erhalten für je fünf Rheinpreußen-Aktien vier Papiere der DEA. Der Sippenverband Haniel wird mit etwa 70 Millionen Mark am Kapital der Deutschen Erdöl-AG, das um 80 Millionen Mark auf 280 Millionen Mark aufgestockt werden soll, beteiligt sein.

Nicht nur die Montanverwaltungen des Ruhrreviers und die Börsen waren überrascht, sondern vor allem die freien Aktionäre der Rheinpreußen AG. Erst vor einem Vierteljahr hatte Aufsichtsrats-Vorsitzender Heinrich Kost auf der Hauptversammlung über Stand und Aussichten des Konzerns berichtet. Kost — er trägt stets eine Rose im Knopfloch und wird an der Ruhr Heinrich mit der Rose genannt — hatte zwar lange Ausführungen über die schlechte Lage des Bergbaus, aber keine Andeutung über ein Zusammengehen mit einem Ölkonzern gemacht.

Dabei saßen neben Kost die beiden Unterhändler, die seit Monaten mit dem Generaldirektor der DEA in Hamburg, Dr. Günther Schlicht, verhandelten: das Rheinpreußen-Aufsichtsratsmitglied Klaus Haniel, 43, und das Rheinpreußen-Vorstandsmitglied Wolfgang Curtius, 49, durch Heirat mit einer Haniel-Verwandten Mitglied des Clans. Gesteht Klaus Haniel, Chef der Zechengruppe „Neue Hoffnung", heute: „Bereits im vorigen Jahr war uns die Notwendigkeit für ein Zusammengehen mit einem Ölkonzern klargeworden. Die ganze Familie stand hinter uns. Wir haben die Verhandlungen natürlich sehr diskret geführt."

Zu den Motiven des Entschlusses erklärt Klaus Haniel: „Ein Kohleunternehmen ist heute nicht mehr zeitgemäß, so schwer die Einsicht auch fällt. Die Kohle muß den Anschluß an das Öl finden. Darum sind wir Haniels an die DEA herangetreten."

Für eingeschworene Bergbauromantiker des Ruhrreviers mag der Entschluß Klaus Haniels, das Werk seines Urgroßvaters

---

* Hüttenwerk Oberhausen: rund 2 Millionen Tonnen Rohstahl im Jahr; angeschlossen das Drahtwerk Gelsenkirchen und die Bergbau AG „Neue Hoffnung" in Oberhausen; Jahresumsatz eine Milliarde Mark. Gutehoffnungshütte Aktienverein: Gutehoffnungshütte Sterkrade AG in Oberhausen, Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG (MAN) in Augsburg, Deutsche Werft AG in Hamburg, Hackethal-Draht- und Kabel-Werke AG in Langenhagen bei Hannover, Eisenhandelsgesellschaft Ferrostaal AG in Essen, Maschinenfabrik Esslingen AG; Umsatz 1957/58 2,72 Milliarden Mark.

Der neue DEA-KONZERN
(Deutsche Erdöl-AG)
Aktienkapital 280 Mill. DM
Beschäftigte 36000
Umsatz (1958) 900 Mill. DM

Bisherheriger DEA- KONZERN
Rheinpreussen AG

17000 BESCHÄFTIGTE 18500
525 UMSATZ 1958 352
Millionen DM | Millionen DM
0,9 Millionen Tonnen | 2,7 Millionen Tonnen | KOHLEN-U. ÖL-FÖRDERUNG 1958 | 5 Millionen Tonnen
Steinkohlenbergwerk Graf Bismarck | Zechen: Rheinland 4, 5, 6, 7, Neumühl AG, Rudolph GmbH
RAFFINERIEN
Heide | Hamburg | Meerbeck
TANKSTELLEN
2500 | 800

TOCHTER-GESELLSCHAFTEN UND BETEILIGUNGEN
DEA Oil Canada Ltd / Concordia S.A.R.L. Damaskus / DEA-Brennstoffhandel GmbH
Deutsche Schachtbau GmbH / Ingenieurfirma Edeleanu GmbH
Ruhrchemie AG / Rheinpreussen Mineralölgrosshandel GmbH
Elektrochem. Fabrik Kempen GmbH
SPIEGEL

aus der Hand zu geben, so etwas wie Verrat bedeuten. Urahn Franz Haniel hat heute als Begründer des modernen Tiefbergbaus den Rang eines Ruhr-Symbols erlangt.

Einer Ruhrorter Handelsfamilie entstammend und im Jahre 1779 geboren, erweiterte Franz Haniel das Handelsgeschäft seines Vaters und gründete Kohlenhandelshäuser zwischen Wien und Helsinki. Zugleich baute er das erste Industrie-Imperium Deutschlands auf: Er erwarb Beteiligungen an Bergwerken, teufte an der Ruhr eigene Schächte ab und transportierte die Kohle mit einer eigenen Flotte zu den Verbrauchern. Im Jahre 1847 treidelten Hanielsche Zugpferde mehr als eine Million Zentner Steinkohle in Kähnen den Rhein hinauf.

Der ideenreiche Mann wagte im Jahre 1851 den Sprung von der Ruhr auf die linke Niederrhein-Seite. Er erwarb ein 15 557 Hektar großes Grubenfeld und begann 1854 ein Projekt, das ihm in der Bergbaugeschichte den Ehrentitel „Der Mann, der den Mergel besiegte" eintrug: In jahrelanger Arbeit, die ihn an den Rand des Ruins brachte, durchstieß er die Mergelschicht — ein zähes Gemenge aus Kalkstein und Ton —, die bis dahin einen Tiefabbau der Steinkohle verhindert hatte.

Franz Haniels Nachkommen — er starb 1868 — waren keine Unternehmer mehr. Die Töchter, Kinder des neuen Industrieadels, verheirateten sich mit dem Blutadel, die Söhne wurden reiche Privatiers und lebten meist fern vom Ruhrrevier. Die Sippe vermehrte sich so schnell wie ihr Reichtum: Bereits 1912 führte das „Jahrbuch der Millionäre" 16 Haniel-Familien auf, deren Gesamtvermögen mit 390 Millionen Goldmark angegeben war.

Für die praktische Arbeit bestellten die Haniels Hausmeier, die ihre Unternehmen ausweiteten und zu großer Blüte führten. Den Bergbau übernahmen der ehemalige Steiger Heinrich Pattberg und der fortschrittliche Bergmann Heinrich Kost, die Stahlgeschäfte wurden von Vater und Sohn Reusch betrieben.

Die angestellten Manager des Haniel-Kohlenkonzerns Rheinpreußen leisteten gute Arbeit: Die meisten technischen Neuerungen des Ruhrbergbaus wurden in ihren Zechen erdacht und ausprobiert. Im Jahre 1907 wurde die Kohlenschaufel durch die Schüttelrutsche ersetzt, 1925 ging Rheinpreußen zum Kohlentransport in Großförderwagen über. In der Ära des „Heinrich mit der Rose" wurde 1940 eine Maschine entwickelt, die Kohle abschrämte und gleich auf das Transportband lud: der „eiserne Heinrich". Der bedeutendste Beitrag zur Rationalisierung war drei Jahre später die Einführung des Kohlenhobels bei Rheinpreußen, der die Kohle maschinell abschält.

Genauso weitsichtig erwiesen sich die Hanielschen Hausmeier auf Rheinpreußen, als sie sich in der Chemie ansiedelten. Im Jahre 1936 nahmen sie — nach dem Fischer-Tropsch-Verfahren — die Herstellung von synthetischem Benzin auf und verkauften die Produkte ihres Treibstoffwerks über 800 Tankstellen. Zugleich stießen sie weiter ins Chemiegeschäft vor und stellten Schmiermittel und Pharmazeutika her.

Dennoch ging die Kohlenkrise auch an Rheinpreußen nicht vorüber. Schon 1957 klagte die Gesellschaft in ihrer Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Konzerns: „Sicher ist das Öl einer der Faktoren, die den Steinkohlenbergbau in die Rationalisierung mit hineinzwingen. Die Männer der Kohle mögen es wollen oder nicht — es ist ein Existenz-Interesse, das ihnen die Pistole auf die Brust setzt:

Rationalisiere, oder du wirst auf der Strecke bleiben."

Obwohl Rheinpreußen rationalisierte — die rechtsrheinische Zeche Neumühl stellt gegen Ende dieses Jahres die Förderung ein —, mußte der Konzern mehr als 400 000 Tonnen Kohle auf Halden kippen. Auch die Besitzer spürten die Misere: Die Dividende für das vergangene Jahr wurde von acht auf sieben Prozent gekürzt. Der Umsatz stagniert bei 350 Millionen Mark.

In dieser Situation begann Klaus Haniel, der als kommender Führer des Familien-

Auch auf dem Gebiet der Erdölverarbeitung — der Petrochemie — stärken sich beide Gesellschaften gegenseitig. Das Rohöl der DEA kann in die Raffinerie der Ruhrchemie AG in Oberhausen-Holten fließen, an der die Rheinpreußen AG mit 25 Prozent beteiligt ist. Das Tankstellennetz der DEA wird durch das Netz der Rheinpreußen auf 3300 Stationen vergrößert, wodurch sich der Marktanteil der DEA-Treibstoffe erheblich ausweitet.

Die großen Gewinner der Transaktion aber sind unbestritten die Haniels. Sie



DEA-Chef **Schlicht**



Familien-Chef **Klaus Haniel**

Der Status des Graßaktionärs ist attraktiver

Imperiums gilt, mit dem DEA-Generaldirektor Dr. Schlicht zu verhandeln. Man wurde bald einig. Die Deutsche Erdöl-AG, im Jahre 1899 in Berlin als Deutsche Tiefbohr-AG gegründet, hat zwar nicht die ruhmreiche Tradition von Rheinpreußen, sieht dafür aber ungleich optimistischer in die Zukunft. Bei einem Umsatz von 525 Millionen Mark zahlt das Unternehmen seinen Aktionären eine Dividende von zehn Prozent.

Die Gesellschaft bestreitet mehr als 20 Prozent der bundesdeutschen Erdölförderung und hat längst ihre Fühler nach anderen Schürfgebieten ausgestreckt. In Libyen erwarb sie — mit der Wintershall AG — Öl-Schürfrechte für ein Gebiet von 39 892 Quadratkilometern, in Syrien wurde sie vor kurzem bei Ölbohrungen fündig. Auch in Kanada sucht die DEA nach flüssigem Gold.

Überdies verfügt die Gesellschaft noch über ein besonderes Paradepferd: die bedeutendsten deutschen Erdgasvorkommen in Rheinhessen, im Raum von München und an der holsteinischen Ostseeküste. Energie-Experten bezeichnen allein die Erdgasschätze in Holstein als genauso ertragreich wie die vielgerühmten französischen Vorkommen in Lacq.

Dennoch ist DEA-Chef Dr. Schlicht nicht frei von Sorgen: Sein Steinkohlenbergwerk Graf Bismarck in Gelsenkirchen leidet schwer unter der Kohlenkrise. Unter dem Dach eines Konzerns vereint, können nun DEA und Rheinpreußen sich gegenseitig so ergänzen, daß sie die Energie dort produzieren, wo es am billigsten ist. Die Förderdrosselung bei Bismarck hat bereits begonnen: Eine Zeche soll demnächst stillgelegt werden.

trennen sich nicht nur von dem Sorgenkind Kohle, sondern werden zugleich die neuen Herren der Deutschen Erdöl-AG.

Bereits vor Monaten hatten umfangreiche Aufkäufe von Rheinpreußen-Aktien Westdeutschlands Börsianer irritiert. Rheinpreußen-Aktionäre, deren Papiere nur mit 160 notiert wurden, trennten sich bereitwillig von ihrem Besitz. Jetzt ist das Geheimnis gelüftet: Die Haniels selbst hatten gekauft, um ihr Rheinpreußen-Paket auf eine Größe zu bringen, die ihnen bei der Überführung in die DEA aktienrechtliche Vorteile verschaffen würde.

Ende vergangenen Jahres besaß die Haniel-Sippe nur 70 Millionen Mark Rheinpreußen-Kapital. Bei einem Umtauschverhältnis von 5:4 hätte ihre Beteiligung am neuen DEA-Kapital von 280 Millionen Mark nur etwa 56 Millionen Mark, also 20 Prozent, betragen. Mit diesem Prozentsatz hätte sie nicht die sogenannte Sperrminorität von mindestens 25 Prozent erreicht, die es nach dem Aktiengesetz erlaubt, Beschlüsse der Hauptversammlung — etwa eine Kapitalerhöhung — zu blokkieren.

Heute besitzt die Familie Haniel bei der DEA die Sperrminorität, weil sie mehr als 90 Millionen Mark des Rheinpreußen-Kapitals einbringt. Sie wird, da die 35 000 Kleinaktionäre sie nicht überstimmen können, die Zusammensetzung des neuen DEA-Aufsichtsrats ebenso kontrollieren wie die zukünftige Unternehmenspolitik des Konzerns.

Ihre Stellung als Mehrheitsaktionär der Rheinpreußen-AG haben die Haniels leichten Herzens aufgegeben. Gesteht Klaus Haniel: „Der neue Status des einzigen Großaktionärs der DEA ist attraktiver."

WERTPAPIERE

GOLDZERTIFIKATE

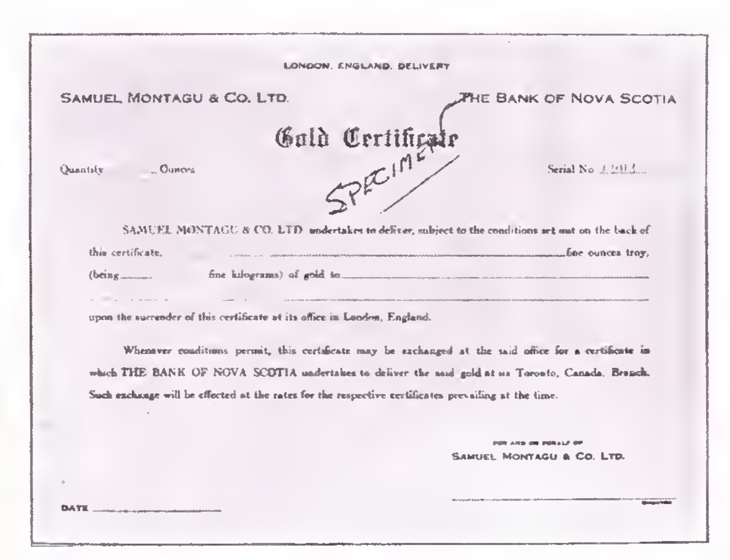
Von Frankfurt bis Toronto

Westdeutschlands größtes und renommiertestes Bankhaus, die Deutsche Bank AG, wird vorsichtigen und finanzkräftigen Bundesbürgern noch in diesem Monat goldene Möglichkeiten eröffnen. Das Institut bereitet die Ausgabe von Goldzertifikaten vor, das heißt Wertpapieren, die dem Inhaber in Gramm und Lot das Eigentum an einem Klumpen schieren Goldes zwischen zehn Gramm und einem Kilogramm Gewicht verbriefen.

Damit führt das Bankhaus seine Kunden in frühere Epochen des modernen Geldwesens zurück. Denn das Zertifikat kann ebenso wie vor 1914 das Papiergeld bei allen Niederlassungen der Deutschen Bank zu Gold gemacht werden. Neben dieser schönen Gewißheit verbürgt das Papier den Vorzug einer wertbeständigen Vermögensanlage, denn der Wert des Goldes bleibt im Gegensatz zu Geldersparnissen, deren Kaufkraft durch Teuerung zusammenschmilzt, stets stabil.

Diese neue Form der Kapitalsicherung hat der Leiter der Devisenabteilung der Deutschen Bank, Direktor Hans J. Jacobi, vor einiger Zeit bei einem Besuch in London erkundet. Im Auftrage eines Kunden hatte er bei dem größten und einflußreichsten Goldhändler der Welt, der britischen Bank Samuel Montagu & Co. Ltd., vorgesprochen, um einen größeren Posten Goldbarren zu erwerben.

Statt des bislang üblichen Weges, Geldscheine in Goldbarren umzuwandeln, boten die Londoner Großfinanziers dem überraschten Frankfurter Bankmann eine neue Form des Goldgeschäfts an. Sie offerierten ein von ihnen herausgegebenes handliches Papier, auf dem die eingekaufte Goldmenge, der Name der Bank und die Unterschrift des Inhabers eingetragen werden. Ähnlich wie der Wechsel kann das Goldzertifikat bei einer fremden Bank oder bei einem Händler in Zahlung gegeben werden.



LONDON, ENGLAND, DELIVERY

SAMUEL MONTAGU & CO. LTD. — THE BANK OF NOVA SCOTIA

Gold Certificate

SPECIMEN

Quantity ______ Ounces — Serial No ______

SAMUEL MONTAGU & CO. LTD undertakes to deliver, subject to the conditions set out on the back of this certificate, ______ fine ounces troy, (being ______ fine kilograms) of gold to ______ upon the surrender of this certificate at its office in London, England.

Whenever conditions permit, this certificate may be exchanged at the said office for a certificate in which THE BANK OF NOVA SCOTIA undertakes to deliver the said gold at its Toronto, Canada, Branch. Such exchange will be effected at the rates for the respective certificates prevailing at the time.

FOR AND ON BEHALF OF
SAMUEL MONTAGU & CO. LTD.

DATE ______

Englisches Goldzertifikat (Muster): Für Grenzgänger geeignet

Die Londoner Goldhändler waren auf die Ausgabe der Goldzertifikate verfallen, nachdem immer mehr Kunden in aller Welt danach trachteten, einen Teil ihres Vermögens in Gold anzulegen, jedoch die mit dem Ankauf von Goldbarren verbundenen lästigen Umstände scheuten. Denn entweder mußten die kostbaren Blöcke gegen hohe Spesen im Tresor der Bank eingeschlossen werden, oder der Kunde hatte beträchtliche Versicherungs- und Transportkosten aufzuwenden, um das Gold in einen privaten Safe zu überführen. Sollten die Goldhorte schließlich wieder in Bargeld umgewandelt werden, so war ein neuer risikoreicher Transportweg zum Bankschalter notwendig.

Die Handlichkeit der Goldpapiere imponierte dem Englandbesucher Jacobi um so mehr, als neuerdings auch die Bundesbürger, nachdem der Besitz von Automobilen, Fernsehgeräten, Kühlschränken und Wohnhäusern zu den gesicherten Errungenschaften bundesdeutschen Sparfleißes zählen, nach neuen Wohlstandsattributen Ausschau halten.

Anhand der phänomenalen Sparbilanz der Bundesbürger rechnen sich die Goldplaner der Deutschen Bank gute Chancen für ihr Papier aus. Bis Ende Juni konnten beispielsweise die 13 an Westdeutschlands Börsen notierten inländischen Investmentfonds für 1,7 Milliarden Mark Zertifikate absetzen. Private Haushalte erwarben überdies seit der Währungsreform für etwa fünf Milliarden Mark Aktien und festverzinsliche Wertpapiere. Bei den Bausparkassen haben bis Ende Juni dieses Jahres rund drei Millionen Einzelpersonen und Familien Bausparverträge im Gesamtwert von rund 40 Milliarden Mark abgeschlossen.

Weitere 15 Milliarden Mark flossen im vergangenen Jahr allein in Grundstücke und Liegenschaften, das sind dreimal soviel wie im Jahre 1955. Mit 6,71 Milliarden Mark Spargeldern verzeichneten schließlich die Banken und Sparkassen im vergangenen Jahr einen Rekordzufluß. Im ersten Halbjahr 1959 waren die Kontenersparnisse mit 3,9 Milliarden Mark relativ sogar noch höher. Insgesamt überschritten sie im Juni erstmals die 40-Milliarden-Grenze.

Mit ihren Goldzertifikaten will die Deutsche Bank eine weitere Geldanlagemöglichkeit schaffen. Sie baut auf die Erfahrungen der jüngsten Zeit, in der sich trotz guter Gewinnmöglichkeiten für den, der über Bargeld verfügte, ein wachsender Drang zum zinslosen Golde bemerkbar machte.

Sei es aus einer atavistischen Neigung zum Matratzensparen, sei es nur aus dem verbreiteten Bedürfnis nach sozialem Renommee: Die Banken verkauften seit der Liberalisierung des Goldhandels im Jahre 1957 Goldbarren, Münzen und Medaillen im Wert von jährlich rund einer Milliarde Mark. Barren und Münzen erfreuten sich regen Zuspruchs, ungeachtet der Tatsache, daß sie nichts einbrachten und überdies erheblich mehr kosten, als sie wirklich wert sind.

Für einen Zehn-Gramm-Goldbarren beispielsweise, der nominell 47,26 Mark wert ist, muß der Kunde gegenwärtig 57 Mark hinlegen. Die Differenz, im Bankjargon Agio genannt, geht für Umsatzsteuer, Provisionen, Versicherungsbeiträge

und, falls der Kunde einen Banktresor mietet, für Lagerkosten drauf.

Obendrein klaffen die Preise für Goldbarren je nach Gewicht erheblich auseinander. Während die Kunden für den Kauf eines Zehn-Gramm-Barrens 57 Mark aufwenden müssen, erhalten sie den Tausend-Gramm-Barren mit gleichem Feingehalt schon für 5075 Mark. Sie sparen umgerechnet mithin beim Erwerb des größeren Klumpens 625 Mark. Da die Goldinteressenten im Schnitt jedoch mittleren Einkommensschichten angehören und pro Kopf selten mehr als 1000 Mark anlegen, können sie die Preisvorteile nicht nutzen.

Noch höhere Zusatzkosten werden den Goldkäufern aufgebürdet, wenn sie sich auf die Kapitalanlage in Goldmünzen verlegen. Die am meisten verbreitete deutsche Zwanzig-Mark-Goldmünze hat bei einem Feingoldgewicht von 7,1685 Gramm einen Wert von 33,88 Mark. Am Bankschalter jedoch kostet sie 50 Mark, was einem Aufschlag von 47 Prozent entspricht.

Nicht viel geringer sind die Aufpreise auf die österreichische 100-Kronen-Goldmünze, das Schweizer „Vreneli“, das 20-Dänenkronen-Goldstück, die Adenauer-Medaille in verschiedenen Ausführungen zu Preisen zwischen 45 und 1250 Mark sowie auf die Erhard-Plakette („Goldener Ludwig“) und die Papst-Gedenkmünze, die derzeit mit 43 Mark und 500 Mark (obere Preisklasse) erheblich mehr kosten, als sie wert sind.

Einer der teuersten Favoriten an den Goldbörsen ist das deutsche Fünf-Mark-Goldstück, das bei einem Feingoldgehalt von 1,79 Gramm einen Nominalwert von 8,46 Mark repräsentiert. An den Bankschaltern freilich ist die Münze zur Zeit nicht unter dem enormen Liebhaberpreis von 150 Mark zu haben.

Der Frankfurter Goldspezialist Jacobi hofft durch Ausgabe von Zertifikaten das Goldsparen noch leichter und damit populärer zu machen. Tatsächlich spart der Goldsparer durch den Erwerb von Zertifikaten anstelle von Münzen oder Barren einen großen Teil der bisher üblichen Aufschläge etwa für Verwahrungs-, Versicherungs- und Transportkosten. Auch die Umsatzsteuer wird für inländische Privatsparer erst beim Verkauf der Zertifikate fällig, während beim Barren Gold bereits der Erwerb umsatzversteuert wird.

Aus London brachte Jacobi schließlich noch einen weiteren Plan mit, den sein Vorgesetzter Hermann Josef Abs sogleich begrüßte. Seit längerem ist die Montagu-Bank in London bemüht, ihrem Zertifikat-Handel eine internationale Basis zu verschaffen. So hatten die Londoner Bankiers bereits vor Monaten mit der kanadischen Bank of Nova Scotia in Toronto einen Vertrag abgeschlossen, wonach Zertifikatsinhaber ihre Goldklumpen sowohl in London als auch in Toronto abholen können, einerlei, auf welche Bank das Schriftstück ausgestellt ist.

Demnächst soll das goldene Netz auch auf Südafrika und Mitteleuropa ausgedehnt werden. Die Verhandlungen mit der südafrikanischen Union Aceptances Ltd. — einer Bank des Diamantenkonzerns Oppenheimer — stehen vor dem Abschluß. In Frankfurt schließlich bereiten die Hausjuristen der Deutschen Bank ebenfalls einen Vertrag vor, wonach Goldzertifikate der Deutschen Bank zunächst in London und Toronto, später auch im südafrikanischen Johannesburg von den Inhabern zu Gold oder Geld gemacht werden können.

Nach Abschluß des Vertragswerks können Bundesbürger, denen ein Grenzübertritt, aus welchen Gründen immer, notwendig erscheint, ihr Vermögen ohne auffällige und zeitraubende finanzielle Manipulationen in der Brieftasche außer Landes in Sicherheit bringen.

OFFEN FÜR ALLES GUTE UND SCHÖNE

Auszüge aus einem Bericht über das häusliche Leben des SED-Parteichefs Walter Ulbricht

Die sowjetzonale „Wochenpost" veröffentlichte in ihrer Nummer 38 vom 19. September 1959 einen seitenlangen Bericht über das Privatleben des obersten SED-Funktionärs in der sogenannten DDR, dem zufolge Walter Ulbricht ein wahrer Ausbund aller nur denkbaren Bürgertugenden — von kraftspendender Wanderlust bis zu tiefem Kunstverstand — sein muß. Die Verfasserin kann für sich in Anspruch nehmen, daß sie ihr Thema beherrscht: Es ist Lotte Ulbricht, diplomierte Gesellschaftswissenschaftlerin und mit dem Gegenstand ihres Berichts verheiratet.

Als ein Redakteur der „Wochenpost" mir den Vorschlag machte, etwas über „Walter Ulbricht privat" zu schreiben, winkte ich zuerst lachend ab. Wieso gerade ich? Und dann, was heißt überhaupt „privat"? Waren damit besondere Liebhabereien gemeint? Walter Ulbricht hat keine Zeit dafür. Er raucht und trinkt auch nicht (wenn er auch in Gesellschaft guter Freunde gern einmal ein Glas leert). Was könnte also den Leser interessieren? Daß er Bücher liebt, gute Musik, Theater, den Sport?

Bei Walter Ulbricht gibt es keine starre Trennung zwischen politischer Tätigkeit und persönlichem Leben. „Sein ganzes Leben vollzieht sich in einem Arbeitsrhythmus. Arbeit ist sein Lebensstil" — diese Worte unseres unvergeßlichen, teuren Freundes Johannes R. Becher treffen wirklich den Kern. Man müßte vielleicht noch hinzufügen: Arbeit nicht um der Arbeit willen, sondern um seiner Klasse und aller arbeitenden Menschen willen.

Das ganze Denken und Sein Walter Ulbrichts ist erfüllt von dem Bestreben, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, damit die arbeitenden Menschen in unserem Arbeiter- und Bauern-Staat besser, schöner leben. Alle persönlichen Wünsche ordnet er diesem Streben unter.

Bedeutet das etwa, daß Walter Ulbricht dem Persönlichen in seinem Leben keinen Wert beimißt? Keinesfalls. Im Gegenteil, er weiß, daß, wer die arbeitenden Menschen den schwierigen Weg zum Sozialismus, vom Ich zum Wir führen will, sie verstehen muß. Er muß also ein Mensch sein wie sie, muß mit ihnen lachen und weinen können. Er darf auch nicht zwei Gesichter haben, das eines Kommunisten im Dienst und das eines Spießbürgers und Tyrannen zu Hause.

Wie ist es denn nun zu Hause? werden besonders die Leserinnen fragen. Walter Ulbricht tritt doch unermüdlich dafür ein, daß die Gleichberechtigung der Frau in die Praxis umgesetzt wird. Richtet er sich aber zu Hause danach? Alle wichtigen persönlichen Fragen entscheiden wir gemeinsam. Erziehungsprobleme werden kameradschaftlich diskutiert. Jeder nimmt an der Arbeit des anderen Anteil und hilft ihm, soweit das möglich ist. Wir treiben zusammen Sport und sind froh über jede freie Stunde, die wir zusammen verbringen können. Dabei stehen die Interessen unserer gemeinsamen Sache, des Kampfes um die Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft, stets im Vordergrund.

Eine solche echte Übereinstimmung in der Weltanschauung ist nach meiner Erfahrung die wichtigste Voraussetzung für eine glückliche Ehe, da nur sie auf die Dauer die Einmütigkeit auch in den moralischen und ethischen Auffassungen gewährleistet. Wer uns kennt, weiß, daß diese Übereinstimmung in vollem Umfange besteht.

Die persönlichen Interessen Walter Ulbrichts sind recht vielseitig. Seit seiner Jugend liebt er den Sport, die schönen Künste — Bildhauerei, Malerei, Architektur, Theater, Musik und natürlich die Literatur.

Daß Walter Ulbricht soviel als möglich liest, brauche ich wohl kaum besonders zu betonen. Seit seinem Beitritt zur sozialistischen Arbeiterbewegung hat er, der schon als Junge eine „Leseratte" war, sich unter den schwierigen Verhältnissen der kapitalistischen Ordnung im unermüdlichen Selbststudium ein gründliches Wissen auf dem Gebiete der Politökonomie, des historischen Materialismus, der Philosophie, aber auch der Architektur, der Geologie u. a. angeeignet. Das versetzt ihn heute in den Stand, selbst die kompliziertesten Probleme des gesellschaftlichen Lebens schnell in ihrem Wesen zu erfassen.


Lotte Ulbricht

Immer wieder greift er zu den Werken von Lenin, Marx, Engels, liest er nach, was Stalin, Ernst Thälmann, Rosa Luxemburg, Wilhelm Liebknecht, August Bebel und andere Führer der Arbeiterbewegung geschrieben haben. Er nimmt auch gern Werke von Goethe, Schiller, Gorki, Heine, Becher u. a. in die Hand. Daneben bemüht er sich, über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete des Marxismus-Leninismus, der Naturwissenschaft, der Literatur usw. auf dem laufenden zu bleiben. Für die neuere schöne Literatur bleibt hauptsächlich der Urlaub, wo er Bücher bevorzugt, die das Großartige unserer Epoche gestalten.

Manchmal geht Walter Ulbricht in das Theater. Schon in seiner Jugend hat er erfahren, daß dem Theater nicht nur unterhaltende, sondern auch große bildende Bedeutung zukommt. Leider kommt es öfter vor, daß wir uns den Besuch eines Theaterstückes oder einer Oper vornehmen, ihn aber im letzten Moment verschieben müssen, weil etwas Dringenderes dazwischengekommen ist.

Eine besondere Freude bereitet Walter Ulbricht der Besuch eines Konzerts am Silvesterabend. Auch das hat er von seinen Eltern „geerbt", die ihn Silvester in die Neunte Symphonie von Beethoven mitnahmen. Viele Male haben wir Silvester die „Neunte" oder ein Konzert gehört, manchmal gingen wir auch ins Theater. Silvester 1957 sahen wir uns die Aufführung des „Sommernachtstraum" in der Volksbühne an, die uns große Freude gemacht hat und lange Stoff zum Lachen gab.

Es ist bekannt, daß Walter Ulbricht kaum eine bedeutende Kunstausstellung versäumt. Seit seiner Jugendzeit, in der er sich mit der Architektur gründlich beschäftigt hat, ist er für alles Schöne aufgeschlossen und lebhaft daran interessiert, daß in unserem Arbeiter- und Bauern-Staat auch die schönen Künste sich ständig weiterentwickeln und in immer mehr arbeitenden Menschen das Verständnis dafür geweckt wird.

Eine verhältnismäßig große Rolle spielt in der Freizeit Walter Ulbrichts der Sport. Jede Gelegenheit — und wenn es nur eine halbe Stunde ist — nimmt er wahr, um seine Spannkraft durch sportliche Betätigung aufzufrischen.

Walter Ulbricht ist auch hierin sehr vielseitig. Morgens beginnt er meist mit einer kurzen Gymnastik von 10 Minuten (dazu ist manchmal allerdings ein kleiner Stoß notwendig). Wenn es nur irgend geht, verbringen wir das Wochenende im Grünen. Dort wird, je nach Möglichkeit, gerudert, Volleyball gespielt, geschwommen. Im Sommer spielt er möglichst zwei- bis dreimal in der Woche Tennis. Auch im Winter nutzt Walter Ulbricht jede Möglichkeit zur sportlichen Betätigung aus. Am liebsten läuft er Schlittschuh und Ski.

Wer fröhlich schaffen will, muß gesund sein, meint Walter Ulbricht. Mit welcher Liebe, mit welchem Interesse er sich mit Kindern unterhält, die sich für den Sport interessieren, haben wir beim „Treffpunkt Olympia" Anfang Juni erlebt. Er denkt dabei an seine eigene Jugendzeit, als er im Arbeiterturnverein seinen Körper stählte. Die Losung „Jedermann an jedem Ort jede Woche einmal Sport" entspricht also seiner eigenen Erfahrung.

Eine „Sparte", die ich bisher kaum genannt habe, die aber in unserer Familie ganz groß geschrieben wird, ist das Wandern, ein „Ausgleichssport", der gerade in höherem Lebensalter von entscheidender Bedeutung ist. In besonders schöner Erinnerung haben wir Pfingsten 1957, als wir im Harz waren und weite Wanderungen unternahmen. Wir zuckelten mit der Brockenbahn zum Brocken hinauf, besichtigten dort den Alpengarten, statteten der Wetterwarte einen Besuch ab und freuten uns über die vielen frohen Menschen, die den Gipfel bevölkerten. Walter Ulbricht war im Handumdrehen von allen Seiten belagert — und bald war am Bergeshang eine zwanglose Unterhaltung über alle möglichen Dinge im Gange. Am anderen Tag besuchten wir das Schloß Wernigerode und Tropfsteinhöhlen in Rübeland. Und schließlich wohnten wir einer Aufführung der „Hermannschlacht" im Harzer Bergtheater zu Thale bei, die mit den herrlichen Tälern und Bergen als Kulissen zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde.

Bekanntlich verfolgt Walter Ulbricht auch die Leistungen unserer Sportler mit großem Interesse und versucht, sich so oft als möglich aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden. So sieht man ihn beim Fußball, bei Leichtathletikwettkämpfen, Wintersportmeisterschaften usw. Er spannt dabei gleichzeitig aus. Vom Fußballplatz kommt er allerdings in der letzten Zeit manchmal recht mißgestimmt nach Hause. Wie zahlreiche Fußballanhänger, ärgert ihn das Spiel unserer Mannschaften.

Das scheint mir das Wichtigste, was über Walter Ulbrichts Privatleben zu sagen wäre.

LEBENSMITTEL

SCHNITZEL

Zusammengeheftet

Die westdeutschen Liebhaber saftiger Steaks oder Schnitzel können fürderhin nicht mehr damit rechnen, bei Bestellung ihres Lieblings-Fleischgerichts das vorgesetzt zu bekommen, was traditionell unter einem Steak oder einem Schnitzel zu verstehen ist: ein kompaktes Stück Fleisch, fett- und sehnenarm, gut abgehangen.

Eigentlich muß ein Steak oder ein Schnitzel aus dem Schlegel eines Kalbes oder eines Schweines stammen, doch hat der zunehmende Bedarf an schönen Fleischportionen gerade in der Bundesrepublik dazu geführt, daß die Metzger Steaks nicht nur aus den Schlegeln, sondern auch aus dem Bug und aus anderen Fleischpartien des geschlachteten Tieres säbeln.

Trotz solcher Großzügigkeit sehen sich speziell die großen Schlächtereien als Lieferanten von Gaststätten und Fabrikkantinen durch die immer noch steigende Schnitzel-Nachfrage vor schier unlösbare Aufgaben gestellt — nämlich mehr Steaks oder Schnitzel zu gewinnen, als sie aus ihren Schlachttieren herausschnipseln können.

So ist es nicht weiter verwunderlich, daß die der Fleischerbranche angehörenden Besucher der Allgemeinen Nahrungs- und Genußmittelausstellung (Anuga) in Köln in der vergangenen Woche gebannt auf eine Wundermaschine starrten, die geeignet ist, alle Schnitzelkalamitäten der Metzger abzustellen und zudem ungemein umsatzfördernd zu wirken.

Nach Jahren der Erprobung präsentierte die in Balingen (Südwürttemberg) beheimatete Waagenfabrik Bizerba (Wilhelm Kraut KG) ein Gerät, das — „Steaker" genannt — in Sekundenschnelle schöne Leistungen vollbringt: Oben wird Fleisch — egal von welchem Tier und welchem Körperteil — hineingeschoben, und unten platschen saubere Steaks heraus.

Verzückt beobachteten die Metzger das Mysterium, dessen Vorzüge ein bebilderter und geschwätziger Prospekt anpreist: „Wer den Bizerba-Steaker richtig nutzt, wird nicht nur ‚gutes' Fleisch zarter machen, sondern zum Beispiel hochwertiges, aber weniger gut kaubares Fleisch zu einem ansehnlichen Steak oder Schnitzel verfeinern und mit Gewinn verkaufen."

Mag es auch eine Eigenschaft des Steakers sein, normale Schlegel- und Bugstücke zarter zu machen, so leuchtet den Metzgern doch hauptsächlich der Vorteil ein, daß nicht nur aus „gutem", sondern auch aus anderem Fleisch ganze Haufen von Steaks produziert werden können.

Der Steaker heftet „verschnittene Stücke zu einer vollwertigen Portion" zusammen, wobei mehrere Fleischsorten kombiniert werden können, was nach Ansicht der Herstellerfirma „etwas außergewöhnlich Delikates" ergibt.

Das kann zwar zutreffen, wenn ohnehin brauchbare Stücke — Scheiben von Kalb- und Schweinefleisch etwa — zusammengefügt werden. Es ist jedoch dem Steaker gegeben, auch „zerfallene Stücke" wieder zusammenzufügen. Das heißt, die Fleischermeister brauchen künftig nicht mehr tränenden Auges unansehnliche Fleischfetzen und Schnittreste als Hundefutter zu veräußern, sondern sie können auch aus den letzten Brocken eßbaren Fleisches saubere und verkaufsfähige Portionen zaubern.

Die Metzger können aber nicht nur durch die restlose Verwendung beliebigen Fleisches schöne Gewinne erzielen — sie können außerdem noch ihren Umsatz beschleunigen. War es bislang üblich, ein Steak durch langes Hängen mürbe zu machen, so übernimmt jetzt der Steaker die Zermürbung: Zahlreiche gegeneinander rotierende Messer lockern das Fleisch auf.

Das Steak-Fleisch, so verheißt der Bizerba-Prospekt („Bizerba-Präzision verdient Vertrauen"), lasse sich dadurch „nach verhältnismäßig kurzer Zeit verarbeiten, damit Gewichtsverluste vermieden werden". Das ist ein weiterer Pluspunkt für die Fleischerläden: Beim bisher üblichen Abhängen büßt das Fleisch an Gewicht ein; nun aber kann statt eines mageren Schnitzels ein gewichtigeres Stück verkauft werden, wenn der Steaker das Abhängen ersetzt hat.


Lucks

Den Betrachtern der regionalen Abendschau des Süddeutschen Fernsehens war es jüngst vergönnt, mit der neuartigen Methode der Schnitzelgewinnung vertraut gemacht zu werden: Fernsehreporter Lücke hatte den Reisedirektor Lucks von Bizerba und — namens der Verbraucher — den Hygieniker und Tiermediziner Dr. Zeller vom Tierärztlichen Landesuntersuchungsamt in Stuttgart vor die Kamera geholt.

Was ein rechtes Steak ist, wußte auch der Bizerba-Direktor Lucks: „Es ist ein besonders ausgewähltes, sehnenarmes, wochenlang abgehangenes Fleisch, welches aber durch die lange Abhängezeit auf der anderen Seite sehr an Nährwerten und Vitaminen verloren hat." Lucks wußte beredt darzulegen, daß der Steaker eigentlich nur der Gesundheit des Verbrauchers diene: „Wir haben leider nicht mehr das Gebiß unserer Eltern beziehungsweise unserer Großeltern, aber auch wir wollen gern Steaks essen."


Bizerba-Steaker
Vor dem Kunden durch den Wolf?

Deshalb müsse der Metzger und Steaker-Besitzer „nun genau die gleichen ausgewählten Fleischstücke verwenden, er braucht sie aber, wenn überhaupt, nur kurz abzuhängen — sie sind dann zart und gut kaubar. Und vor allem die Nährwerte und Vitamine, wegen derer wir eigentlich das Fleisch essen, sind geschont".

Ohne auf die Vorteile für den Metzger einzugehen, der für knapp 1600 Mark einen restfressenden Steak-Hersteller erwirbt, führte Direktor Lucks den Verbrauchern weitere Vergünstigungen vor Augen: „Der Metzger kommt der Hausfrau entgegen, indem er billigeres Fleisch verkaufen kann, denn er kann ja verschiedenes Fleisch jetzt als Steakfleisch verkaufen."

Eine besorgte Frage des Interviewers Lücke, ob denn nicht ein gewöhnliches Steak nach der Verfeinerung im Steaker teurer verkauft werde, wischte Lucks beiseite. Indirekt wollte Lücke damit allerdings wissen, ob nicht künftig billige Fleischsorten den Steaker passieren und dann teuer verkauft würden, auch wenn es gar kein richtiges Steakstück ist.

Lucks hatte ein Gegenargument: „Der Metzger läßt das Fleisch vor der Kundschaft durch die Maschine laufen. Es liegt beim Verbraucher, das Fleisch auszuwählen, das er will." Das leuchtet zwar ein, wenn es um den Verbraucher geht, der in seiner Metzgerei Fleisch kauft. Gasthausesser und Kantinenbenutzer jedoch wissen nicht, ob sie ein richtiges oder ein Steaker-Steak verzehren.

Solche Überlegungen bewegten auch den Hygieniker Dr. Zeller, als Reporter Lücke ihn fragte, ob er die Bizerba-Methode der Fleischverarbeitung als einwandfrei ansehe. Dr. Zeller äußerte sich skeptisch: „Ich muß schon Bedenken geltend machen. Herr Direktor Lucks sagte, dieses Gerät ermögliche, aus Fleischresten ein vollwertiges Schnitzel oder Steak zusammenzusetzen. Nun, wir als Verbraucher haben gewisse Vorstellungen von einem Schnitzel oder von einem Steak."

Warf Lücke ein: „Es soll vor allem aus einem Stück sein." Zeller: „Jawohl, es soll ein kompaktes, fett- und sehnenarmes Stück sein, es soll aber kein Stück sein, das zusammengesetzt ist, das doch vielleicht dem Hackfleisch nahekommt."

In der Tat handelt es sich bei der Serienproduktion des Bizerba-Steakers nicht allein um die gelegentliche Schnellzubereitung richtiger Steaks, sondern um die Formung und den Ausstoß gepreßter Fleischstücke vom Aussehen eines Steaks oder Schnitzels, so daß es ein mindestens zweifelhaftes Verfahren ist, derartige Erzeugnisse freiweg als Steak oder Schnitzel zu bezeichnen — und zu verkaufen.

Deutete Dr. Zeller an: „Wir müssen uns im Hinblick auf die gesetzlichen Bestimmungen unsere Gedanken für die Zukunft machen. Der Paragraph 4 Absatz 2 des Lebensmittelgesetzes schreibt vor, daß es verboten ist, nachgemachte Lebensmittel ohne ausreichende Kenntlichmachung in den Verkehr zu bringen."

Fürs erste brauchen die Metzgermeister jedoch nicht zu befürchten, daß ihnen statt der Sorge um die Befriedigung des Schnitzel-Bedarfs neue Sorgen wegen Benennung und Verkauf der Steaker-Produkte entstehen. Wiewohl schon seit längerer Zeit — probeweise — Steaker im Gebrauch sind und mancherorts die maschinell gewonnenen Fleischportionen serviert werden, so in Stuttgarter Lokalen, wußte doch bis zu der Steaker-Abendschau das in Lebensmittelfragen zuständige Innenministerium nicht von der Existenz des Geräts.

Wirklich - eine gute Idee!



Die BP MIX-Automatic ist die neue Zapfsäule der BP; sie mischt Super und Benzin und liefert so drei neue Kraftstoffe, die in Preis und Qualität zwischen BP BENZIN und BP SUPER liegen:

BP SUPER MIX 25
BP SUPER MIX 50
BP SUPER MIX 75

Jetzt gibt es für jeden Wagen die passende Kraftstoff-Qualität – jetzt kann man temperamentvoll fahren und trotzdem dabei sparen!

Diese neuen Kraftstoff-Qualitäten sind garantiert einheitliche (homogene) Mischungen, die sich auch im Fahrzeugtank nicht mehr entmischen können.

Das Institut für Brennstoffchemie der Technischen Hochschule Aachen bestätigt: „Der von der Zapfsäule abgegebene Kraftstoff stellt eine vollständige und dauerhafte Mischung der beiden zur Mischung gelangenden Kraftstoffanteile dar."

Das ist das neue BP-Kraftstoff-Angebot:

BP BENZIN – der Markenkraftstoff: nach den letzten Erkenntnissen verbessert, wie immer unübertroffen.

BP SUPER MIX 25 (25% Super-Anteil)

BP SUPER MIX 50 (50% Super-Anteil)

BP SUPER MIX 75 (75% Super-Anteil)

BP SUPER – der Markenkraftstoff für höchste Ansprüche.

Wo tankt man BP SUPER MIX?

Die neuen Kraftstoff-Qualitäten gibt es an den BP-Service-Stationen in den Bundesländern

Baden-Württemberg, Bayern, Hamburg, Nordrhein-Westfalen und in **West-Berlin** sowie an den **Bundesautobahn-Tankstellen,** die BP-Kraftstoffe führen. Im Land **Hessen** werden die MIX-Automatic-Zapfsäulen z. Zt. aufgestellt.

In den restlichen Ländern der Bundesrepublik werden alle BP-Service-Stationen bis zum Ende dieses Jahres etappenweise mit der BP MIX-Automatic ausgerüstet.

Statt 2 jetzt 5 BP-Kraftstoffe
durch BP-MIX-Automatic

NIXON-REISE

Führende Politiker der Republikanischen Partei haben Präsident Eisenhower vorgeschlagen, den Vizepräsidenten Nixon auf eine Reise nach Rotchina zu schicken. Nixon soll in Peking versuchen, die Freilassung der letzten amerikanischen Soldaten zu erwirken, die noch aus der Zeit des Koreakriegs in China festgehalten werden. Von einem solchen Vorstoß versprechen sich die Freunde des Vizepräsidenten einen weiteren Publizitätsgewinn für die Präsidentschaftshoffnungen Nixons.

ZITAT

„Chruschtschow hatte es in der Hand, den Lauf der Geschichte zu bestimmen. Hätte er Nixon auf dessen Rußlandreise durch einen Flugzeugunfall umkommen lassen, dann wäre die kommende Präsidentschaft an die Demokratische Partei oder an einen schwachen und verräterischen Mann vom Schlage Roosevelts gefallen. Da aber Chruschtschow den Mr. Nixon nicht tötete, ist Nixons Wert für Amerika und die Zivilisation unermeßlich gestiegen. Warum die Russen Nixon nicht erledigten, weiß ich nicht." (Amerikas rechts-extremistischer Kolumnist Westbrook Pegler.)

US-PRÄSIDENTSCHAFT

Mister K. wählt mit

Nikita Chruschtschow war in der vergangenen Woche — nach dreißigstündiger Zwischenlandung im heimatlichen Moskau — schon wieder ans andere Ende der Welt gereist und saß zur Zierde der Feierlichkeiten anläßlich des zehnten Jahrestages der rotchinesischen Revolution auf der Ehrentribüne am „Platz des Himmlischen Friedens" in Peking, als seine zurückgebliebenen Gastgeber in den Vereinigten Staaten sich daran machten, das wohl seltsamste Ergebnis der historischen Amerika-Visite des „Mister K." zu analysieren: das Gewicht der Stimme des Kreml-Diktators bei den Präsidentschaftswahlen der US-Demokratie im nächsten Jahr.

„Die politischen Aussichten zahlreicher Präsidentschafts-Aspiranten und -Anwärter... können durch den Ausgang der Wochenend-Gespräche in Camp David zwischen dem Präsidenten und dem sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschow gefördert oder geschmälert werden", schrieb „New York Times"-Veteran Arthur Krock.

New Yorks Gouverneur Nelson Rockefeller, selbst ein Präsidentschafts-Kandidat, formulierte es noch präziser: „Es wäre wirklich seltsam, wenn Chruschtschow den nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten auswählen könnte." Und eben das ist in der Tat bis zu einem gewissen Grade der Fall. Die Ironie der Geschichte fügt es dabei, daß der Kreml-Herrscher in seiner gegenwärtigen Rolle als Eisbrecher ebenso ungewollt wie unausweichlich gerade jenem Amerikaner Wahlhilfe leistet, der ihm von allen Präsidentschaftskandidaten am unsympathischsten ist: Eisenhowers Vizepräsident Richard („Tricky-Dicky") Nixon.

Über Chruschtschows Einstellung zu Nixon hatte Bundeskanzler Konrad Adenauer auf seiner Moskau-Reise im Herbst 1955 als erster westlicher Staatsmann unmittelbare Erfahrungen sammeln können. In einem weltpolitischen Gespräch hatte der Kanzler einfließen lassen: „Aber Sie können doch im Ernst den Amerikanern nicht mißtrauen. Sie haben Eisenhower (auf der vorangegangenen Genfer Gipfelkonferenz) kennengelernt und wissen, was für ein Mann er ist."

Chruschtschow: „Oh, es ist nicht Eisenhower, der uns Sorgen macht. Es ist dieser Bursche Nixon."

Adenauer: „Aber schließlich ist er doch nur Vizepräsident."

Chruschtschow: „Das war Truman auch."

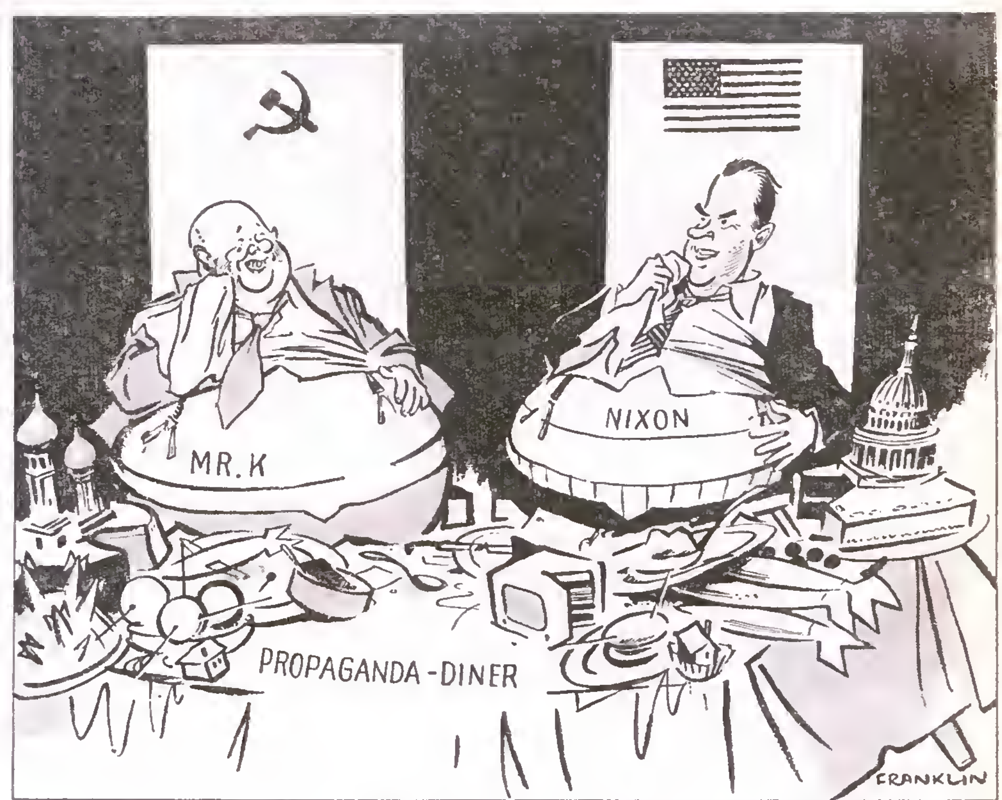
Inzwischen sind vier Jahre ins Land gegangen und Nixons Aussichten geschrumpft, als Vizepräsident durch den Tod des Präsidenten à la Truman zur Macht zu gelangen. Nikita Chruschtschows Ansichten über Dick Nixon aber scheinen sich nicht gewandelt zu haben. Während seines Aufenthalts in Washington ließ er in einer Unterhaltung mit Eisenhower seiner scharfen Kritik an dem Vizepräsidenten freien Lauf und verstieg sich schließlich zu einer Frage, die Ike später mit einem Breitwand-Lachen weitererzählte: „Warum werden Sie den Mann nicht los?"

Nixons Beinah-Steinigung im Frühjahr 1958 in Venezuela, ließ auch dieses weltpolitische Stoßtrupp-Unternehmen das Prestige des Vizepräsidenten in den USA sprunghaft anschwellen.

Seither verkündete Nixon es immer wieder: Die Diplomatie von Angesicht zu Angesicht sei der einzig erfolgversprechende Weg, mit dem allmächtigen Sowjetzaren zu verhandeln.

Zwei der einflußreichsten Publizisten Amerikas, der liberale Nixon-Gegner Joseph Alsop und der aus der republikanischen Administration hervorgegangene Nixon-Anhänger Roscoe Drummond, haben in der vorigen Woche eine Tatsache getrennt ausgegraben und übereinstimmend kommentiert, die in dem „Hullabaloo" um Chruschtschows Besuch zwar unbeachtet blieb, aber dennoch klar beweist, daß die neue Phase der Weltpolitik bereits eindeutig Nixon zugute gekommen ist.

Die jüngste Gallup-Umfrage hat ergeben, daß Vizepräsident Nixon erstmalig von den amerikanischen Wählern als nächster Präsident favorisiert wird. Vor neun Monaten lag Nixon noch mit 41 Prozent hinter dem demokratischen Spitzenreiter Senator Kennedy mit 59 Prozent. Vor drei Monaten hatte der demokratische Senator seinen Vorsprung noch weiter verbessert: 61 Prozent für Kennedy gegenüber nur 39 für Nixon. Nun wurden über Nacht die Rollen vertauscht. Der Vizepräsident führt, wenn auch noch mit kleinem Vorsprung: 51 Prozent für Nixon gegenüber 49 Prozent für Kennedy.



Daily Mirror, London

Zwei Seelen, ein Geschmack

Ausgerechnet „diesen Burschen", den Chruschtschow als amerikanischen Vizepräsidenten „loswerden" möchte, hilft er nun selbst als zukünftigen Präsidenten aufbauen: Wenn Chruschtschow und Eisenhower auf ihrem in Camp David eingeschlagenen Weg weitermarschieren, dem gemeinsamen Ziel von Tauwetter, Ko-Existenz und Entspannung entgegen, dann werden Richard Nixon — mit weitem Abstand vor allen anderen republikanischen und demokratischen Präsidentschaftskandidaten des nächsten Jahres — die saftigsten Früchte dieser Politik in den Schoß fallen.

Denn Nixon ist, wie kein anderer Kandidat für 1961, mit dieser Politik der Gipfelbesteigung zu zweit identifiziert, hat er sie doch mit seiner eigenen Moskau-Fahrt anläßlich der Eröffnung der dortigen US-Ausstellung eingeleitet. Damals leistete Nikita Chruschtschow ihm mit einer von Radio, Film und Fernsehen weltweit ausgestrahlten Küchen-Diskussion in einem amerikanischen Modell-Heim erste propagandistische Schützenhilfe. Genau wie

Auch der zweite republikanische Präsidentschaftskandidat, Nixons innerparteilicher Rivale Nelson Rockefeller, hat seine Position gegenüber dem demokratischen Zugpferd Kennedy verbessern können. Der Vorsprung des Demokraten vor dem Republikaner ist von 32 Prozent im Juli (Kennedy: 63, Rockefeller: 37 Prozent) jetzt auf 14 (Kennedy: 57, Rockefeller: 43 Prozent) zusammengeschrumpft. Die anderen demokratischen Aspiranten, Adlai Stevenson und die Senatoren Hubert Humphrey und Stuart Symington, liegen

noch hinter Rockefeller einstweilen abgeschlagen im Rennen.

Das Ergebnis dieser Meinungsumfrage zeigt — selbst bei angemessener vorsichtiger Beurteilung —, daß die Amerikaner, die im vergangenen Jahr ein demokratisch beherrschtes Parlament wählten, durchaus nicht abgeneigt sind, im nächsten Jahr noch einmal einen republikanischen Präsidenten zu küren.

Dwight D. Eisenhowers Entscheidung, ohne das Kinderfräulein Dulles den weltpolitischen Kindergarten in Verhandlungen mit dem „Schlächter von Budapest", Chruschtschow, neu zu ordnen, hat diese Neigung zweifellos entschieden gestärkt.

Nixons Rivalen — ob sie sich nun, wie der Republikaner Rockefeller, während Chruschtschows US-Visite betont zurückhielten, oder ob sie, wie der Demokrat Adlai Stevenson, weiterreichende (Abrüstungs-)Gespräche mit dem Sowjet-Besucher suchten als Eisenhower — könnten zwar im Fall eines Scheiterns dieser Politik behaupten, sie hätten es besser gewußt als Ike und sein Stellvertreter Tricky-Dicky. Aber bei dem langwierigen Prozeß internationaler Verhandlungen ist vorerst gar nicht abzusehen, daß sich ein solcher Mißerfolg vor den herbstlichen Präsidentschaftswahlen im nächsten Jahr überhaupt noch abzeichnen kann, da Eisenhower samt Familie erst im Frühling seinen Gegenbesuch in Moskau machen wird. Für Nikita Chruschtschow ist erst recht kein Motiv sichtbar, den internationalen Kühlschrank von der von ihm geforderten „Eisschmelze" auf „Kalten Krieg" zurückzuschalten.

So ist Richard Nixon als Vizepräsident zwar auf Gedeih und Verderb an den Entspannungs-Kurs gefesselt und — wie kein anderer Präsidentschaftskandidat — ein Gefangener der neuen Eisenhower-Politik. Doch es scheint für ihn ein goldener Käfig zu sein.

Dem Sowjet-Premier Nikita Chruschtschow ist dieser für ihn unangenehme Nebeneffekt der Förderung eines mißliebigen Gegners offensichtlich nicht entgangen: Er versäumte keine Gelegenheit, Richard Nixon eins auszuwischen, sei es in seiner Unterhaltung mit Eisenhower unter vier Augen, sei es in der öffentlichen Debatte vor Washingtons National Press Club über die Anzahl mißglückter Mondschüsse der Sowjets: „Fragen Sie Nixon. Der weiß so etwas immer besser" (SPIEGEL 39/1959).

Selbst seine Zwischenlandung in Moskau nutzte er zu einem öffentlichen Seitenhieb auf Eisenhowers Stellvertreter: „Im Flugzeug auf der Hinreise", so dröhnte Nikita im Sportpalast, „habe ich eine Rede gelesen, die Nixon vor der zahnärztlichen Gesellschaft gehalten hat. Diese Rede war nicht sehr versöhnlich. Sie verschlimmerte die Zahnschmerzen."

Richard Nixon hatte in dieser Rede von Chruschtschows „unkontrollierter Macht" bis zu den „gefangenen Nationen" Osteuropas nahezu alle Vokabeln aus Kalten Kriegszeiten zusammengeleimt.

„Kurz nach unserer Ankunft in Washington", so fuhr Chruschtschow daher fort, „bin ich mit dem Präsidenten im Weißen Haus zusammengetroffen. Es war vielleicht nicht sehr diplomatisch, aber ich habe den Präsidenten gefragt, ob er die Rede Nixons gelesen habe. Der Präsident sagte nein. Ich habe ihm gesagt, daß man sie nicht zu lesen brauche, denn die Sache habe sich nun erledigt."

Mit diesen Worten hat Nikita Chruschtschow bewußt oder unbewußt enthüllt, wie sich ihm das Problem seines unfreiwilligen Protegés stellt: Er empfindet Nixons Aufstieg als unangenehm — aber auch als zweitrangig, gemessen an seinem großen Ziel, mit Amerika die Zweier-Herrschaft auszuhandeln.

USA

GEWERKSCHAFTEN

Gesetz im Nacken

James Riddle Hoffa, 46, vierschrötiger Boß der amerikanischen Transportarbeiter-(Teamster-)Gewerkschaft, erhielt vor einigen Tagen vom Arbeitsministerium in Washington die telegraphische Aufforderung, seine Organisation unverzüglich von kriminellen Funktionären zu säubern. Das Ministerium berief sich dabei auf das kürzlich von Eisenhower unterzeichnete Arbeitsgesetz, das Hoffa charakterisiert: „Der größte Betrug, der Amerikas Arbeitern je widerfahren ist."

Gewerkschaftsführer Hoffa, dessen Teamster-Organisation mit 1,6 Millionen Mitgliedern die größte und reichste der rund 200 amerikanischen Einzelgewerkschaften ist, hat Grund genug, gegen die vor kurzem vom amerikanischen Kongreß verabschiedete Reform des Arbeitsrechts zu wettern: Das Gesetz ist vor allem wegen rechtswidriger Praktiken der Hoffa-Organisation erlassen worden und bedeutet einen schmerzhaften, aber notwendigen Eingriff in die Rechte der Gewerkschaftsführer.

Präsident Eisenhower selbst verteidigte die Reform in einer Fernsehsendung vor der Nation. Wenige Tage vor der entscheidenden Abstimmung im Repräsentantenhaus erklärte er vom Bildschirm: „Die Arbeitsrechts-Reform ist notwendig geworden, um die amerikanische Bevölkerung vor dem Machtmißbrauch durch Gangster, Erpresser und korrupte Strolche zu schützen, die sich in den Bereich der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eingeschlichen haben."



Gewerkschaftsführer Hoffa (r.), Beck: Schande der Nation

Zwei Jahre lang hatte ein Senatsausschuß, der „Sonderausschuß für unlautere Tätigkeit auf dem Gebiet des Arbeits- und Betriebswesens", unter Vorsitz des demokratischen Senators John McClellan pausenlos die Creme der amerikanischen Gewerkschaftsführer verhört, hatten Presse, Rundfunk und Fernsehen mit fanatischem Eifer erpresserische Streiks, Boykotts und Gewaltmaßnahmen der amerikanischen Gewerkschaften registriert.

Die Ergebnisse dieser Recherchen — insgesamt 44 000 Aktenseiten — faßte Robert F. Kennedy, 33, Untersuchungskommissar des McClellan-Komitees, Mitte August in einem Gutachten zusammen, in dem immer wieder der Name James Riddle Hoffas erschien, dessen Vorgänger als Chef der Teamster, Dave Beck, bereits vor Jahren den Zeitungen sensationelle Schlagzeilen und Hollywood das Motiv für den Gewerkschafts-Gangsterfilm „On the Waterfront" (Die Faust im Nacken) geliefert hatte. Hoffa wurde der Nachfolger Becks, nachdem dessen korrupte Amtsführung und die Veruntreuung von Gewerkschaftsgeldern für persönliche Zwecke — 320 000 Dollar — ruchbar geworden waren (SPIEGEL 15/1957). Hoffa wurde gewählt, obwohl bereits damals gegen ihn fünf Meineidsprozesse anhängig waren.

Binnen zwei Jahren hatte der muskelbepackte Hoffa, der sein Haus ungern ohne Pistole verläßt, das erreicht, was sein Vorgänger Beck erst in fünf Jahren fertiggebracht hatte: vor den Senatsausschuß zur Bekämpfung gewerkschaftlicher Umtriebe und vor die gläsernen Augen des amerikanischen Fernsehens zitiert zu werden. Hauptpunkte der monatelangen Untersuchungen gegen Hoffa waren:

- die starke Durchsetzung der Transportarbeitergewerkschaft mit Kriminellen;
- die Beseitigung der demokratischen Satzungen innerhalb seiner Gewerkschaft, vor allem bei Wahlen;
- die Terrormaßnahmen gegen Industrielle, insbesondere erpresserische Boykotts;
- die Bestechung von Richtern und Politikern.

Gestützt auf seine Hausmacht, die Teamster-Bezirksgewerkschaft 299 in Detroit, hatte es Hoffa bereits 1955 verstanden, an der 170 Kilometer langen „Wasserfront", den Kais und Verladeschuppen des New Yorker Hafens, Fuß zu fassen. Hier war es Berufserpresser John Dioguardi, genannt Dio, der dem Hoffa die Wege zur Macht ebnete, indem er ihm seine straff organisierte, 40 Mann starke Schlägertruppe zur Verfügung stellte. Mit Hilfe von Dios Revolvermännern, die insgesamt 178 Vorstrafen abgesessen hatten, sowie einiger Manipulationen bei der Vorstandswahl im Jahre 1956 gelang es Hoffa, auch Chef der New Yorker Hafenarbeiter zu werden. Seither waren ihm sogenannte Schutzgelder, die von den Teamstern auf jede Warenladung im Hafen erhoben werden, ebenso sicher wie die Bewunderung der Unterwelt.

Auch nach seiner Wahl zum Teamster-Chef liebte es Hoffa, als Mitarbeiter entlassene Zuchthäusler einzustellen. Der jungengesichtige Ausschuß-Assistent Robert Kennedy, ein Bruder des ambitiösen demokratischen Senators John F. Kennedy, stellte eine Liste von 124 Teamster-Funktionären mit krimineller Vergangenheit zusammen, darunter Vizepräsident Joseph Glimco, der allein 36mal inhaftiert und zweimal wegen Mordes angeklagt war.

Ein enger Mitarbeiter Hoffas, so stellte der Ausschuß weiterhin fest, ist Paul Ricca, der den Spitznamen „The Waiter" (Kellner)

erhielt, weil er auf Erpressen von Gastwirten spezialisiert ist. Als Rica während eines Gefängnisaufenthalts seinen finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte, kaufte ihm Hoffa sein Haus für 630 000 Mark aus Gewerkschaftsmitteln ab, obwohl es nur die Hälfte wert war.

Betrüger wie der 18mal vorbestrafte Gangster Samuel Feldman aus Philadelphia oder der Räuber und Erpresser Herman Kierdorf fanden nach Verbüßung ihrer Zuchthausstrafen hochdotierte Positionen in Hoffas Teamster-Imperium. Allein 110 Vertragsanwälte sind mit der Verteidigung rechtsbrüchiger Teamster betraut.

Bereits nach Dave Becks unrühmlichem Abgang vor zwei Jahren hatte eine Reihe von Senatoren und Abgeordneten des Parlaments ein neues Arbeitsrecht gefordert, das eine stärkere Kontrolle gewerkschaftlichen Machtmißbrauchs ermöglicht. Während die amerikanische Industrie den harten Bestimmungen der Anti-Trust-Gesetzgebung unterliegt, blieben die Gewerkschaften — dem bereits 1935 erlassenen Wagner-Gesetz entsprechend — davon unberührt, obwohl etwa die gewerkschaftliche Dachorganisation AFL/CIO mit mehr als vier Milliarden Mark Vermögen ein wirtschaftlicher Machtfaktor ersten Ranges ist.

Umgekehrt ist es den amerikanischen Unternehmern seit Erlaß des Norris-La-Guardia-Gesetzes im Jahre 1932 nicht mehr gestattet, mit ihren Arbeitskräften eine sogenannte Yellow-dog-Klausel zu vereinbaren, wonach der Arbeitnehmer sich im Anstellungsvertrag verpflichtet, für die Dauer des Arbeitsverhältnisses keiner Gewerkschaft beizutreten. Das gleiche Gesetz schränkt auch die Möglichkeit der Unternehmer drastisch ein, mit Hilfe Einstweiliger Verfügungen gegen Streiks und Boykotts der Gewerkschaften vorzugehen.

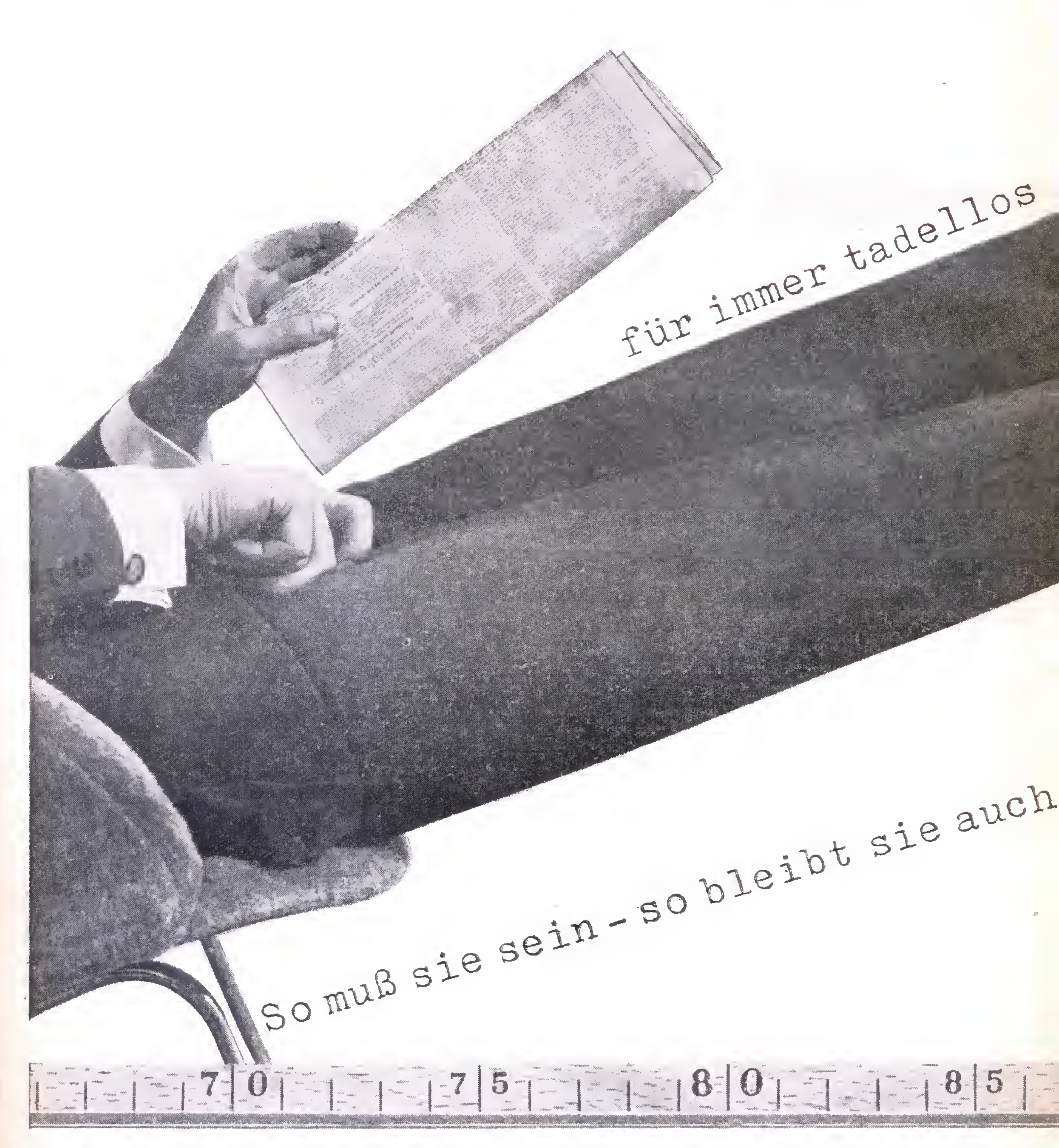
Nicht zuletzt waren Macht und Einfluß der Gewerkschaften in den USA durch Absprachen mit Industriefirmen gesichert, die ihnen die Verwaltung der betrieblichen Pensionsfonds zuwiesen. Diesen Fonds fließen alljährlich Mittel in Höhe von 30 Milliarden Mark zu. Über die Gelder waren die Gewerkschaftskämmerer keiner Behörde Rechenschaft schuldig. Ähnlich wie Hoffas Teamster verwendeten auch einzelne andere Gewerkschaften diese Mittel nicht immer für die lautersten Aktionen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen skrupellose Gewerkschaftsführer ihre Macht und ihre Finanzen einzusetzen, um ganze Landstriche und Branchen zu terrorisieren. Sie blockierten die Arbeitsaufnahme Nichtorganisierter, ließen bei Streiks Arbeitswillige von Rollkommandos zusammenschlagen und boykottierten alle Unternehmen, deren Belegschaften sich in freier Abstimmung geweigert hatten, einer Arbeitnehmerorganisation beizutreten. Daher sah sich das Parlament schon 1947 zur Verabschiedung des sogenannten Taft-Hartley-Gesetzes veranlaßt, das Einstellungssperren für Nichtorganisierte — den sogenannten Closed shop — verbietet.

Für Leute vom Schlage Hoffas waren die einengenden Bestimmungen des Taft-Hartley-Gesetzes indes immer noch zu weitmaschig. Hoffa drangsalierte mit seinen Boykottgarden nicht nur seine Branche, also das Transportgewerbe. Er lieh — gegen Bezahlung oder Gegendienste — seine Terrorspezialisten auch an andere Gewerkschaften aus.

Besonders wirksam erwies sich Hoffas Aktion des „secondary boycott", wie er beispielsweise gegen einen Friseurbetrieb im New Yorker Waldorf-Astoria-Hotel praktiziert wurde, dessen Angestellte sich geweigert hatten, aus ihrer Friseur-Gewerkschaft auszutreten und sich der sogenannten Nationalen Union — einer Angestellten-

Die dauerhafte Bügelfalte in Wolle



Wolle ist Maßstab für Qualität

Gewerkschaft — anzuschließen. Als trotz eines Boykotts, den die Nationale Union über den Laden verhängte, kein Angestellter eine Beitrittserklärung unterschrieb, wies James Hoffa seine Lastwagenfahrer und Fuhrunternehmer an, dem Waldorf-Astoria-Hotel keine Lebensmittel mehr anzufahren. Daraufhin sah sich das Hotel genötigt, die Friscure vor die Alternative zu stellen, entweder der Nationalen Union beizutreten oder aber ihren Arbeitsplatz zu räumen.

Die Mitgliederzahlen seiner eigenen Organisation trieb Hoffa mit noch krasseren Methoden in die Höhe. In einem Restaurant zu Michigan etwa, dessen Angestellte der Union Hoffas nicht beitreten wollten, blockierten hundert kräftige Teamster stundenlang die Lokaltische, während Parkplätze vor dem Lokal mit Nägeln und Glasscherben bestreut wurden. Bei anderer Gelegenheit wurde eine Reinigungsanstalt in Michigan — nachdem weder Streiks noch Boykott die Angestellten zum Beitritt hatten veranlassen können — von einem Teamster-Stoßtrupp in Brand gesteckt. Bei dieser Unternehmung kam ein Neffe des Hoffa-Spezis Kierdorf in den Flammen um.

Vor dem McClellan-Ausschuß in Washington nach solchen Vorkommnissen befragt, konnte sich Gewerkschaftschef Hoffa „trotz schärfsten Nachdenkens" nicht erinnern. „Ich erinnere mich nicht", war seine Antwort auf insgesamt 111 Fragen des Untersuchungsausschusses. Assistent Kennedy bezeichnete Hoffa deshalb als den „Mann mit dem schlechtesten Gedächtnis, den ich jemals kennenlernte". Lediglich über seine steuerpflichtigen Einkünfte wußte Hoffa Konkretes zu berichten: sie betrugen im vergangenen Jahr rund 400 000 Mark.

Abgeordnete der beiden großen Parteien Amerikas sannen seit einiger Zeit darauf, Auswüchse nach Art der Teamster-Methoden bereinigen zu können. Im letzten Frühjahr brachten Demokrat Phil Landrum und Republikaner Robert Griffin im Repräsentantenhaus einen Gesetzentwurf ein, der vor allem den „sekundären Boykott" untersagt. Danach sollen Streikmaßnahmen gegen ein Unternehmen nicht länger auf jene Handels- und Fabrikationsbetriebe ausgedehnt werden dürfen, die Erzeugnisse des bestreikten Unternehmens verkaufen oder aber als Zulieferer mit bestreikten Firmen in Geschäftsverbindung stehen.

Nicht weniger drastisch waren die weiteren Punkte der Landrum-Griffin-Vorlage:

▷ Sämtliche Gewerkschaftssatzungen sowie alle finanziellen Transaktionen einschließlich der Zahlungen an hauptamtliche Funktionäre müssen der staatlichen Arbeitsbehörde gemeldet werden. Bei Zuwiderhandlungen drohen Geldstrafen bis zu 10 000 Dollar und Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr.

▷ Die Lokalgewerkschaften müssen alle drei Jahre, die überregionalen Gewerkschaftsverbände alle fünf Jahre geheime Wahlen abhalten.

▷ Die Besetzung von Funktionärsposten mit Kommunisten und Kriminellen ist bei Strafe untersagt.

Amerikas Demokraten sahen in dem Landrum-Griffin-Vorschlag eine zu rigorose Beeinträchtigung der Arbeitnehmerrechte. Durch arbeitnehmerfreundliche Vertreter im Kongreß ließen sie deshalb drei verschiedene Reformvorschläge einbringen, denen die scharfen Zähne der Landrum-Griffin-Vorlage fehlten. Die nach den demokratischen Abgeordneten Kennedy, Shelley, und Elliot benannten Entwürfe verlangten von den Gewerkschaften im wesentlichen

nur die Offenlegung der Finanzen und eine garantiert freie und geheime Wahl der Führungsgremien.

Die Gewerkschaftsführer vertrauten um so mehr darauf, daß einer ihrer Entwürfe das Rennen machen würde, als sie bei den Kongreßwahlen 1958 weder Mühe noch Kosten gescheut hatten, die demokratische Fraktion mit zuverlässigen Gewerkschaftsfreunden zu durchsetzen. Mit ihrer finanziellen und propagandistischen Unterstützung gelangten bei den Herbstwahlen 254 Abgeordnete in das Parlament — das waren 35 Mandate mehr, als die Gewerkschaften für eine absolute Mehrheit im Parlament (219 Stimmen) benötigten.

Als das Parlament trotzdem mit einer überraschenden Mehrheit die Ablenkungsvorlagen ablehnte, verlegten sich die Gewerkschaftsfunktionäre aufs Bitten, um die Annahme des Landrum-Griffin-Gesetzes zu verhindern. In den letzten Tagen vor der Abstimmung am 13. August nahm ein Heer von Lobbyisten der Gewerkschaften und der um Wählerstimmen besorgten demokratischen Senatspartei die Parlamentarier noch einmal ins Gebet. Tatsächlich schienen sie Erfolg zu haben, denn in einer Vorabstimmung am 6. August hatten sich nur 209 Stimmen für das Landrum-Griffin-Gesetz entschieden, zehn weniger als die absolute Mehrheit.

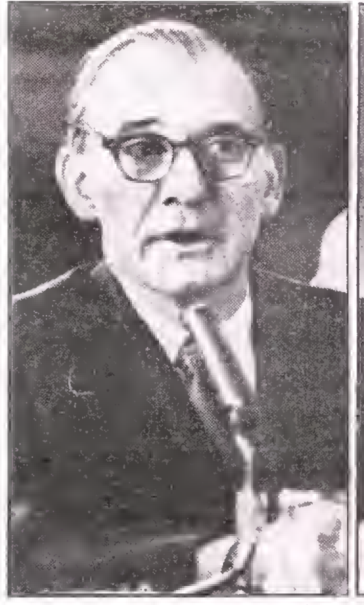
Noch am gleichen Abend schaltete sich Dwight D. Eisenhower zum erstenmal seit seinem Präsidentschaftsantritt im Jahre 1953 direkt in eine Kongreßdebatte ein. Zu später Stunde flimmerte Ikes bekümmerte Miene von den Bildschirmen aller amerikanischen Fernsehsender. Er sagte:

„Liebe Amerikaner! Die Vorgänge in einigen Gewerkschaften sind eine nationale Schande. Nehmen Sie beispielsweise irgendeine Gesellschaft in Ihrer Stadt. Ein Gewerkschaftsfunktionär meldet sich in Ihrem Büro, präsentiert einen vorbereiteten Arbeitsvertrag und erklärt: Entweder Sie unterzeichnen oder wir boykottieren Sie. Ihre Firma weigert sich, die Unterschrift zu leisten, da die Mehrheit der Beschäftigten eine Mitgliedschaft in der Gewerkschaft ablehnt. Was geschieht? Die Gewerkschaft stellt Streikposten auf, jagt Kunden weg und verhindert Lieferungen, um die Beschäftigten in die Gewerkschaft zu zwingen. Ich wünsche, daß derartige Methoden für die Zukunft aufhören. Und so wünscht es Amerika ... Gute Nacht."

Eisenhowers Appell brachte den erwarteten Publicity-Erfolg. Noch am gleichen Abend klingelten im Weißen Haus und im Kapitol in Washington, dem Sitz des Kongresses, die Telephone, gingen Hunderte von Telegrammen ein, in denen verschreckte Fernsehbürger nach strengen Gesetzen gegen die Gewerkschaften riefen. Gegenüber dieser Welle nationaler Empörung drohte die wahltaktisch bedingte Milde der Demokraten unversehens eine schwere innenpolitische Niederlage auszulösen. Es war nur ein schwacher Trost, daß schließlich ein Teil der demokratischen Fraktion doch noch die Annahme des Landrum-Griffin-Entwurfs durchsetzte.

Während nämlich Eisenhower vor den Fernsehkameras agierte, tagte hinter verschlossenen Türen der republikanische Arbeitsminister James P. Mitchell mit einem Teil der republikanischen Fraktion sowie den demokratischen Abgeordneten aus den Süd- und Weststaaten. Die ohnehin gewerkschaftsfeindlichen Südstaatler der Demokratischen Partei, seit Jahren mit ihrer eigenen Fraktion wegen der Rassenfrage — rechtliche Gleichstellung der Farbigen — verzankt, erklärten sich bereit, dem von Eisenhower befürworteten Landrum-Griffin-Entwurf zuzustimmen. Sie stellten jedoch eine Bedingung: Die republikanische Minderheit des Repräsentantenhauses müsse bis zu den nächsten Präsidentschaftswahlen auf jede Initiative in der Negergesetzgebung verzichten. Die Republikaner willigten in den Handel ein.

So kam es, daß eine Woche später im Repräsentantenhaus 95 demokratische Abgeordnete für das Landrum-Griffin-Gesetz stimmten und dadurch den Republikanern einen Abstimmungssieg von 229 zu 201 Stimmen bescherten. Unter den „Abtrünnigen" waren allein 62 Demokraten, die mit gewerkschaftlicher Unterstützung ins Parlament gekommen waren.



Hoffa-Inquisitoren McClellan, Kennedy: Amerika wünscht es

Nach Eisenhowers Fernseh-Triumph und den massiven Beschuldigungen des McClellan-Ausschusses gegen James Hoffas Teamster-Gewerkschaft hielt es auch die gewerkschaftsfreundliche demokratische Fraktion des Senats nicht länger für opportun, an einem der milden Entwürfe festzuhalten. Am 3. September — nach achtstündiger Beratung im Vermittlungsausschuß des Kongresses — stimmte auch der Senat für die geringfügig geänderte Landrum-Griffin-Vorlage.

Amerikas Arbeitsfunktionäre quittierten ihre Niederlage mit der Drohung, sie würden aus dem Abstimmungsergebnis politische Konsequenzen ziehen. Selbst Gewerkschaftspräsident George Meany — ex-präsidiert der seriösen Groß-Organisation AFL/CIO — nannte das Gesetz „eines der unehrenhaftesten Kapitel in der amerikanischen Gesetzgebung", mit dem sich die Gewerkschaften nicht widerspruchslos abfinden würden.

Meanys Kollege James B. Carey, Präsident der internationalen Gewerkschaft der Elektro-, Radio- und Maschinenarbeiter, schrieb in einem gleichlautenden Schreiben an alle 229 Abgeordneten, die das Landrum-Griffin-Gesetz im Repräsentantenhaus bejaht hatten: „Warten Sie nur; wir, die Gewerkschaften, werden alles tun, was in unseren Kräften steht, daß Sie nicht wieder in das Repräsentantenhaus kommen!"

ENGLAND

FINANZSKANDAL

Jasper-Theater

Vor dem Marmor-Eingang zur Londoner State Building Society im Geschäftsviertel Mayfair stauten sich während der letzten Tage Hunderte von ängstlichen Sparern, um sich an der Kasse ihre Geldeinlagen zurückzahlen zu lassen. Den Run hatte die Nachricht ausgelöst, daß Englands staatliche Aufsichtsbehörde die Bauspargesellschaft mit einem vierwöchigen Geschäftsverbot belegt und von ihr alle Unterlagen angefordert hatte, die sich auf den Geschäftsverkehr mit der in arge Finanznöte geratenen Firmengruppe Harry Jasper bezogen.

Gerade rechtzeitig für die Wahlen zum britischen Unterhaus hatte sich damit ein ansehnlicher Finanzskandal der Londoner City auf Tausende kleiner Sparer ausgedehnt und dadurch der Opposition hochbrisante Wahlkampfmunition in die Hand gegeben. Nachdem den Sozialisten im Januar 1958 der Nachweis mißlungen war, daß Bankleute der City ihre Verbindungen zur staatlichen Bank von England zu unerlaubten Kursgeschäften ausgenutzt hätten, griffen sie nun die Affäre Jasper begierig auf.

Der unscheinbare Harry Oscar Jasper, 54, der bis in die dreißiger Jahre unter seinem ererbten Namen Jaspis an der Berliner Börse tätig gewesen und dann nach England ausgewandert war, lenkte von zwei Büroräumen in der Londoner City aus seine kleine Privatbank H. Jasper & Co und eine Gruppe von Immobilienfirmen mit Wohnhaus-, Kino- und Hotelbesitz. Binnen dreier Jahre war der Kurswert der Jasper-Unternehmen an der Börse fast aus dem Nichts auf einen Wert von etwa 210 Millionen Mark geklettert.

Der einstige Spree-Athener Jasper hatte es verstanden, den Immobilien-Boom zu nutzen, der seit Lockerung des gesetzlichen Mieterschutzes in England blüht. Er erwarb Häuser reihenweise und verkaufte sie gegen hohen Gewinn weiter. Nach und nach legte er sich auch Restaurants, Billardhallen und Ladengeschäfte zu.

Durch seine Erfolge ermutigt, warf er sich schließlich auch auf eine Art von Geschäft, die seit einigen Jahren für clevere Finanziers in England reichen Gewinn abwirft: das Take-Over- oder Übernahme-Geschäft. Dabei jedoch übernahm er sich.

Solche Übernahmen von Aktiengesellschaften, die im Grunde den normalen Vorgang des Besitzwechsels durch Erwerb der Aktienmehrheit darstellen, dienen häufig der Spekulation. Für die Aktien einer an der Börse unterbewerteten Gesellschaft — die etwa aus übertriebenem Konservativismus ihre Aktiva nicht nutzt — machen finanzstarke Käufer ein Übernahmeangebot weit über dem Börsenkurs. Die Anteile wechseln dann entweder paketweise oder — nach öffentlicher Bekanntgabe des Angebots an die Kleinaktionäre — stückweise den Besitzer.

Welche Profite dabei für den Übernehmer herausspringen, bewies einer der Take-Over-Könige Englands, Charles Cloe. Er kaufte die Aktien des Schuh-Konzerns Sears — Kurswert rund 18 Millionen Mark — für etwa 54 Millionen Mark und erzielte dann allein aus dem Verkauf von Sears-Grundstücken über 100 Millionen Mark. Solche Erträge sind nach englischem Recht als Kapitalgewinn steuerfrei.

Bei diesen lukrativen Geschäften wollte auch Harry Jasper nicht fehlen. Seine





Bank machte sich im Juli anheischig, alle ihr angebotenen Aktien des Lintang-Konzerns und der Ely-Brauerei in Cardiff anzukaufen, eine Transaktion, zu der sie rund 110 Millionen Mark benötigte. Lintang war einst ein Kautschuk-Konzern mit Plantagen in Malaya gewesen. Ein erfolgreicher Geschäftsmann, der 48jährige Maxwell Joseph, selbst ein Take-Over-Spezialist, hatte sich dann der Lintang bemächtigt und sie zu anderen Zwecken benutzt: Er kaufte in England in ihrem Namen Immobilien, insbesondere die 1200 Luxuswohnungen am Dolphin Square in London, den größten Wohnblock Europas.

Jasper sagte zu, für jede Lintang-Aktie — Joseph hatte sie erst im März dieses Jahres für 6,60 Mark je Stück neu emittiert — 14,10 Mark zu zahlen. Joseph und seine Kompagnons, denen 51 Prozent des Gesellschaftskapitals gehörten, machten dabei einen Gewinn, der auf zehn bis fünfzehn Millionen Mark geschätzt wurde. Aber nicht alle Aktionäre der Lintang und der Ely-Brauerei kamen auf ihre Kosten: Harry Jasper mußte am 17. September eingestehen, daß ihm die Mittel fehlten, um alle übernommenen Aktien zu bezahlen.

Prompt purzelten die Kurse aller Jasper-Aktien — von 200 Millionen Mark auf rund 140 Millionen Mark Börsenwert —, und der Börsenvorstand sperrte am 21. September den Handel mit den 15 an der Börse zugelassenen Jasper-Werten.

Als der Krach da war, kamen jene Hintergründe des Übernahmegeschäfts an den Tag, die ihm erst das Format eines auch politisch bedeutsamen Skandals gaben. Harry Jasper verriet, daß nicht er selbst, sondern sein 34jähriger Bank-Sozius und Generaldirektor vieler Jasper-Gesellschaften, der aus Deutschland gebürtige Friedrich Grunwald, die Übernahmeverhandlungen geführt habe. Grunwald, der sich in Londons City auch Frederick Greenwood nennen läßt, habe für die Finanzierung des Aktienkaufs gesorgt: Als Seniorpartner der angesehenen Rechtsanwaltsfirma Harewood & Co habe er bei deren Klienten, der — trotz ihres Namens privaten — State Building Society (SBS), rund 84 Millionen Mark lockergemacht.

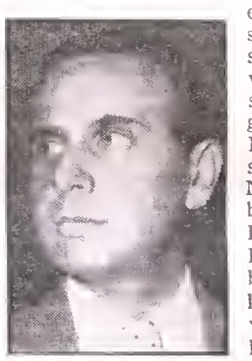
Bei der SBS hatten 17 500 meist kleine Sparer insgesamt an die 120 Millionen Mark eingelegt. Als sie auf die Nachricht hin, daß rund zwei Drittel ihrer Spargelder in einem dubiosen Geschäft steckten, ihre Einlagen zurückverlangten, mußte sich die Gesellschaft für unfähig erklären, mehr als zwei Promille der Guthaben zurückzuerstatten — 60 Pfennig für je 300 Mark Einlage.

Der Generaldirektor des Unternehmens, Herbert Murray, der in Erwartung eines guten Fischzugs dem Friedrich Grunwald die hohen Beträge zugeschustert hatte, bekannte, daß „schlimmstenfalls" 20 Prozent des SBS-Bestands verloren seien. Durch seine Buchhalter — er selbst blieb eine Woche lang für seine Kunden und selbst für seine Frau unerreichbar — ließ Murray eröffnen, daß der Jasper-Konzern auf einen Teil der ihm gewährten Hypotheken von insgesamt rund 46 Millionen Mark seit zwei Monaten keine Zinsen mehr gezahlt habe. Weitere 38 Millionen Mark, die ebenfalls zur Bezahlung der Lintang-Übernahme hergegeben worden waren und erst später in Hypotheken auf den Grundbesitz der Lintang umgewandelt werden sollten, seien „ihrem Zweck nicht zugeführt" worden.

Der Mann, der über den Verbleib dieser 38 Millionen hätte Auskunft geben können, schwieg sich aus. Friedrich Grunwald, der allmählich den Harry Jaspers als Hauptakteur des Skandals auszustechen begann, hatte noch einige verzweifelte Finanzierungsversuche unternommen, als er erkannte, daß selbst mit Hilfe der SBS-Gelder die Lintang-Übernahme nicht zu bezahlen war.

Maxwell Joseph lieh gegen Verpfändung von 40 Millionen Mark Lintang-Aktien, die Grunwald-Jasper gerade erst von ihm erworben hatten, 18 Millionen Mark. Die Großbank Deacon's streckte sieben Millionen Mark vor. Aber auch so reichte es nicht, und Grunwald setzte sich nach Israel ab, das ihm inzwischen — am letzten Donnerstag — die Aufenthaltsgenehmigung entzogen hat.

In einer Villa am Hang des Berges Karmel in der Nähe von Haifa eröffnete er englischen Journalisten in Gegenwart seines bärtigen Anwalts Naphthali Lipschutz, er sei „müde" gewesen. „Es war eine Panikreaktion", bescheinigte ihm ein Nervenarzt. Grunwald behauptete, seinen letzten Pfennig verloren zu haben, gab beschwichtigende Erklärungen ab und verweigerte die Rückkehr nach London.


Grunwald

Zugleich beschuldigte er seinen Freund und Kompagnon der Lüge: Nicht er, Grunwald, habe den Lintang-Konzern und die Ely-Brauerei übernehmen wollen. „Es war Jasper, der die beiden Take-Over-Geschäfte arrangierte."

Ein Umstand, den eine Londoner Zeitung dem Handelsregister entnahm, schien dem Friedrich Grunwald recht zu geben. Es stellte sich nämlich heraus, daß Jasper im Aufsichtsrat von nicht weniger als 451 Gesellschaften saß, die er meist selbst gegründet hatte.

Die Gründung solcher Papierfirmen, die in England für den zivilen Preis von rund 300 Mark möglich ist, mußte dem Über-


Spekulant **Jasper** (l.)
Prosperität oder Jasperität?

nahme-Hobby des Jasper von hervorragendem Nutzen sein, wenn er etwa undurchsichtige Kreditgeschäfte mit der SBS machen wollte. Die Gesellschaft konnte dann nämlich ihre Gelder in kleinen Summen an die 451 Jasper-Firmen verteilen, ohne, wie es ihr das Gesetz vorschreibt, Hypotheken von über 60 000 Mark in der Bilanz detailliert ausweisen zu müssen. Auf diese Weise erfuhren die Aktionäre nichts von dem beträchtlichen Engagement ihrer Gesellschaft bei Jasper.

Inzwischen haben die SBS-Sparer wieder einige Hoffnung schöpfen können. Die Übernahme der Ely-Brauerei wurde rückgängig gemacht, und der Kaufpreis für den Lintang-Konzern ist laut Jasper bis auf etwa drei Millionen Mark erlegt. Eine exakte Verlustbilanz der Jasper-Affäre läßt sich jedoch nicht ziehen, bevor Scotland Yard und der vom Handelsministerium mit der Prüfung des Jasper-Konzerns beauftragte Rechtsanwalt Neville Faulks ihre Berichte eingereicht haben. Auf dem Spiele stehen

- die Jasper-Gesellschaft selbst, deren Wert wahrscheinlich geringer ist als die 210 Millionen Mark Kurswert von Mitte September, und
- ein Teil der 84 Millionen Mark, die von der State Building Society für den Jasper-Konzern bereitgestellt wurden.

Weder Jasper noch Grunwald hatte aufwendig gelebt. Die Millionenverluste, mit denen die City dennoch rechnet, erklären sich auch nicht allein aus dem Lintang-Geschäft, sondern zum erheblichen Teil daraus, daß sich Jasper und Grunwald offenbar schon bei früheren Übernahme-Geschäften überzahlt hatten.

Den bedeutsamsten Verlust erlitten jedoch die Wahlchancen der englischen Konservativen. Der Jasper-Skandal fügt sich mühelos in die oft vorgebrachte Klage der Labourpolitiker ein, daß Kapitalgewinne aus Spekulations- und Aktienverkäufen — wie sie Jasper betrieb — aufgrund der Steuergesetze der Konservativen zu Unrecht steuerfrei seien, statt steuerlich erfaßt zu werden. Es erleichterte den Labourpolitikern die Wahlarbeit, daß Jaspers Millionengeschäfte größtenteils mit Wohnhäusern betrieben worden sind, die ein Gesetzentwurf der konservativen Regierung Macmillan im Jahre 1957 von den bis dahin geltenden gesetzlichen Höchstmieten und vom Kündigungsschutz befreite und so zu begehrten Handelsobjekten machte.

Die Figur des Spekulanten Jasper wuchs deshalb im derzeitigen britischen Wahltheater zu monströser Größe an. Seit der Fall die Schlagzeilen beherrscht, versichert Parteiführer Hugh Gaitskell in jeder Wahlrede, Skandale dieser Art würden unmöglich sein, wenn Labour an die Macht komme und die Steuergesetze revidieren könne.

Labour-Schatten-Schatzkanzler Harold Wilson zitierte vor Wählern in Liverpool unverblümt „Macmillans Freunde in der City“ und fügte hinzu: „Es hätte gar nicht erst der Affäre Jasper bedurft, die ungeheuerlichen Ungleichheiten zwischen diesen Spekulanten, die Millionen verdienen, und dem einfachen Mann aufzuzeigen, der ehrlich in der Fabrik oder im Büro arbeitet.“ Der sozialistische „Daily Herald“ prägte den Wahlslogan: „Wollt Ihr Prosperität mit Gaitskell oder Jasperität mit Macmillan?“

Unter den englischen Sozialisten ist man sich über den unschätzbaren Wert, den der Fall Jasper im gegenwärtigen Zeitpunkt für die Partei bedeutet, durchaus im klaren. Der „Daily Herald“ meinte: „Wenn die Sozialisten gewinnen, dann sollten sie Jasper zum Baron und Grunwald zum Viscount machen.“





FRANKREICH

MONTAN-UNION

Schläge für Europa

Bevor die neugewählten Mitglieder der Hohen Behörde im Luxemburger Verwaltungsgebäude der Montan-Union am Metzer Platz aus einem Holzkästchen Lose zogen, mit deren Hilfe die Dauer ihrer Amtszeit bestimmt wurde*, führte ihnen das ausscheidende Mitglied Enzo Giacchero in einer alarmierenden Ansprache noch einmal den prekären Zeitpunkt ihres Amtsantritts vor Augen.

Der bisherige Vertreter Italiens in dem obersten Organ der Gemeinschaft für Kohle und Stahl beklagte die offensichtliche Widerborstigkeit, die von den Regierungen der Mitgliedstaaten seit Ausbruch der Kohlenkrise an den Tag gelegt wird, und forderte die supranationalen Regenten wörtlich auf, „den Regierungen endlich die Schläge der letzten Monate heimzuzahlen und der Welt zu beweisen, daß die Hohe Behörde keinesfalls auf dem Sterbebette liegt".

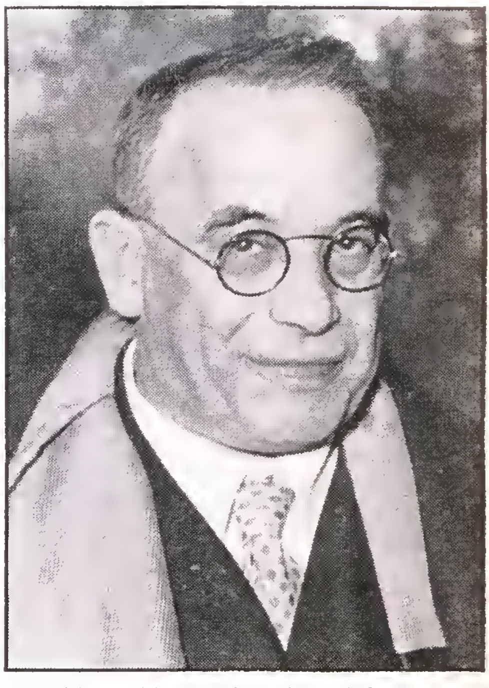
Professor Giacchero, der es seinen temperamentvollen Protesten gegen die — ihm noch zu nationaleigensinnigen — Regierungen verdankt, daß er nicht zur Wiederwahl gestellt wurde, mahnte die sechs westeuropäischen Staaten der Gemeinschaft eindringlich zur Vertragstreue. In der Tat waren von den 50 Jahren, für die das am 18. April 1951 unterzeichnete Vertragswerk gelten sollte, kaum achteinhalb Jahre vergangen, als der Hauptinitiator — Frankreich — den Wunsch nach einer grundlegenden Revision anmeldete: Das betont national orientierte Regime des General-Präsidenten de Gaulle möchte gerade die supranationale Macht der Union zugunsten größerer Einflußmöglichkeiten der Regierungen beschränken und seine Montan-Politik am liebsten wieder von Paris aus machen.

Frankreichs Abwendung von der Supranationalität, die an das Debakel der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (EVG) erinnert, wurde erstmals am 11. September klarer erkennbar. An diesem Tage referierte der Außenminister der V. Republik, Couve de Murville, vor Mitgliedern des französischen Parlamentsausschusses für auswärtige Angelegenheiten über Frankreichs Revisionsabsichten.

Das unentschlossene Taktieren in der Kohlenkrise — während der die Luxemburger Überstaatsmänner sich nur zu halben Entscheidungen aufraffen konnten — machte es dem Kritiker leicht, zu behaupten, die Supranationalität habe sich als wenig nutzbringend erwiesen. Couve de Murville erläuterte den Abgeordneten: „Die Erfahrung hat bewiesen, daß, sobald man sich echten, verantwortungsvollen Problemen gegenübersicht, nichts ohne Übereinstimmung mit den nationalen Regierungen gemacht werden kann."

Die Vorschläge des französischen Außenministers für eine Revision des Vertragstextes laufen denn auch darauf hinaus, den Einfluß der nationalen Regierungen in der Montan-Union dadurch zu verstärken, daß die entscheidenden Befugnisse dem Ministerrat der Union übertragen werden sollen, in dem die Wirtschafts- oder die Außenminister der Vertragsstaaten vertreten sind. Die Revisionswünsche schließen eine Änderung der Abstimmungsmodalitäten im Ministerrat ein: Anstelle der bisher praktizierten Mehrheitsbeschlüsse sollen fortan Entscheidungen nur einstimmig getroffen werden können. Die bisher überstaatliche und auf ihrem Gebiet autonome Hohe Behörde möchten die französischen Revisionisten auf den Status eines Exekutiv-Organs herabdrücken.

An den Revisionsvorschlägen, die Frankreich bisher in Luxemburg noch nicht offiziell vorgelegt hat, wird die veränderte Interessenlage auf dem europäischen Energiemarkt deutlich. Als im Jahre 1950 der damalige Außenminister Robert



Neuer Montan-Präsident **Malvestiti**
Die Hohe Behörde ...

Schuman die Verschmelzung der Kohle- und Stahlwirtschaften Frankreichs, Westdeutschlands, Italiens und der Beneluxstaaten vorschlug, galt die Kohle als wichtigster Faktor des industriellen Wiederaufbaus. Da sie knapp war, hatten sich die westlichen Siegerstaaten das Instrument der Ruhrbehörde geschaffen, die der Ruhr Lieferpflichten gegenüber Frankreich und anderen westeuropäischen Ländern auferlegte.

Der Vertrag über den Schuman-Plan diente hauptsächlich dem Zweck, Frankreich ein entsprechendes Quantum billiger Ruhrkohle auch nach Auflösung der Ruhrbehörde zu sichern. Für die Unterordnung des größten Kohleproduzenten innerhalb der Gemeinschaft — der Ruhrkohle-Industrie — unter den Montan-Union-Vertrag handelte andererseits Westdeutschland die Freiheit ein, seine Stahlproduktion über die vorher vorgeschriebene Jahresquote von elf Millionen Tonnen hinaus zu erhöhen.

Das wirtschaftliche Interesse Frankreichs an dem 50-Jahre-Vertrag ließ nach, als in Europa und in aller Welt Kohle im Überfluß auf Halde gefördert wurde. Heute möchte Frankreich am liebsten selbst von den Abnahmeverträgen herunterkommen, die es sich noch vor zwei Jahren vorsorglich im Saarvertrag ge-

* Die Hohe Behörde amtiert jeweils sechs Jahre. Um eine kontinuierliche Geschäftsführung zu sichern, werden jedoch die Mitglieder nach unterschiedlicher Amtsdauer ausgewechselt. Ein Los für nur zweijährige Tätigkeit zogen die Mitglieder Albert Wehrer (Luxemburg), Pierre Olivier Lapie (Frankreich) und Albert Coppé (Belgien); vier Jahre bleiben: Dr. Fritz Hellwig (Bundesrepublik), Roger Reynaud (Frankreich) und Paul Finet (Belgien); sechs Jahre: Dirk Spierenburg (Holland), Heinz Potthoff (Bundesrepublik) und Piero Malvestiti (Italien).

sichert hat. Die Lage änderte sich schließlich vollkommen, als offenbar wurde, daß Frankreich in der algerischen Sahara über bedeutende Erdöl- und Erdgasvorkommen verfügt und daß diese modernen Energiequellen in viel größeren Mengen und viel früher verfügbar sind, als alle Fachleute zunächst angenommen hatten.

Die mit 20 Bohrtürmen südlich des Atlas-Gebirges bei Hassi-Messaoud geförderten 430 000 Tonnen Erdöl sind erst ein bescheidener Anfang. Inzwischen wurden westlich und südlich dieses ersten Erdölzentrums neue reichhaltige Vorkommen entdeckt und erschlossen. Während die erste Pipeline zum Mittelmeerhafen Bougie in den nächsten Tagen in Betrieb genommen werden kann, sind die Vorarbeiten für eine zweite Ölleitung zur tunesischen Küste im Gange. Bereits im nächsten Jahr soll die algerische Erdölproduktion auf 5,5 Millionen Tonnen gebracht werden.



Ehemaliges Montan-Mitglied **Giacchero**
... soll nicht sterben

Das Kabinett Debré will mit dem Erdöl einen Großteil der Dollarschulden gegenüber den USA abtragen. Innerhalb der Montan-Unions-Länder und der zum Gemeinsamen Europäischen Markt (EWG) zusammengeschlossenen Staaten will Frankreich zudem Hauptöllieferant werden. Der alte Brennstoff Kohle rangiert unter diesen Aspekten in Frankreichs Energieplänen nur noch an zweiter Stelle. Anders als etwa in der Bundesrepublik, wo Kohle und Erdöl auf rein privatwirtschaftlicher Basis gefördert und vertrieben werden, ist es für Frankreich leichter, die rivalisierenden Branchen aufeinander abzustimmen: Die Erdölindustrie ist weitgehend staatlich beeinflußt und die Erschließung der Sahara Teil des offiziellen Regierungsprogramms; die Kohlenindustrie ist vollständig in der Hand des Staates.

Wie weit die Koordinierung unter diesen Umständen bereits gediehen ist, zeigt der jüngste Geschäftsbericht der staatlichen Kohlenbehörde Charbonnages de France, in dem es heißt: „Die Kohle hat keine Monopolstellung mehr. Deshalb sollten die Förderzahlen und Investitionsvorhaben im Steinkohlenbergbau überprüft und überhaupt die Förderung prinzipiell stärker auf die Kohlensorten ausgerichtet werden, die sich besonders zur Kohleveredelung eignen."

Außer den privaten Finanzierungsgesellschaften, wie etwa der „Finarep", Paris, zweigen die Haushalte der Ministerien erhebliche Mittel für die Sahara-Erschließung ab. Nach dem Kalkül des Sahara-Ministers Jacques Soustelle sollen die algerischen Ölquellen mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zum Sprudeln gebracht werden. Die Förderung soll betragen:

▷ Neun bis zehn Millionen Tonnen 1960,

▷ 18 bis 22 Millionen Tonnen 1961,

▷ 26 bis 31 Millionen Tonnen 1962,

▷ 31 bis 39 Millionen Tonnen 1963 und

▷ 39 bis 51 Millionen Tonnen 1964 und 1965.

Frankreich selbst verbraucht gegenwärtig 20 Millionen Tonnen Erdöl und Erdgas pro Jahr. Auch bei stärker steigendem Verbrauch könnte mithin spätestens 1962 der französische Bedarf aus eigener Produktion gedeckt werden. Jede darüber hinaus in der Sahara geförderte Tonne wird dann auf den nahegelegenen europäischen Energiemarkt drängen.

Selbst die Statistiker der Hohen Behörde in Luxemburg halten Frankreichs ehrgeizige Energiepläne seit langem nicht mehr für utopisch. Eine interne Berechnung der Hohen Behörde besagt, daß Frankreich spätestens im Jahre 1975 in der Lage sein kann, den Einfuhrbedarf der EWG-Länder zu diesem Zeitpunkt in Höhe von 210 Millionen Tonnen Steinkohleeinheiten voll zu decken.

In dem Bestreben, eines Tages auf einer Woge von Öl die Vorrangstellung der Bundesrepublik als Energie-Lieferant Europas zu brechen, ist der französischen Wirtschaftspolitik mithin die einst von ihr selbst konstruierte Supranationalität zum Hemmschuh geworden.

Solange nämlich in Luxemburg die Hohe Behörde unabhängig von den Zukunftsplänen der Pariser Regierung supranationale Kohlepolitik betreibt — also über Steigerung und eventuellen Abbau der Kohleproduktion befindet oder die Kohleeinfuhr reguliert —, werden die Sahara-Energien auf dem europäischen Markt schwer absetzbar sein. Paris kann bei der supranationalen Konstruktion des Vertrages keinerlei wirksames Veto gegen etwa für seine Ölpolitik ungünstige Entscheidungen der Hohen Behörde einlegen.

Die Regierung Debré setzt deshalb alles daran, wieder direkten Einfluß auf die Kohlepolitik zu gewinnen. Einen Ansatzpunkt dafür bietet ihr die Tatsache, daß zwischen der supranationalen Kohle-Verwaltung in Luxemburg und der nicht mit überstaatlichen Rechten ausgestatteten EWG — in ihre Zuständigkeit fallen Öl und Erdgas — ohnehin eine Koordinierung fällig wird. Außenminister Couve de Murville deutete in Paris bereits an, am besten würde man die supranationalen Befugnisse der Hohen Behörde aus dem Vertrag herausstreichen, gleichzeitig aber den Geltungsbereich der Gemeinschaft auf die gesamte Energiewirtschaft ausdehnen und gemeinsam mit der — nicht-supranationalen — EWG eine Energiebilanz für die Zukunft ausarbeiten.

Die in Luxemburg amtierenden Vertreter der Hohen Behörde jedoch sind zum Kampf um ihre Rechte entschlossen.

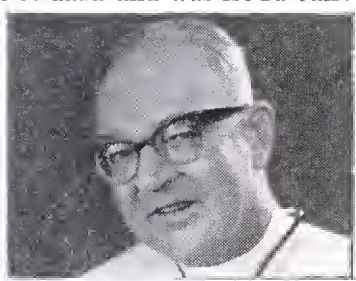
Von dem Geist des scheidenden Italieners Giacchero hat sich einiges bereits auf seinen Landsmann Malvestiti übertragen, dem für die nächsten sechs Jahre das Amt des Präsidenten der Hohen Behörde obliegt. Bei seiner Antrittsrede vor den Abgeordneten des Straßburger Europaparlaments stellte Piero Malvestiti demonstrativ den Satz heraus: „Als meine wichtigste Pflicht sehe ich es an, für die unabhängigen und unmittelbaren Befugnisse der Hohen Behörde zu kämpfen."

Ärzte fordern:

Mehr Vitamin C für Manager!

Überlastete Geistesarbeiter gefährden oft durch falsche Ernährung ihre Gesundheit. Gerade bei Managern wird immer wieder ein akuter Vitamin-C-Mangel festgestellt, der oft ernste Folgen hat. Wie kommt es dazu und was ist zu tun?

So erklärt es die Medizin:



Außergewöhnliche nervliche, geistige oder erregungsbedingte Spannungsbelastungen beschleunigen den Vitamin C-Verbrauch in der Nebennierenrinde. Das bedeutet: Unser Vitamin C-Verbrauch wird durch Verantwortung, Überarbeitung usw. stark erhöht. Herz- und Hirngefäßleiden und -anfälle als gefährlichste Erscheinungen der Managerkrankheiten werden durch regelmäßige Zuführung von Vitamin C verhütet. Durch seinen Vitamin P-Gehalt wird die gesundheitsspendende Wirkung des natürlichen Vitamin C nachhaltig stabilisiert.

Ärzte empfehlen „hohes C“

Jede Flasche des Orangensüßmostes „hohes C“ enthält den konzentrierten Saft 4 Pfund wirklich vollreifer Florida-Orangen mit Vitamin C und P in der natürlichen Kombination der reifen Frucht. Schon ein großes Glas „hohes C“ deckt Ihren normalen Vitamin-C-Bedarf – 2-3 Glas reichen aus bei stärkster Belastung. Trinken Sie es täglich – Ihr Körper verlangt danach!



„hohes C“ in der Diabetes-Diät
Wir unterrichten Sie gern über die Rolle, die „hohes C“ in der Diabetes-Diät spielt, durch Übersendung eines Sonderdruckes aus „Der Diabetiker“ Heft 7/1959
Schreiben Sie an:
Eckes Übersee-Fruchtsaft KG
Nieder-Olm bei Mainz



Garantie

Wir garantieren Ihnen:

- Alle natürlichen Vitamine, Spuren-Elemente und Nährstoffe von 4 Pfund vollreif gepflückten handausgelesenen, ohne Schalen zu Saft gepreßten Florida-Orangen sind in jeder Flasche „hohes C“ (0,7 l).
- Jede 0,7-l-Flasche „hohes C“ mit dem garantiert hohen Vitamin-C-Gehalt (ca. 280 mg), Provitamin A und die Vitamine B_1, B_2, B_6 und P im natürlichen Nährstoff-Milieu der Orange.
- „hohes C“ ist frei von jeglichen Konservierungsmitteln und Farbstoffen. Ohne Rohr- oder Rübenzucker.

Eckes Übersee-Fruchtsaft KG „hohes C“ Nieder-Olm

C 41

1 Glas „hohes C“ am Morgen – *taufrisch* für den ganzen Tag!

MALEREI

MONA LISA

Das Vehikel

(siehe Titelbild)

Der spanische Maler Salvadore Dali, wie kaum einer sonst begabt, von sich reden zu machen, erlaubte sich letzthin einen exzentrischen Scherz. Er ließ in eine Reproduktion von Leonardo da Vincis berühmtem Frauenporträt der Mona Lisa sein Photo einkopieren, das Bild eines eitlen Mannes mit hochgezwirbelten Schnurrbartenden, theatralisch blitzenden Augen, hängenden Tränensäcken und behaarten Händen, aus denen Goldstücke hervorquellen.

Die Goldstücke waren als selbstironische Anspielung auf Salvadore Dalis Gier nach Dollars gemeint, auf die bereits André Breton, Theoretiker des Surrealismus, hingewiesen hatte, indem er die Buchstaben des Namens — in spanischer Schreibweise Salvador Dali — zu dem spanischen „Avida Dollars" (ávido = habgierig) umstellte. Über die Mona Lisa, deren Lächeln nach einem vierhundert Jahre alten Gemeinplatz als „undefinierbar" und „rätselhaft" gilt, äußerte sich Dali schlicht und jedenfalls in der Hoffnung, ebenso wie das Lächeln der Mona Lisa werde sein Rätselspruch die Leute beschäftigen: „Sie ist ich, und ich bin sie." Sodann verglich er sich auch noch mit dem Schöpfer dieses Bildes, dem Renaissance-Maler Leonardo da Vinci (1452 bis 1519): „Im Spiegel der Jahrhunderte sind wir uns ähnlich. Auch ich besitze eine Kosmogonie. Wie Leonardo."

Dalis verzweifelter Versuch, nach der inzwischen etwas abgestandenen Manier der zwanziger Jahre durch ein ästhetisches Sakrileg, durch eine Art von Denkmalschändung Aufmerksamkeit zu erregen, ist nur ein Beispiel von vielen für die besondere Anziehungskraft, die Leonardos „Mona Lisa", zweifellos das populärste unter allen Porträtbildern der Welt, seit Jahrzehnten auf publicity-versessene Leute übt, einschließlich der Werbe-Industrie.

Die Beispiele für propagandistische Benutzung des Mona-Lisa-Porträts, für dessen Verunstaltung oder Verzerrung — Beispiele also, in denen Leonardos Bild als Vehikel für den Verkaufserfolg einer Ware oder als Vehikel für die Sucht einzelner dienen sollte, Aufmerksamkeit zu erregen — reichten aus, um ein Sonderheft der französischen Zeitschrift „Bizarre" zu füllen, das Mitte dieses Jahres erschien und dessen erste Auflage in wenigen Tagen vergriffen war. Das Material für dieses Sonderheft stammte im wesentlichen von dem 33jährigen französischen Geologen Jean Margat, der beim Wasserbauamt der marokkanischen Regierung in Meknès angestellt ist.

Margat hatte jahrelang alle erreichbaren Mona-Lisa-Variationen gesammelt und zu einem System der „Giocondologie" zusammengestellt, zu einer pseudowissenschaftlichen Lehre von der „Gioconda", wie Leonardos Mona Lisa — Gattin des Florentiner Patriziers Francesco del Giocondo — auch genannt wird. Der Wasserbaubeamte gruppiert seine Sammlung in Zeugnisse der von ihm so genannten „Giocondolatrie" (Gioconda-Vergötterung) und der „Giocondoklastie" (Gioconda-Zerstörung).

Bevor er sich daranmacht, Beispiele für Giocondolatrie und Giocondoklastie vorzuzeigen, gibt Margat mit scheinbarem Ernst einige zutreffende, aber völlig bedeutungslose Zahlen und Angaben zur Grundlegung seiner Giocondologie, so zum Beispiel die genaue geographische Länge und Breite des Standortes der Mona Lisa, errechnet nach Graden, Minuten und Sekunden nördlicher Breite und westlicher Länge, er nennt die Höhe über dem Meeresspiegel, in der das Bild aufgehängt ist (37 Meter), die Temperatur des Raumes (21 Grad) und als Ortsbestimmung: „Sechste Empore der großen Galerie des Südflügels des Pariser Louvre", samt allen Verkehrsverbindungen dorthin; endlich die Telephonnummer des Museums. Auf einem „anthropometrischen Merkzettel" der Mona Lisa notierte sich Margat: Größe: 1,73 Meter; Haare: dunkelblond; Augenbrauen: keine; Gesicht: oval; Nase: geradlinig; Teint: matt; besondere Kennzeichen: verstecktes Lächeln.

Schließlich nahm der Giocondologist an dem Bild kuriose Flächenmessungen vor, die ergaben, daß die Gesamtfläche sichtbarer „Fleischpartien" der dargestellten Person 572,38 Quadratzentimeter beträgt; die Gesamtfläche „Landschaft" 826,94 Quadratzentimeter; die Gesamtfläche „Himmel" 480,93 Quadratzentimeter. Als in Frankreich gebräuchliche giocondologische Redensarten zitierte Margat: „Hinter die Mona Lisa gucken" (krankhaft mißtrauisch sein), „die Mona Lisa spielen" (Anstand heucheln), „die Mona Lisa aufs Tapet bringen" (ein peinliches Gespräch abbiegen). Als giocondologische Testfrage nennt Margat: „Ziehen Sie es vor, die Mona Lisa als Mutter, Schwester oder zur Frau zu haben? Oder möchten Sie selbst die Mona Lisa sein? Begründen Sie Ihre Antworten ohne Hintergedanken."

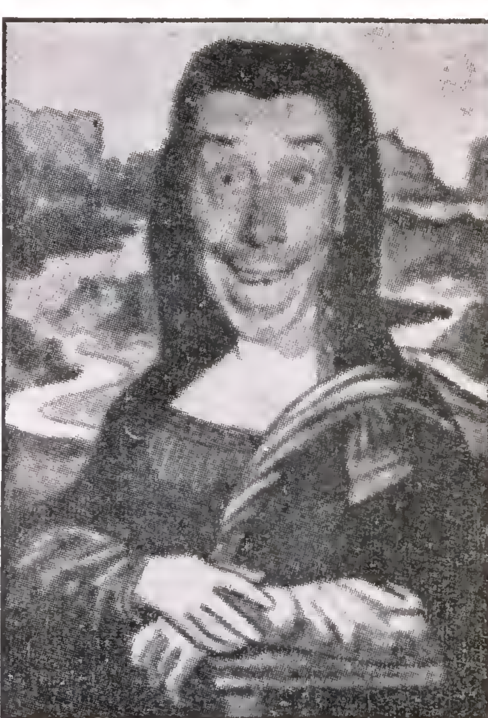
Unter den zahlreichen Beispielen für Mona-Lisa-Publicity zeigt Margat etwa ein Mona-Lisa-Wäscheetikett, eine Haarnadelmarke, eine Gioconda-Käsesorte, eine Zigarrenmarke, eine Mona-Lisa-Schutzmarke für Grammophon-Nadeln, eine Verpackung für eine Apfelsinensorte, ein Krawattenmuster, eine Strumpfmarke, die Gioconda auf einer Briefmarke der Deutschen Bundespost, eine Konservendosen-Reklame.

Allein in Frankreich fand der Giocondologist achtzehn Buchtitel, die das Wort „Joconde" (Gioconda) enthalten; auch Tucholsky schrieb ein satirisches Buch „Das Lächeln der Mona Lisa". Leonardos Gioconda-Porträt gilt als der Bestseller der Postkarten-Industrie, die das Motiv vom Original über ein schwülstig oder verlockend posierendes Mona-Lisa-Photomodell bis zum Glückwunschkarten-Ulk und zur politischen Karikatur — etwa dem deutschen Kaiser Wilhelm II. als „Pickelhauben-Mona-Lisa" — in allen Spielarten des Gioconda-Fetischismus abhandelte.

„Bizarre" veröffentlichte die „Mona Lisa mit Spitzbart" des Malers Marcel Duchamp, die als Titelblatt für die Revue „391" diente, in der 1919 die Dadaisten den Kult der „sakrosankten Meisterwerke" verhöhnten. Eine Photomontage zeigte einen verschmitzten Stalin als Mona Lisa; eine andere die Mona Lisa als „Garçonne", mit Sporthut und kurzer Pfeife, wieder eine andere setzt den Pferdekopf des Film-







Wilhelm II., Stalin, Fernandel in Gioconda-Pose: Bestseller der Postkarten-Industrie

clowns Fernandel an die Stelle des Frauenporträts. Schauspielerinnen und Chansonetten wie die Mistinguette posierten in Kostüm und Maske der Gioconda.

Der Zeichner Maurice Henry stellte eine Mona Lisa mit grinsendem Totenkopf dar; ein anderer empfand sie als „Frau ohne Unterleib“ in einem Aquarium; sogar in einen „Christus mit Dornenkrone“ verwandelte die Phantasie eines Zeichners das Leonardo-Modell. Raffinierten Spott trieb auch der amerikanische Karikaturist Charles Addams mit der Mona Lisa: Er versetzte sie in einen Kinosaal, in dem offenbar ein Lustspielfilm zu sehen ist. Unter den Zuschauern, die brüllend und atemlos wiehern, lächelt die Gioconda distinguiert und geheimnisvoll.

Als Beispiel für die Giocondoklastie, für die Gioconda-Zerstörung, kann ein surrealistischer Film „La Joconde“ gelten, den der ehemalige französische Amtsrichter und Großwildjäger Jean Suyeux hergestellt hat; der Film wurde kürzlich in Paris und während eines Kurzfilm-Festivals auch in Deutschland gezeigt und hatte wegen seiner bizarren Effekte bei den Kritikern viel Erfolg. Der Kurzfilm, an dem eine Münchner Firma inzwischen die Verleihrechte für Deutschland erworben hat, setzt das Mona-Lisa-Porträt vielen photographischen Tricks aus, so daß die lächelnde Gioconda etwa plötzlich Blasen schlägt, am ganzen Körper in Wellenbewegung gerät, unter Wasser liegt, durch das Goldfische schwimmen, oder von vielen Stecknadeln durchbohrt wird.

Als Abschluß für diese Zeugnisse kurioser Abwandlungen fügte Margat seiner giocondologischen Sammlung Beispiele für nahezu alle Möglichkeiten destruktiver Exzesse an Kunstdrucken der Mona Lisa bei; sie zeigen das Porträt der schönen, stillen Florentinerin zerknittert, durchlöchert, mit Feile, Klinge, Radiergummi und Zahnbürste bearbeitet, mit Sandpapier abgeschmirgelt oder in Wasser-, Alkohol- und Benzinbädern ruiniert.

Bei all dem erscheint es nur folgerichtig, daß sich auch der Erforscher unbewußter Seelenvorgänge und ihrer Zusammenhänge mit dem Triebleben, Sigmund Freud, mit der Mona Lisa beschäftigt hat. Den Begründer der Psychoanalyse interessierten allerdings nicht die deutlichen sadistischen Züge an jener Art von Denkmalschändung, ihn interessierten die Person des Malers, das unzerstörte Original und der Ursprung jenes Gioconda-Lächelns, das die Fetischisten offenbar zu ihren magischen Racheakten provoziert.

Freud veröffentlichte vor dem Ersten Weltkrieg eine psychoanalytische Studie über „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“, in der er die Ansicht vertrat, Leonardo habe auf seinem Mona-Lisa-Bild nicht so sehr das Lächeln des Modells als die Erinnerung an das Lächeln seiner Mutter wiedergeben wollen. Das berühmte Lächeln der Gioconda sei nicht nur eine Eigenheit der Mona Lisa, sondern zugleich „eine Kindheitserinnerung“, die sich auch in den Zügen anderer Leonardo-Gestalten, so vor allem bei seinem Bild „Johannes der Täufer“ und bei der Anna auf dem Gruppenbild der „Heiligen Anna selbdritt“, erkennen lasse.

Freud, in dessen Struktur-System des menschlichen Bewußtseins allerfrüheste Kindheitserlebnisse eine bestimmende Funktion haben, zitiert eine Bemerkung Leonardos, die sich im sogenannten „Codex Atlanticus“ findet — einer jener Fragment-Sammlungen der nach Leonardos Tod zerstreuten, sehr umfangreichen Texte des Malers.

„In der ersten Erinnerung meiner Kindheit“, notierte Leonardo — wie gewöhnlich, aus bisher ungeklärtem Grund, in Spiegelschrift — „schien mir, daß ein Hühnergeier zu mir, der ich in der Wiege lag, kam und mich des öfteren mit den Schwanzfedern an die Lippen schlug.“ In seiner Studie belustigte sich Freud über Leonardos wörtlich verstandenen Hühnergeier: „Eine Kindheitserinnerung also, und zwar höchst befremdender Art.“

Freud hielt es für möglich, daß Leonardo die mythologische und sakrale Bedeutung des Geiers, den die alten Ägypter zu einem Symbol der Mutterschaft wählten, aus den Berichten griechischer und römischer Autoren gekannt habe; der „Viel-Leser Leonardo“ habe die Geier-Fabel auch in den Schriften der Kirchenväter angetroffen, die gleichfalls über Geier-Symbolik berichteten. Freud stellte die Hypothese auf, daß sich jene Kindheitsphantasie auf die Rolle der Mutter beziehen müsse. Leonardo, meint Freud, verbrachte die ersten und „für die Struktur seines Innenlebens entscheidenden“ Jahre bei seiner Mutter Catarina; die Gestalt der Mutter und die Vorstellungen, die sich im Unbewußten mit dem Mütterlichen verbinden, hätten seine seelische Entwicklung bestimmt:

„Diese Erinnerung war bedeutsam genug, um ihn nicht mehr loszulassen, nachdem sie einmal erweckt worden war; er mußte ihr immer wieder neuen Ausdruck geben … Und wir beginnen die Möglichkeit zu ahnen, daß seine Mutter das geheimnisvolle Lächeln besessen, das er verloren hatte und das ihn so fesselte, als er es bei der Florentiner Dame (Mona Lisa) wiederfand.“

An Freuds These ist sicher zumindest so viel richtig, daß sich auf dem Gesicht der Mona Lisa ein Zug sympathischer Mütterlichkeit findet. In jüngster Zeit hat sich denn auch zu den vielen Deutungen, warum die Mona Lisa lächele, als neue These die Behauptung des britischen Arztes Dr. Kenneth D. Keele gesellt, derzufolge die Gioconda schwanger gewesen sei, als Leonardo sie porträtierte „Sie lehnt sich bequem zurück, die Rücklehne gibt ihr Halt“, argumentiert Keele. „Sie hat mütterliche Konturen, die man normalerweise nicht bei einer 24jährigen Florentinerin erwartet, und im übrigen fällt ihr Kleid in schweren, seitlichen Falten über ihren Schoß, eine Schwangerschaft andeutend.“

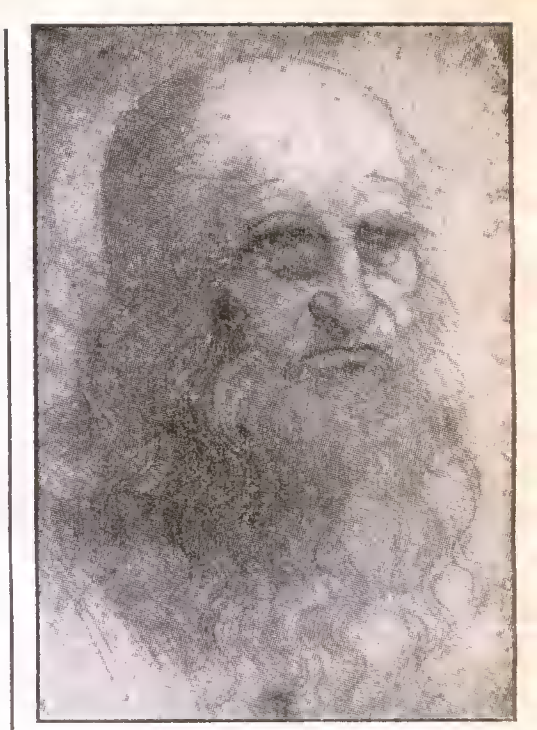
Ein russischer Forscher glaubt, das in sich gekehrte Lächeln der Gioconda lasse darauf schließen, daß Leonardos berühmtes Modell taub gewesen sei; ein französischer Arzt schloß jüngst aus dem gleichen Faktum, die Mona Lisa habe an einer speziellen Form von Bronchial-Asthma gelitten. Aber auch solche neuesten Deutungen sind nur medizinisch verbrämte Äußerungen jener Faszination, die Leonardos Mona Lisa seit vierhundert Jahren übt und für die es an Zeugnissen aus allen Epochen nicht fehlt.

„Ich gehe zu ihr (der Mona Lisa) wider meinen Willen, wie der Vogel zur Schlange“, bekannte der französische Historiker Jules Michelet (1798 bis 1874). Als „Gestaltwerdung der ganzen Liebeserfahrung der zivilisierten Welt“ apostrophierte der englische Essayist Walter Pater (1839 bis 1894), der als Renaissance-Kenner gilt, die Gioconda. Und George Sand (1804 bis 1876), prominente Freundin des Komponisten Frédéric Chopin, stöhnte in schmerzlicher Verzückung: „Mit ihrer lächelnden Sanftmut ist sie ebenso schrecklich wie die Medusa“ — die schreckenerregende Jungfrau der griechischen Mythologie, der statt Haare Schlangen auf dem Kopf wuchsen.

Ursache für die ungewöhnlich pathetische Bewunderung wie für die pathologische Sucht, unter vielen bedeutenden Kunsterzeugnissen gerade an diesem



Leonardo da Vincis „Mona Lisa" (Ausschnitt). „Die Liebeserfahrung der ganzen Welt"



Vermutlich **Selbstporträt Leonardos**
Kindheitserinnerung

Frauenporträt magische Entstellungs- und Zerstörungszeremonien zu verrichten, kann nicht allein sein, daß die dargestellte, etwa 24- bis 26jährige weibliche Person auf eine Weise zu lächeln scheint, deren Ursache verborgen bleibt. Tatsächlich hat Leonardo da Vincis berühmtestes Bild, dessen Popularität allenfalls mit dem Torso der sogenannten „Venus von Milo" (ebenfalls im Louvre) oder mit dem Kopf der Nofretete (Berliner Sammlungen) zu vergleichen ist, der Kunstwissenschaft ein ganzes Bündel von Fragen gestellt, deren wichtigste lauten:

- ▷ Wann ist das Bild entstanden?
- ▷ Wer ist auf dem Bild dargestellt?
- ▷ Handelt es sich bei dem im Louvre ausgestellten Bild um das Original, um eine Replik (eine Zweitfassung) oder um eine Variation des Originals?

Die Beantwortung dieser Fragen, aus denen sich als — im Sinne der Kunsthistorie — Abfallprodukt auch ergeben könnte, warum die Gioconda lächelt, ist nicht allein deshalb schwierig, weil Leonardo vor mehr als fünfhundert Jahren geboren worden ist und wesentliche Zeugnisse aus dieser Zeit verlorengegangen sind. Zur Beantwortung der Fragen ist auch deshalb eine Art detektivischer Methode nötig, weil sich frühere Jahrhunderte für derlei Problematik längst nicht so sehr interessierten wie die Gegenwart und daher die Dokumentation vernachlässigten.

Der Geniekult, der dem Künstler eine übermenschliche Rolle zuschreibt und jedem Zeichen seiner Existenz den Rang einer Reliquie verleiht, ist im wesentlichen erst in der Sturm-und-Drang-Periode zu Goethes Jugend, also etwa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ausgebildet worden. Bis dahin wurde die Bedeutung von Künstlern und Kunstprodukten meist sehr viel nüchterner angesehen. Auch bei berühmten Bildern interessierten sich nur wenige Eingeweihte dafür, von wem sie stammten.

Erst neuerdings gilt zum Beispiel für bedeutsam, daß ein bei dem Florentiner Meister Andrea del Verrocchio bestelltes und von ihm geliefertes Gemälde — die „Taufe Christi", heute in den Uffizien, Florenz — im wesentlichen von dessen Schüler Leo-

nardo gemalt wurde. Bei dieser Einstellung blieb auch unwichtig, ob ein als gelungen empfundenes Bild nur einmal oder gleich mehrmals angefertigt wurde; ein berühmtes Gemälde von Leonardo, die „Madonna in der Felsengrotte", hängt zum Beispiel im Pariser Louvre und, mit geringen Abweichungen, in der Londoner National Gallery, und beide Fassungen sind unzweifelhaft Originale.

Den Bewunderer im zwanzigsten Jahrhundert mag enttäuschen, was den Interessierten im Florenz des sechzehnten Jahrhunderts selbstverständlich war: daß Leonardo — wie alle anderen Künstler seiner Zeit auch — an einigen seiner Bilder nur wenige Pinselstriche tat, alles andere war Werkstattarbeit, blieb Sache seiner Gesellen und Schüler.

Zudem: Die Malerei, obwohl zu seiner Zeit in einer Hochblüte wie später nur noch ein einziges Mal — im siebzehnten Jahrhundert in den Niederlanden —, brachte nicht immer genug, den Lebensunterhalt zu verdienen. Als Leonardo — er unterschrieb mit Leonardo, später mit Lionardo, beide Schreibweisen sind also von ihm autorisiert — sich bei einem Sforza, dem Herzog von Mailand, um eine Stelle bewarb, nannte er erst als zehnten von zehn Punkten, daß er „in Friedenszeiten" erbötig sei, als Architekt, Maler und Bildhauer sein Bestes zu geben, wobei er allerdings den „Wettstreit mit jedem anderen" nicht scheue. In den ersten neun Punkten hatte er seine Pläne als Feuerwerker, Festungs-Architekt und Ingenieur dargelegt.

Als Punkt 7 versprach er: „Item werde ich verdeckte Wagen herstellen, sichere und unangreifbare, welche mit ihren Artillerien in die Mitte des Feindes hineinstechen; es gibt wohl keine so große Menge von Bewaffneten, die sie nicht zersprengten. Hinter diesen wird unversehrt und ohne jeglichen Widerstand eine Menge Infanterie folgen können." Leonardos mit Kanonen bewaffneter Panzerwagen ähnelt äußerlich frappant den Tanks, mit denen die Engländer im Ersten Weltkrieg die Westfront wieder in Bewegung zu bringen versuchten.

Leonardo hat zwar — in seinem „Traktat über die Malerei", der nach seinem Tode



Mistinguette als Gioconda
Chansonetten-Thema



Trude von Molo als Gioconda
Schauspielerinnen-Sehnsucht

aus seinen Aufzeichnungen zusammengestellt wurde — die Malerei als oberste und wichtigste der Künste, als Königin der Wissenschaften mit polemischer Vehemenz gefeiert, doch entsprach die Abfassung derartiger Hymnen und Streitschriften dem Geschmack der Zeit. Sicher ist, daß Leonardo die weitaus meisten der von ihm begonnenen Bilder unvollendet aufgegeben und daß er ziemlich bald die Malerei so gut wie völlig aufgesteckt hat — die Kunst, die er ursprünglich als wichtigste feierte, diente ihm nur noch zur Illustration seiner in der Tat bedeutenden medizinischen und physikalischen Forschungsergebnisse und erstaunlichen technischen Erfindungen; er darf überhaupt als Urvater der exakten wissenschaftlichen Zeichnungen gelten, die heute wie selbstverständlich zu medizinischen oder physikalischen Lehrbüchern gehören.

Mit der Malerei hatte allerdings angefangen, was heute seine „Karriere" genannt werden würde: Bereits als Leonardo fünfzehn war, gab ihn sein Vater, der Florentiner Notar Ser Piero da Vinci, bei dem damals berühmtesten florentinischen Maler Verrocchio in die Lehre. Leonardo war natürlicher Sohn des Notars, hervorgegangen aus einem Verhältnis Ser Pieros zu der Magd Catarina, die bald nach dieser Geburt einen Handwerker heiratete — der erste Leonardo-Biograph, Anonimo Gaddiano, attestierte der Mutter, sie sei „von gutem Schlag" gewesen.

Auch der Notar heiratete im Jahr von Leonardos Geburt — der Maler war 1452 auf dem Familienstammsitz Vinci in der Toscana zur Welt gekommen —, doch da die erste und später die zweite Ehe des Notars kinderlos blieb, und wie überhaupt damals üblich, wurde Catarinas Sohn als legitimer Sohn aufgenommen, er blieb bis zu seinem 24. Lebensjahr einziges Kind im Hause. Erst aus der dritten und vierten Ehe seines Vaters bekam Leonardo Geschwister, mindestens elf, wie sich aus einer nüchternen Tagebuchnotiz Leonardos beim Tode des Vaters ergibt: „Am Mittwoch, dem 9. Juli 1504, um sieben Uhr starb Ser Piero da Vinci, Notar am Palazzo della Podestà, mein Vater; er war achtzig Jahre





Giocondologen **Suyeux, Margat:** Das Lächeln ...

alt, hinterließ zehn Söhne und zwei Töchter."

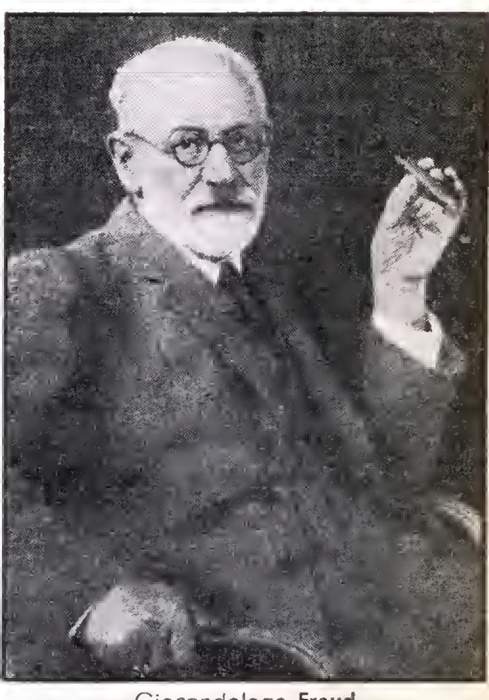
Nach der üblichen Lehrzeit wurde Leonardo, 20jährig, Meister und Mitglied der Florentiner Malergilde, blieb aber noch weiter bei Verrocchio und machte sich erst gegen 1478 selbständig. 1482 ging er in die Dienste des Herzogs von Mailand und kehrte erst nach dessen Sturz (1499) über Venedig und Mantua im Jahre 1500 ins heimatliche Florenz zurück; er blieb dort — mit einer zehnmonatigen Unterbrechung, während der er als „Erster Festungsbau-Inspizient und Kriegsingenieur" des päpstlichen Heerführers Cesare Borgia viel umherreiste — bis 1506. Die präzisen Landkarten und Stadtpläne, die er für Borgia zeichnete, gelten als Vorwegnahme der modernen Kartographie. Als Maler, Architekt, Anatom, Physiologe, Erfinder, Fest-Arrangeur und Techniker hatte er um diese Zeit bei den Fürsten bereits einen Ruf, der den Ruhm aller Zeitgenossen übertönte und auch vom Genie des jüngeren Michelangelo niemals gefährdet wurde.

Heute gilt als sicher, daß Leonardo um diese Zeit seine Mona Lisa bereits gemalt, wenn auch vielleicht nicht vollendet hatte. Die Unsicherheit der Kenntnis rührt daher, daß im Falle der Gioconda das wichtigste Quellenwerk der Renaissance versagt.

Jeder Kunsthistoriker, der etwas Authentisches über einen Maler oder ein Bild der Renaissance erfahren möchte, schlägt zunächst bei Vasari nach. Dieser Giorgio Vasari, geboren 1511 und gestorben 1574, angesehener Maler und Erbauer der Uffizien in Florenz, hinterließ das vielbändige Werk „Das Leben der berühmten Maler, Bildhauer und Architekten" (zuerst veröffentlicht 1550), in dem er zumeist aus eigener Anschauung und Kenntnis die Biographien seiner Zeitgenossen und recht genaue Beschreibungen ihrer Werke fixiert hat.

Aus Vasaris Abschnitten über Leonardo ergibt sich deutlich, welchen ungewöhnlichen Fachruhm der Maler bereits zu seinen Lebzeiten genossen hat. „Reiche Gaben sehen wir oft von der Natur mit Hilfe der himmlischen Einflüsse über menschliche Geschöpfe ausgegossen", schwärmt Giorgio Vasari. „Bisweilen aber vereinigten sich wie ein überschwengliches und übernatürliches Geschenk in einem einzigen Körper Schönheit, Liebenswürdigkeit und Kunstgeschick so herrlich, daß jede seiner Handlungen göttlich erscheint, alle anderen Sterblichen hinter ihm zurückbleiben und sich deutlich offenbart: was er leiste, sei von Gott gespendet, nicht aber durch menschliche Kunst errungen. Das erkannte man bei Leonardo da Vinci."

Und weiter: „Sein Körper war mit nie genugsam gepriesener Schönheit geschmückt, er zeigte in allen seinen Handlungen die größte Anmut und besaß ein so vollkommenes Kunstvermögen, daß, wohin sein Geist sich wandte, er das Schwierigste mit Leichtigkeit löste ... Gott hatte über diesen Geist eine solche Anmut ausgegossen, hatte ihm eine so außerordentliche Darstellungsgabe bei so klarem Verstand zugesellt, sein Gedächtnis kam ihm überall so sehr zu Hilfe, und er vermochte in Zeichnungen seine Gedanken so deutlich



Giocondologe **Freud**
... der Magd Catarina?

kundzutun, daß er imstande war, jeden noch so kräftigen Geist durch seine Reden zu besiegen und durch seine Gründe zu verwirren."

Ähnlich enthusiastisch beschreibt Vasari Leonardos Porträt der Mona Lisa — einer Dame, die nach Vasaris Behauptung aus der neapolitanischen Familie Gherardini stammte. Von der Landschaft im Hintergrund des Bildes, die heutigen Kritikern für das Verständnis der Natursymbolik Leonardos von größter Wichtigkeit erscheint, ist bei Vasari keine Rede. Auch die für ihn und die Zeitgenossen erstaunliche Pose der gekreuzten Hände, die Leonardo — wie man heute annimmt — nach flämischem Vorbild zum erstenmal in die Porträtkunst der Renaissance einführte, ist bei Vasari nicht erwähnt. Dagegen gibt Vasari als erster eine Erklärung für das Lächeln der Mona Lisa: Leonardo habe die Dame, während er sie malte, mit Instrumentalisten, Sängern und Spaßmachern unterhalten, um das „melancholische Aussehen zu verhindern, das man auf den meisten Porträts findet".

Der Leonardo-Biograph beschreibt Einzelheiten des Bildes, die von späteren Kritikern vergebens auf dem Louvre-Gemälde gesucht wurden: den Glanz und die „Feuchtigkeit" der Augen, die dichten Augenbrauen, die „atmenden, rosigen" Nasenlöcher, das „Zinnoberrot" der Lippen, die lebhafte Tönung des Gesichts. „Ein aufmerksamer Beobachter", heißt es bei Vasari, „würde sogar überrascht in der Halsgrube das Pulsieren der Schlagader beobachten können."

Heute gilt für sicher, daß Vasari jenes Bild Leonardos, das im Louvre für ein Porträt der historischen Mona Lisa ausgegeben wird, nicht gesehen hat — wie sich zum Beispiel aus seiner Bemerkung über die dichten Brauen der Dame ergibt, die auf dem bekannten Bild, der Mode der Zeit entsprechend, überhaupt keine erkennbaren Augenbrauen zeigt. Leonardo nahm im Januar 1517, als er im Dienst des französischen Königs Franz I. Mailand verließ, um sich mit seinem Lieblingsschüler Francesco Melzi nach Frankreich zu begeben, sein Werk mit sich. Vasari, 1511 geboren, war damals fünf Jahre alt.

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts bemühten sich die Forscher ebenso vergebens, gemäß der Angabe Vasaris in Neapel die Erdenspur einer historischen Mona Lisa aus dem Geschlecht der Gherardini zu finden. Erst 1913 gelang es dem Direktor der Uffizien-Galerie in Florenz, Professor Giovanni Poggi, die Existenz der Gioconda nachzuweisen.

Von Leonardo ist bekannt, daß er sich noch Anfang Mai 1502 in Florenz befand und sich in der zweiten Hälfte des Monats nach Piombino begab, um die Möglichkeiten der Trockenlegung der dortigen Sümpfe zu studieren. Im Sommer und Herbst des Jahres war er bei der Truppe des Borgia-Hauptmanns Vitelli; später hielt er sich noch einige Monate in der Romagna auf. Im März 1503 war er wieder in Florenz — jedenfalls steht fest, daß er zu dieser Zeit beim Hospital Santa Maria Nuova ein Guthaben von 50 Goldflorinen abhob.

Damit beginnt eine Zeit, die als Leonardos zweite Florentiner Epoche klassifiziert wird. Nach Ansicht der Kunsthistoriker soll Leonardo, dem im Herbst 1503 von der Stadtverwaltung von Florenz, der Signoria, der Auftrag zu einem Fresko-Gemälde im großen Rathaussaal übertragen wurde — das Resultat war das unvollendet gebliebene Kolossalgemälde „Schlacht von Anghiari" —, in jenem März 1503 mit dem Porträt der Mona Lisa begonnen haben. Der Maler Raffael will das Mona-Lisa-Bild 1504 im Atelier Leonardos gesehen haben; tatsäch-



Leonardos Isabella d'Este
Vorstudie zur Mona Lisa?

lich ist eine Skizze von Raffael aus dem Jahre 1505 oder 1506 überliefert, die eine Frau in der charakteristischen Haltung der Gioconda zeigt.

Wie Professor Poggi nachweisen konnte, lebte Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zwar nicht in Neapel, aber in Florenz eine Monna — oder Mona, Abkürzung für Madonna — Lisa, 1479 als Tochter von Antonio Maria di Noldo Gherardini in Florenz geboren; sie war als dritte Frau mit Francesco di Bartolomeo di Zanobi del Giocondo, einem vornehmen Florentiner Bürger, verheiratet. Bekannt ist aus den Urkunden als Heiratsdatum jener Mona Lisa das Jahr 1495, und es besteht Anlaß zu vermuten, daß sie eine Tochter besaß, denn 1499 wurde in Santa Maria Novella die Tochter eines Francisco Giocondo begraben. Die Biographen rechneten aus, daß die Florentinerin etwa 24 Jahre alt gewesen sei, als Leonardo ihr Bild malte.

Leonardo, der — Vasari zufolge — vier Jahre an dem Porträt der Lisa del Giocondo gearbeitet hat und nach seiner Übersiedlung nach Frankreich den stolzen Titel „Erster Maler, Architekt und Ingenieur (Mécanicien) des Königs“ (von Frankreich) führte, starb 1519 im Kastell von Cloux an der Loire, das ihm Luise von Savoyen, die Mutter König Franz I., als Wohnsitz überlassen hatte. Nach zeitgenössischen Berichten soll König Franz das Bild der Mona Lisa zu dem für damalige Begriffe ungeheuren Preis von 4000 Goldtalern erworben haben — wobei nicht sicher ist, ob von Leonardo oder von dessen Schüler und Erben Melzi.

Erwiesen ist, daß Leonardos Schüler Melzi von den drei Bildern, die der Meister mit nach Frankreich genommen hatte, der Mona Lisa, Johannes dem Täufer und der Heiligen Anna selbdritt, nur die beiden letzten mit nach Italien zurücknahm. Auch Vasari gab dreißig Jahre später an, daß sich die Mona Lisa „beim König von Frankreich in Fontainebleau“ befinde.

Seit dem Ankauf des Bildes ist die Mona Lisa in den Chroniken immerhin so häufig nachgewiesen, daß ernstliche Zweifel bei den Kunsthistorikern an der Identität des erworbenen mit dem gegenwärtig im Louvre aufgehängten Gemälde nicht bestehen. Im Jahre 1625 sah der Italiener Cassiano del Pozzo das Bild im Schloß von Fontainebleau und gab eine Beschreibung, die — im Gegensatz zu Vasaris aus dem Jahre 1550 — den Eindrücken eines gegenwärtigen Betrachters entspricht, abgesehen davon, daß die Farben inzwischen stark nachgedunkelt sind und das Bild unter den Händen der Restauratoren, die es von Zeit zu Zeit gereinigt und gefirnißt haben, gelitten hat. Es ist auch schmaler geworden; die Gesims-Säulen zu beiden Seiten der Mona Lisa sind schon fast völlig abgeschnitten.

Pozzo berichtet, der Herzog von Buckingham habe, als er die Schwester des französischen Königs Ludwig XIII., Henriette Maria, als Braut für seinen König Karl I. nach England abholte, alles getan, um die „Mona Lisa“ von Ludwig XIII. als Brautgeschenk zu erhalten. Es habe ernster Einreden des Hofes bedurft, damit Ludwig XIII., der schon bereit gewesen war, das „wertvollste Bild“ seiner Sammlung nicht herschenke.

Danach ist die Mona Lisa in Bestandsaufnahmen, Katalogen oder in Berichten nachgewiesen

▷ 1642 in Fontainebleau;

▷ 1683 als Inventar Ludwig XIV.;



Leonardos „Heilige Anna“
Ähnlichkeit mit Mona Lisa?

▷ 1695 in Versailles;

▷ 1706 in der königlichen Gemäldegalerie in Paris,

▷ 1709, 1737, 1738, 1751 in Versailles.

Seit 1760 befand sich das Bild — auch während der Revolution von 1789 — bei der Verwaltung der Öffentlichen Bauten. Hier ließ es Napoleon im Jahre 1800 aus dem Salon des Direktors abholen und in seinem Schlafzimmer in den Tuilerien aufhängen. Allerdings soll der Korse keinen rechten Geschmack an dem Lächeln der Mona Lisa gefunden haben, die er anzüglich „Madame Lise“ zu nennen pflegte. Vier Jahre später wurde das Bild wieder aus dem Schlafzimmer Napoleons entfernt und endgültig in den Louvre gebracht.

Ein Pariser Kunstmaler namens Béroud, der sich sein Brot mit der ertragreichen Herstellung von Kopien verdiente und meist montags, wenn der Louvre für Besucher geschlossen war, im Salon Carré erschien, um seiner Arbeit nachzugehen, stellte am 21. August des Jahres 1911, gegen acht Uhr morgens, mit Verwunderung fest, daß sich die Mona Lisa nicht an ihrem gewohnten Platz befand. Er verständigte Monsieur Poupardin, den Oberaufseher, der ihn mit der Erklärung tröstete, „Madame Lise“ sei beim Photographen und werde bald zurückerwartet.

Nach einstündigem, vergeblichem Warten verlangte der Maler zu wissen, wann mit der Rückkehr des Bildes zu rechnen sei. Im Photo-Labor des Louvre wurde daraufhin dem Aufseher eröffnet, daß er sich geirrt haben müsse; die Mona Lisa sei vor einigen Monaten das letzte Mal zu Reproduktionsaufnahmen verlangt worden. Poupardin. so heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, „begann auf seinen alten Beinen zu schwanken. Er verständigte den Chefaufseher, und beide rannten zum Schatzmeister. Sie waren jetzt drei, die durch die riesigen Säle des Louvre jagten, die monumentalen Treppen zu den Speichern erklommen und ohne Rücksicht auf ihre Schwindelgefühle und den Taubendreck die Dächer absuchten. Die Mona Lisa war nirgends“.

Gegen Mittag schickte der Polizeipräfekt von Paris 60 Geheimpolizisten in den Louvre. Sie durchkämmten mehrere Stunden lang das Gebäude, bis einer der Rechercheure auf einer Wendeltreppe, die zu einem Seitenausgang für das Personal führte, den verglasten Schutzrahmen fand, in den man das Bild aus Sicherheitsgründen eingespannt hatte. Der Rahmen war leer. „Der Raub der Mona Lisa“, meldeten die Pariser Zeitungen am nächsten Morgen mit riesigen Schlagzeilen. Die Rechtspresse widmete dem Ereignis sogar politische Leitartikel, in denen behauptet wurde, daß Agenten Wilhelms II. die Mona Lisa entführt hätten. um Frankreich zu demütigen: „Dieser Diebstahl ist nur der Anfang. Unsere Kolonien werden folgen.“

Die Zeitung „Paris Journal“ veröffentlichte acht Tage später den Erlebnisbericht eines Mannes namens Gery-Pieret, der aus dem Louvre eine phönizische Statuette gestohlen hatte, die in „Paris Journal“ abgebildet war. Für 250 Franc hatte der Chefredakteur die Statuette von dem Dieb gekauft und an den Louvre zurückgegeben. Der Artikelschreiber behauptete, es sei nicht schwer, im Louvre zu stehlen; denn er habe schon früher aus der phönizischen Abteilung Kunstgegenstände entwendet und sie an Freunde verschenkt. In Briefen an die Polizei bezichtigte sich jener Artikelschreiber, der inzwischen



Leonardos Johannes
War Mona Lisa ein Mann?

Selbstbesinnung als neues Glück

Ist es vermessen, sich ab und zu von seinen Sehnsüchten und Wünschen davontragen zu lassen?
Wie sagt Hölderlin:

> O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt,
> ein Bettler, wenn er nachdenkt . . .

Auch wir Heutigen sollten uns ab und zu auf eine weiche und traumhafte Weise von den Tagespflichten lösen — denn hier in der Entspannung, in dem befreiten Schweben wachsen uns neue Kräfte zu.
Hierzu verhilft uns Dujardin, gaumenweich und von vollendeter Reife. Ein bedeutender Weinbrand zu einem bedeutenden Anlaß.

Interessante Untersuchungen über das Weinbrandtrinken

Immer mehr Weinbrandtrinker ziehen einen ausgereiften, gediegenen, wertvollen Weinbrand vor. Dujardin berichtet demnächst Näheres von interessanten Untersuchungen bekannter Institute über die Einstellung der heutigen Verbraucher zum Weinbrand.



Heute werden
mehr Güter hergestellt als gestern –
morgen mehr als heute.
Unablässig wächst der Bedarf.
Stetig muß auch die Produktion zunehmen,
um mit unseren wachsenden Ansprüchen
Schritt halten zu können.
Mehr und bessere Güter bedeuten
für uns mehr Wohlstand,
bedeuten für uns ein besseres Leben.
Unvorstellbar groß ist die Energiemenge,
die unsere Industrie täglich
von den Kraftwerken bezieht
oder selbst herstellt.
Fast neun Zehntel aller benötigten
Energiemengen liefert die Kohle.
Kohle – in der veredelten Form Koks –
ist auch die bedeutendste Wärmequelle
für Krankenanstalten,
Schwimmhallen, Theater
und viele andere moderne Bauten mehr.
Ebenso ist Kohle
für unsere Wohnungen unentbehrlich:
15 Millionen Haushaltungen heizen mit Kohle –
das sind 85 % aller Haushalte
in der Bundesrepublik.
Daß unser Lebensstandard wächst,
daß es uns allen besser geht –
die Kohle war und ist Voraussetzung
und festes Fundament
von Wirtschaft und Wohlstand.
Sie ist immer wirtschaftlich, immer greifbar,
immer sicher,
immer zur Hand – unsere Kohle.

Es geht nicht ohne Kohle.





Fundament von Wirtschaft, Wohlstand und Fortschritt



nach Belgien geflohen war, zugleich des Diebstahls der Mona Lisa: Für 150 000 Goldfranken sei er bereit, das Gemälde zurückzugeben.

Für die Polizei war es nicht besonders schwer herauszufinden, wer dieser Gery-Pieret war: In einem Novellenband des Dichters Guillaume Apollinaire, der kurz zuvor bei der Wahl für den Goncourt-Preis einige Stimmen erhalten hatte, kam ein Baron Ignace d'Ormesan vor, in dem Freunde Apollinaires, die man damals die „Picasso-Bande" nannte, sofort den Sekretär des Autors, Gery-Pieret, erkannten. Der Lyriker Apollinaire, ein athletisch aussehender Snob mit erlesenen Manieren, wurde daraufhin sofort in seiner Wohnung verhaftet. Zum gleichen Zeitpunkt spürte ein Kriminalbeamter am Pigalle einen verstörten jungen Mann auf. der ein rotgetupftes Hemd, eine blaue Hose und Schnürsandalen trug: den Maler Pablo Picasso.

Auf dem Kaminsims in der Wohnung Apollinaires fand die Polizei eine antike Skulptur, die aus dem Louvre stammte; auch bei Picasso wurden zwei dem Louvre gehörende phönizische Tonmasken entdeckt, die der Maler von Apollinaires Sekretär Gery-Pieret gekauft hatte. Picasso wie Apollinaire konnten allerdings glaubhaft machen, daß ihnen die Herkunft der Antiquitäten nicht bekannt gewesen war; mit dem Raub der Mona Lisa, so versicherten beide, hätten sie nichts zu tun. Ein Brief, den Apollinaires früherer Sekretär aus seinem Versteck an den Untersuchungsrichter schrieb, entlastete denn auch bald den Schriftsteller. Gery-Pieret versicherte, sein Wohltäter sei ein moralisch untadeliger Mann, und es schmerze ihn, daß ein Unschuldiger seinetwegen leiden müsse.

Scharfsichtige Zeitgenossen vermuteten bald, daß die Selbstbezichtigungen Gery-Pierets, der sich mit Erfolg versteckt hielt, nur ein Trick seien, um sich oder den Brotherrn Apollinaire populär zu machen, und auch die Polizei hielt die Selbstanzeigen Gery-Pierets für wenig glaubwürdig. Sie vernahm methodisch alle Personen, die in den Wochen vor dem Diebstahl des Bildes im Louvre gearbeitet hatten. Unter ihnen befand sich auch ein italienischer Anstreicher mit Namen Vincenzo Perugia, der bei Renovierungsarbeiten im Louvre mitgewirkt hatte; er wohnte in einem armseligen Hotelzimmer, wo ihn ein Polizeibeamter gegen Mittag schlafend antraf. Der Italiener konnte, wie die übrigen von der Polizei vernommenen Personen, ein glaubhaftes Alibi beibringen und wurde nicht weiter behelligt.

Im „Gaulois" erschien ein Artikel, der den mysteriösen Diebstahl der Mona Lisa humoristisch deutete: Das geheimnisvolle Lächeln der Dame des Louvre, das die Kunstfreunde seit Generationen beunruhigt habe, so schrieb der „Gaulois", hätte die Behörden warnen müssen: „Madame Lise" bereitete ihre Flucht vor. Auch die Kabaretts vom Montmartre verulkten den Louvre; die flüchtige Mona Lisa gehörte von nun an zum Repertoire der Café-Concert-Chansonniers und der Boulevard-Revuetheater. In den Pariser Salons wurde düster prophezeit, daß die Mona Lisa nicht geraubt, sondern verbrannt sei; man habe es nur nicht gewagt, diese triste Wahrheit bekanntzugeben.

Im Louvre schien man sich mit dem endgültigen Verlust der Mona Lisa abgefunden zu haben; ihren Platz nahm der bärtige „Baldassare de Castiglione" des Renaissance-Malers Raffael ein. Indes verlangte die Regierung nach einem Sündenbock, um den „Louvre-Skandal" mit einer moralischen Hinrichtung abzuschließen: Der Louvre-Direktor Homolle wurde vom Unterrichtsminister entlassen. Ihm wurde vorgeworfen, daß er den Louvre zwar gegen Feuer, aber nicht gegen Diebstahl habe versichern lassen.



Salai-Zeichnung der Mona Lisa
Der Schüler darf mitzeichnen

Über zwei Jahre später, am 11. Dezember 1913 um fünf Uhr nachmittags, erhielt der französische Staatssekretär für die Schönen Künste, Credaro, einen Telephonanruf aus Florenz. „Herr Minister", sagte eine ferne, krächzende Stimme, „wir haben die Mona Lisa gefunden." Der Mann in Florenz war Credaros italienischer Kollege Ricci. „Sie ist auf der Präfektur", schrie die Stimme Riccis, „von fünfzig bis an die Zähne bewaffneten Polizisten bewacht." Credaro brach das Gespräch ab und verlangte, um sicher zu sein, daß man ihn nicht zum Narren halte, die Polizeipräfektur von Florenz. Hier waren bereits Experten für italienische Renaissance-Malerei versammelt, um die Echtheit des Bildes zu prüfen. Das aufgefundene Bild hielt den Untersuchungen stand, der Louvre-Stempel auf der Rückseite der Holzplatte mit der Registriernummer beeindruckte auch die letzten Zweifler.

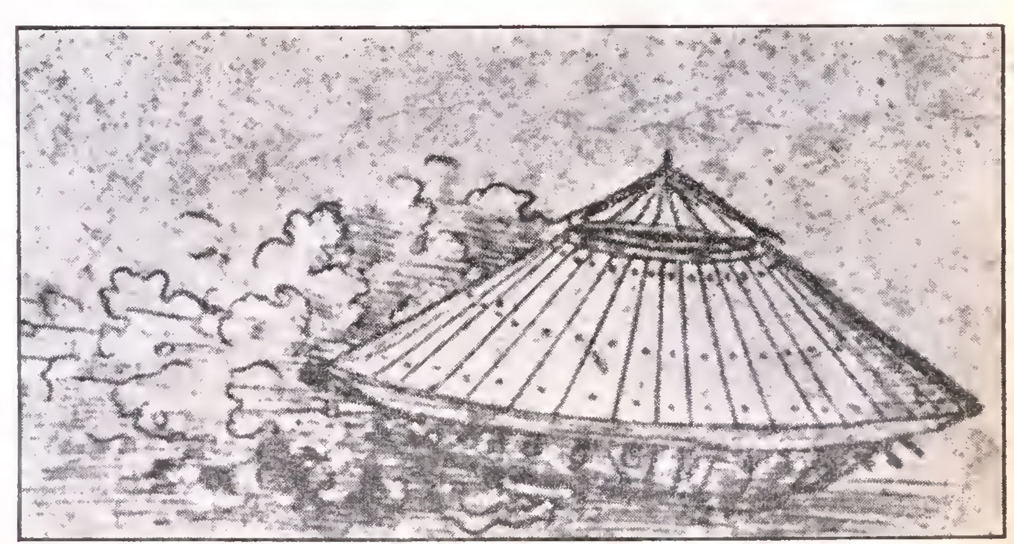
Das Bild war bei dem Florentiner Kunsthändler Alfredo Geri aufgetaucht, der später berichtete, wie er in den Besitz der Mona Lisa gekommen war. Er hatte aus Paris den Brief eines Italieners erhalten, der sich „Vincenzo Leonardi" nannte. Der Briefschreiber gab sich als Patriot aus und äußerte die Absicht, die von ihm aus dem Louvre gestohlene Mona Lisa „an Italien zurückzugeben", falls man ihm garantieren könne, daß sie ihren zukünftigen Platz in der Galerie der Uffizien in Florenz erhalte. Geri ging auf das Angebot scheinbar ein.

Wenige Tage später erschien „Vincenzo Leonardi" im Laden des Antiquars in Florenz und verlangte als Kaufsumme für das Bild, das sich in seinem Hotelzimmer befinde, eine halbe Million französische Franc. Geri notierte sich die Hoteladresse und vereinbarte die Kaufaktion für den nächsten Tag. Das Hotel wurde sogleich von Polizisten in Zivil umstellt. Der Antiquar erschien am nächsten Tag mit dem Direktor der Uffizien-Galerie und verlangte das Bild zu sehen. Es befand sich in einem Holzkoffer mit doppeltem Boden, versteckt unter einem zerknitterten Hemd.

„Vincenzo Leonardi" war jener Anstreicher Vincenzo Perugia, der sich zwei Jahre in seinem Pariser Hotelzimmer ungestört mit dem rätselhaften Lächeln der Mona Lisa beschäftigen durfte. Er beharrte vor Gericht auf dem patriotischen Motiv des Diebstahls, das er allerdings mit seiner Abneigung gegen Napoleon in Zusammenhang brachte: Der Anstreicher war des Glaubens gewesen, die Mona Lisa sei von dem Korsen aus italienischem Kunstbesitz in den Louvre verschleppt worden.

Der Dieb der Mona Lisa erhielt ein Jahr Gefängnis und zog sich nach Verbüßung seiner Strafe in ein Alpendorf zurück, wo er Touristen in späteren Jahren eine andere Lesart seiner Geschichte erzählte: Er habe die Mona Lisa gestohlen, weil ihm aufgefallen sei, daß sie eine seltsame Ähnlichkeit mit seiner frühverstorbenen ersten Liebe besitze. Der Antiquar Alfredo Geri verlangte für seine Dienste vom französischen Staat zehn Prozent Finderlohn; er schätzte den Wert des Bildes auf fünf Millionen Gold-Franc. Ein französisches Gericht wies Geris Forderung ab; von den Sachverständigen, die über den Handelswert der Mona Lisa urteilen sollten, entschied sich der eine für rund zwei Millionen Gold-Franc; der andere für sechs Millionen — eine Summe, die etwa fünf Millionen Mark entsprach.

Die Tatsache, daß die Gioconda nahezu zwei Jahre verschwunden gewesen war, gab



Leonardo-Entwurf eines Panzerwagens: Kein Feind kann widerstehen

den Gerüchten neue Nahrung, das Bild im Louvre sei nicht das Original. So existiert eine Lesart, der zufolge Perugia in der Zwischenzeit sechs Kopien habe anfertigen lassen und nur eine dieser Kopien zurückgegeben habe; das Original befinde sich bei einem Privatsammler in Algier.

1950 tauchte in den Vereinigten Staaten ein Mona-Lisa-Bild auf, das für ein Original ausgegeben wurde; es befindet sich in Besitz einer Familie Vernon, deren Vorfahr, William Henry Vernon, 1778 durch Benjamin Franklin beim französischen Hof eingeführt wurde. Nach der Familienüberlieferung soll sich das Bild in der Sammlung der — während der Revolution hingerichteten — Königin Marie-Antoinette befunden haben, die es jenem William Henry Vernon vor ihrem Tode übergeben habe. Ein amerikanischer Experte, der frühere Kurator der Cicognara-Sammlung des Vatikans, Thomas Judson, stützte die Familienthese; weitere Konsequenzen hatte die Behauptung jedoch nicht.

Nicht minder romantisch war der angebliche Fund einer Mona Lisa, den der Nizzaer Bürger Raymond Hekking vor vier Jahren meldete. Der Kunstsammler erstand in einem Riviera-Dorf bei einem Trödler ein Frauenporträt, das nach der Entfernung der Übermalung und der Schutzschichten die Mona Lisa zeigte. Der italienische Kunsthistoriker Giorgio Nicodemi, Leonardo-Kenner von Weltruf, entschied sich nach der Prüfung des Bildes für die These, daß es aus der Werkstatt Leonardos stammen könne; möglicherweise sei es eine Gemeinschaftsarbeit, an der Leonardo und seine Schüler beteiligt gewesen wären.

Dem Urteil Nicodemis wurde von den Sachverständigen des Louvre nicht direkt widersprochen Die Leiterin des Laboratoriums, Madeleine Hours, nahm als Entstehungszeit der sogenannten Nizzaer Mona Lisa das erste Dezennium des 16. Jahrhunderts an; eine Sachverständige der Abteilung für Malerei, Madame Béguin, behauptete sogar, das Bild sei vor 1500 entstanden — was bedeuten würde, daß die dargestellte, etwa 24jährige Person kaum die 1479 geborene Mona Lisa del Giocondo sein kann.

Nun gibt es ohnehin einige seriöse Kunsthistoriker, die bezweifeln, daß auf Leonardos berühmtem Bild die Florentinerin Lisa del Giocondo abgebildet sei. Sie stützen sich dabei auf den Bericht eines glaubwürdigen Zeitgenossen. Antonio de Beatis, Sekretär des Kardinals Louis d'Aragon, der — im Gegensatz zu Vasari, der auf Hörensagen angewiesen war — den Maler Leonardo da Vinci und dessen Frauenporträt selbst gesehen hat.

Am 10. Oktober 1517 besuchten der Kardinal und sein Sekretär den Meister Leonardo im Kastell von Cloux. Antonio de Beatis erwähnt in seinem Bericht, der „ausgezeichnete Maler" habe dem Kardinal drei Bilder gezeigt, außer Johannes dem Täufer und der Heiligen Anna selbdritt das Bild „einer gewissen Dame aus Florenz, gemalt nach der Natur im Auftrag des verstorbenen Magnifico Giuliano de' Medici" aus dem berühmt-berüchtigten italienischen Geschlecht.

Der jüngste der Medici, Giuliano, einer der wichtigsten Gönner Leonardos, war jedoch 1494 aus Florenz verjagt worden. Er trat in die Dienste verschiedener italienischer Fürsten und kehrte erst im September 1512 an der Spitze einer Reiterarmee nach Florenz zurück. Bis dahin, so argumentieren die Zweifler, sei er außerstande gewesen, Leonardo einen Auftrag zu erteilen. Die historische Mona Lisa war aber 1512 bereits 33 Jahre alt, also älter als die von Leonardo dargestellte Person. Im übrigen hatte Raffael bereits 1505 oder 1506 eine Skizze nach Leonardos Bild gemacht.

Im März 1513 verließ Giuliano — sein Bruder, Kardinal Giovanni, wurde im gleichen Jahre unter dem Namen Leo X. zum Papst gewählt — Florenz und begab sich nach Rom. Leonardo und seine Schüler folgten ihm. Ein Jahr später ist Leonardo in Parma und Anfang 1515 von neuem in Rom, wo er in sein Merkbuch notiert, daß Giuliano de' Medici nach Savoyen aufgebrochen sei, um zu heiraten: Prinzessin Filiberta von Savoyen, die damals 18jährige Tante (Schwester der Mutter) König Franz' I. von Frankreich.

Als Erklärung für die Angabe des Kardinal-Sekretärs Beatis, Leonardo habe eine Florentinerin im Auftrage Giuliano de' Medicis gemalt, ist denkbar, daß Leonardo seinem Gönner auf dessen Bestellung die fertige Gioconda geliefert habe, die er dann später — 1516, vor seiner Übersiedlung nach Frankreich —, als Giuliano de' Medici kaum ein Jahr nach der Heirat mit Filiberta von Savoyen starb, zurückerhalten und 1517 dem Kardinal und dessen Sekretär gezeigt haben könnte.

Der italienische Kunsthistoriker Adolfo Venturi, auch er ein renommierter Leonardo-Forscher, suchte auf einer ganz anderen Fährte nach dem Modell der Louvre-Mona-Lisa. Mit Hinweis auf die Beatis-Notiz brachte er eine Rom-Reise, die Leonardo Anfang 1505 unternahm, mit einem geheimnisvollen Auftrag Giuliano de' Medicis in Zusammenhang, der sich auf



Verhafteter Dichter **Apollinaire:** „Es ist leicht ...



Mona-Lisa-Dieb Perugia
„... im Louvre zu stehlen"

ein Porträt Leonardos bezogen haben soll, „das um die Mitte des ersten Dezenniums des Cinquecento (16. Jahrhundert) in Ischia existierte". Es stellte Costanza d'Avalos, Herzogin von Francavilla, dar, eine heroische Gestalt, die Ischia gegen den Einfall französischer Truppen verteidigte und, nach Venturi, zeitweilig die Geliebte Giuliano de' Medicis war.

Venturi fand in der Bibliothek von Parma ein ungedrucktes Gedicht des Zeitgenossen Enea Irpino, in dem Leonardo als der Maler der verwitweten Costanza genannt wurde, die auf dem Bild „einen schönen schwarzen Schleier" trage. Die Haare der Mona Lisa sind in der Tat mit einem durchsichtigen schwarzen Schleier bedeckt, obschon die historische Mona Lisa erst 49jährig Witwe wurde. Gegen Venturis These spricht, daß die verwitwete Costanza 1505 auch schon 42 Jahre alt gewesen ist, während die Gestalt auf dem Leonardo-Bild kaum viel älter als zwanzig Jahre sein kann.

Ein neues Argument für die Witwen-Theorie brachte vor wenigen Jahren der bolognesische Archivar Carlo Pedretti bei. Auch er berief sich auf den Text des Beatis, behauptete jedoch, daß Leonardo nicht eine „gewisse Dame aus Florenz" gemalt habe, sondern — kurz nach dem Tode Giuliano de' Medicis — dessen Witwe, Filiberta von Savoyen. Filiberta habe das Bild nach Frankreich mitgenommen, und da es französisches Eigentum war, sei dem Leonardo-Erben Melzi verwehrt worden, es nach Italien zurückzubringen. Der Archivar führte als Zeugen den Romancier Stendhal (1783 bis 1842) an — bürgerlich: Henri Beyle, Verfasser der „Kartause von Parma" —, der die Leonardo zugeschriebene „Heilige Familie" in der Petersburger Eremitage beschreibt: „Hinter der Gottesmutter Maria steht eine junge Frau, die, einen Ölzweig in den Händen haltend, die Heilige Katharina verkörpert. Diese Figur, die sehr viele Ähnlichkeiten mit der Gioconda aufweist, stellt ohne Zweifel die Schwägerin Papst Leos X., Filiberta von Savoyen, dar."

Der amerikanische Leonardo-Experte Raymond S. Stites kam 1946 mit der These heraus, die auf dem Louvre-Bild dargestellte Dame sei die Markgräfin von Mantua, Isabella d'Este, die Leonardo 1499 in Mantua gezeichnet hat. Wirklich hat die erhaltene Leonardo-Skizze der Isa-



Leningroder **Monna Vanna:** Nicht hinter Leonardos Rücken entstanden

bella d'Este eine auf den ersten Blick erstaunliche Ähnlichkeit mit der Mona Lisa, andererseits zeigen bei fast allen Malern die dargestellten Personen, einschließlich der Porträts, untereinander eine Art von frappanter Familienähnlichkeit.

Ein anderer Forscher, der Italiener Schiaparelli, hat umgekehrt gefolgert und die Isabella-Zeichnung, da sie der Mona Lisa ähnelt, zur Vorstudie für das Mona-Lisa-Bild erklärt. Andere Forscher schreiben diese Skizzen ohnehin nicht Leonardo, sondern dessen Schülern zu, etwa Salai oder Boltraffio.

In jüngster Zeit hat eine gewagte These von sich reden gemacht, die der französische Schriftsteller George Isarlo 1952 in der Linkszeitung „Combat" veröffentlichte. Isarlo belustigte sich über die Legende des „Patriarchen" Leonardo, die von Kunstfrömmlern erfunden worden sei, um die Gestalt des Malers mit den Vorstellungen musealer Erbauung in Einklang zu bringen. „So paradox es auch scheinen mag", spottete Isarlo, „man möchte geradezu, daß er mit seinem Bart und seinem Gesicht eines Philosophen des Altertums geboren wurde, damit Zweifel gar nicht erst aufkommen können."

Isarlo zitierte den Zeitgenossen Anonimo Gaddiano, der berichtet hatte, daß der junge Leonardo sich mit ausgesuchter Eleganz und einem Hang zum Exzentrischen gekleidet habe, der in Florenz nicht unbemerkt geblieben sei. „Jünglinge waren seine bevorzugten Modelle", fügte Isarlo hinzu, „engelhafte Wesen mit preziösen Posen, betonten Hüften und fließenden Haaren."

„Seit fast 500 Jahren hat man über das berühmte Porträt nachgedacht", schrieb der Kunstkritiker, „die einen mit Neugierde, die andern mit Verehrung. Aber alle Betrachter waren sich darin einig, daß die Mona Lisa einen Ausdruck des Unerklärlichen und Befremdlichen besitze. Die Männer mißtrauten ihr gleichsam unbewußt. Und sie hatten recht, alle; denn diese Frau war ein junger Mann, ein Transvestit, eine Farce."

Für Isarlos These, respektloseste aller Mona-Lisa-Deutungen, könnte sprechen, daß auf Leonardos Gemälde „Johannes der Täufer" der Prophet erstaunlich weibisch wirkt und, wie auch Sigmund Freud nicht entgangen war, physiognomisch der Mona Lisa nicht unähnlich ist. Zudem scheint sicher, daß in Leonardos Leben Frauen keinen bevorzugten Platz hatten, aber — darüber sind sich alle Forscher einig — auch Männer nicht. Wahrscheinlich ist, daß ein Schüler namens Salai, der nicht besonders ehrlich war und wegen seiner lockigen Schönheit oft als Modell für Engel verwendet wurde, vom Meister zuweilen Geld für Stoff und Hemden bekam. Bestimmt erhielt Salai, als Leonardo Italien verließ, von seinem Meister ein kleines Weingut als Geschenk. (Einige Forscher bezweifeln, daß sich Leonardos Tagebucheintragung „Salai stahl das Geld" auf den Schüler Salai beziehe.)

Genau dieser Salai aber, dessen etwas dunkle Rolle im Leben Leonardos Isarlos These bestätigen könnte, war es, der diese These zunichte macht. Ein deutscher Leonardo-Forscher, Emil Möller, hat nämlich die These glaubwürdig unterbaut, daß Leonardo diesem Lieblingsschüler erlaubte, die Mona Lisa ebenfalls zu zeichnen, während der Meister sie porträtierte, und Salais seitliche Zeichnung der Mona Lisa, die sich heute in den Uffizien befindet, läßt kaum Zweifel zu, daß Leonardos Modell weiblichen Geschlechts war.

Zudem gibt es von Leonardos berühmtem Bild 61 zum größten Teil zeitgenössische Kopien und Varianten, die sich zumeist in Besitz angesehener Sammlungen — etwa im Prado, Madrid, im Osloer Museum, in Rom oder in der Eremitage, Leningrad — befinden. Einige dieser zeitgenössischen Kopien, die — wie der Kunsthistoriker Wilhelm Suida in dem Standard-Werk „Leonardo und sein Kreis" schreibt — zu Leonardos „Lebzeiten und gewiß nicht hinter seinem Rücken entstanden" und vielleicht sogar aus seiner Werkstatt stammen, stellen die Mona Lisa als Halbakt dar, der nun die letzten Zweifel ausschließt, daß hier eine Frau dargestellt worden ist.

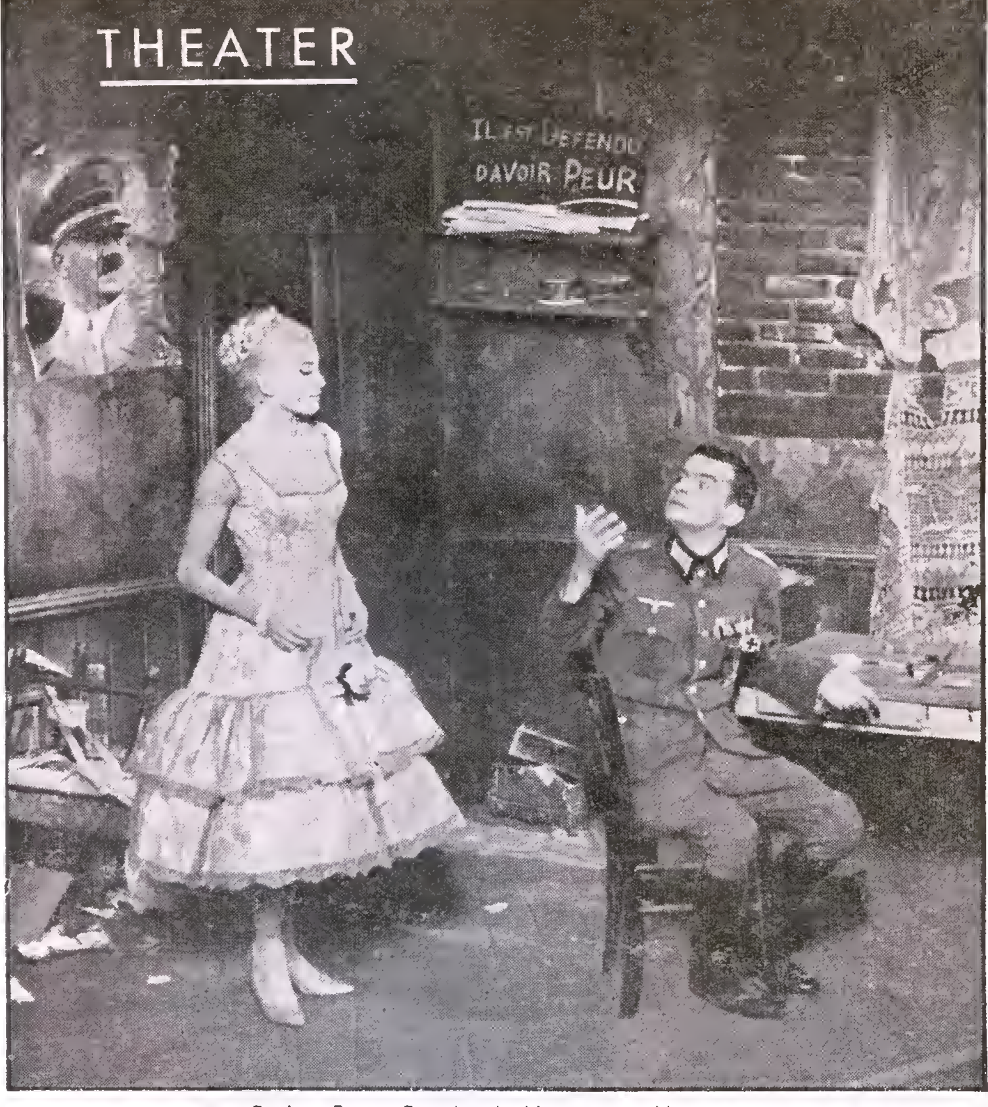
Es wird angenommen, daß die Aktbild-Kopien nach einem verlorenen Originalbild entstanden sind, das aus der Werkstatt Leonardos stammen müßte; die beste dieser Kopien, eine Studie im Museum von Chantilly, diente vermutlich als Vorlage für das berühmte Ölgemälde der „Monna Vanna" in der Leningrader Eremitage, dessen Maler unbekannt ist, aber jedenfalls aus dem Leonardo-Kreis stammt. Auch diese „Monna Vanna" ist eine Variante der Mona Lisa — mit nacktem Oberkörper.

Manche dieser Mona-Lisa-Kopien und Variationen zeigen im Hintergrund die Gebirgslandschaft des Originals, auf deren symbolträchtige Bedeutung die Forscher erst neuerdings aufmerksam geworden sind; allen diesen Mona Lisen und Monna Vannen aber ist gemeinsam, daß die dargestellte Person kaum Augenbrauen zeigt — sie sind dem Geschmack der Zeit entsprechend ausgezupft. Und genauso erweist sich jenes stille Lächeln, das in den Mundwinkeln der Gioconda verborgen ist, als etwas ganz und gar nicht Geheimnisvolles, sondern als eine Mode-Caprice.

In einem zeitgenössischen Almanach „Über die vollendete Schönheit einer Dame", verfaßt von Angelo Firenzuola, wird gelehrt, wie diese modische Pose zu erzielen sei: „Man schließe von Zeit zu Zeit den rechten Mundwinkel, mit einer anmutigen und lebhaften Bewegung, und öffne den linken Mundwinkel wie zu einem geheimnisvollen Lächeln."



NS907
... es ist das „Profilierte"
das uns gefällt
Unsere Sympathie gehört nun einmal dem Besonderen. Das ist beim Rauchen nicht viel anders. Deshalb hat die North State durch ihre profilierte Art die Sympathie des anspruchsvollen Rauchers.
HM
NORTH STATE
SUPERFINE
READY ROLLED
CIGARETTES
NORTH STATE
leicht und mild
aber mit Profil!
10 Pf



Pariser Sartre-Premiere*: Altona statt Algerien

SARTRE

An der Elbchaussee

Ein Gewissenskonflikt — unauslöschliche Erinnerung an Brutalitäten, die er im Kriege beging, und wahnhaftes Bedürfnis nach Rechtfertigung — hat, auf der Bühne, einen Leutnant Hitlers dazu gebracht, die Außenwelt und die Realität der historischen Entwicklung seit dem Zusammenbruch zu verleugnen: In einer Rumpelkammer, deren Fenster er symbolisch vermauerte, im moralischen Klima der Apokalypse Hitler-Deutschlands lebt dieser Offizier außer Dienst fort.

Selbstironisch trägt er in seiner freiwilligen Zeit- und Weltabgeschiedenheit noch immer die Uniform mit Kriegsauszeichnungen; auf Magnetophonband speichert er Verteidigungsmonologe für ein Gespenster-Tribunal. Von Leni, seiner Schwester und zugleich — „Der Inzest ist meine Art, die Familienbande zu stärken" — Geliebten, wird er betreut.

Leutnant Franz von Gerlach, der seit dreizehn Jahren in seinem schizophrenen Gewissens-Exil haust und ein bereits unansehnlich gewordenes, karikaturistisches Führerbild rachsüchtig mit Austernschalen und Sektgläsern bewirft, ist die Hauptperson im neuen Sartre-Stück „Les Séquestrés d'Altona". „Die Eingeschlossenen von Altona" agieren im Jahre 1959 in der — ausgedachten — Parkvilla der Reeder- und Schiffsbauer-Familie von Gerlach an der Elbchaussee in Hamburg-Altona; das Schauspiel wurde vorletzte Woche im Pariser „Théâtre de la Renaissance" uraufgeführt.

Vier Jahre nach „Nekrassow", dem letzten, unter Polizeischutz dargebotenen politisch-polemischen Bühnen-Oeuvre Sartres aus der Zeit seines Bündnisses mit den Kommunisten, kehrte der Autor zu den klassischen Problemen seiner psychoanalytischen Existenzbetrachtung zurück. Sein philosophiebeladenes Mammut-Drama dauerte in der ursprünglichen Fassung mehr als sechs und in der Premieren-Fassung — eine Pause von zehn Minuten nicht gerechnet — noch gut vier Stunden.

Nach dem Vorbild von Sartres „Huis Clos" („Geschlossene Gesellschaft") demonstriert das neue Stück die Sartresche Menschen-Hölle am Fall der Familie von Gerlach, die in das Wahnsystem des Leutnants schuldhaft und ausweglos verstrickt ist; sie bedeutet die vor ihrem Gewissen schuldig gewordene Menschheit dieses Jahrhunderts. Sartres zeitgenössische Menschheit sucht nach einem Richter, der weder der „andere", nämlich der Mensch, noch das subjektive menschliche Gewissen noch — existentialistische Philosophie betreibt Diesseitslehre — Gott sein kann. „Dennoch wissen wir", meinte der Autor sibyllinisch zu seinem Stück, „daß über uns das Urteil gesprochen wird."

Sartres Rückkehr zur Bühne mit seinem Thema der deutschen Kollektivschuld-Problematik, das sich sinngemäß und nach der politisch-moralischen Absicht des Verfassers auch auf das Verhalten französischer Soldaten und Offiziere in Algerien übertragen läßt, ging nicht ohne Zwischenfälle vonstatten. So mußte die Vorpremiere, die nach Pariser Theaterbrauch der für die Kritik bestimmten Hauptpremiere um einige Tage vorausgehen sollte, am vorletzten Montag kurzfristig abgesagt werden. Ein „technisches Versagen", hieß es, sei der Grund, ein Teil der Beleuchtungsanlage habe mit der Kulisse des zweiten Bildes — dem Zimmer des Leutnants — kollidiert und den Bühnenaufbau zerstört.

Als die Vorpremiere auch am folgenden Tag — diesmal mit der Begründung, der Darsteller des Leutnants, Serge Reggiani, sei an Grippe erkrankt — wieder abgesetzt werden mußte, witterten die Pariser Zeitungen Konflikte zwischen dem Autor und der Theater-Directrice Vera Korène.

„France-soir" schickte eine Reporterin in die Wohnung Sartres, wo dessen alte Mutter erläuterte: „Mein Sohn ist nicht da; er hat heute abend Premiere." Die Zeitung veröffentlichte anstatt eines Sartre-Kommentars zum Premieren-Mißgeschick des Sohnes das Beileid von Mutter Sartre, die ihren Sohn Jean-Paul „Poulou" zu nennen pflegt: „Armer Poulou! Vier Jahre lang hatte er Ruhe. Sobald er mit dem Theater zu tun hat, bekommt er Ärger. Sicher hat er sich wieder mit der Directrice gestritten."

Sartre sah sich zu einer Art Dementi veranlaßt, in dem er behauptete, „weder die Rollenverteilung noch die Länge des Stückes" hätten Meinungsverschiedenheiten mit der Direktion des Renaissance-Theaters hervorgerufen.

Der Autor der „Eingeschlossenen von Altona" erwähnte freilich nicht, daß die Pariser Theater nach der Tarifordnung gezwungen sind, den Bühnenarbeitern ab zwanzig Minuten nach Mitternacht das Dreifache ihres Stundenlohns auszuzahlen.

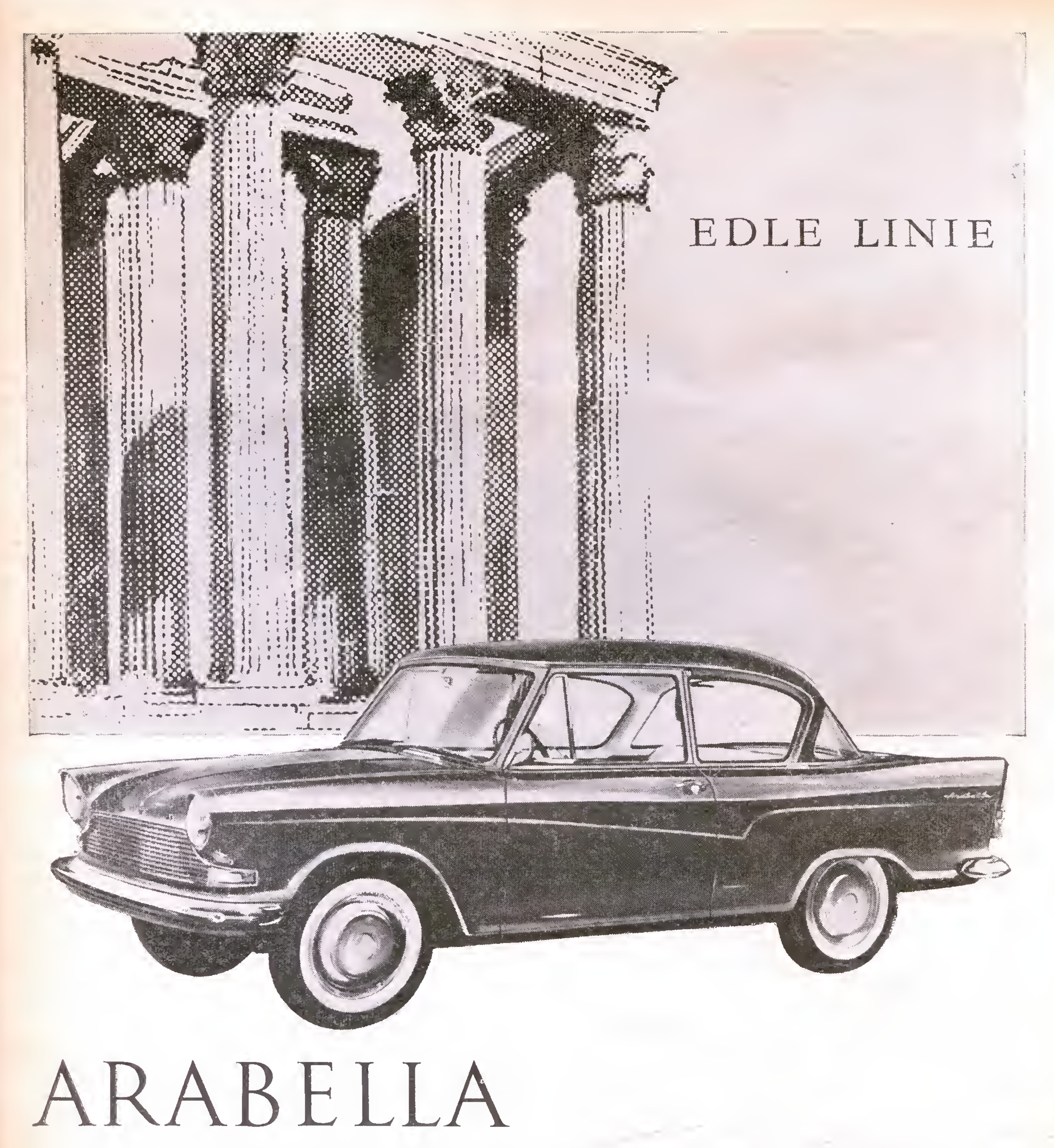
Erst nach der Hauptpremiere, die um dreiviertel eins beendet war, so daß viele Theaterbesucher ihre letzten Metro-Anschlüsse versäumten, gab Sartre — als klassisches Beispiel eines kürzungswilligen Bühnenautors wurde ihm Jean Baptiste Racine (1639 bis 1699) vorgehalten — in grimmiger Resignation bekannt: „Ich weiß, das Publikum ist an feste Spielzeiten gewöhnt. Ich werde kürzen, aber erst in einigen Tagen, denn die Schauspieler müssen sich an die Kürzungen gewöhnen."

Etwaigen Auseinandersetzungen mit der politischen Zensur des De-Gaulle-Staates ging Jean-Paul Sartre, der nach dem Aufstand in Ungarn seine Allianz mit dem Kommunismus aufkündigte — „Ein Schrekkensregime ist an der Macht" — und wieder seine alte Rolle als Moralist der Linken und intellektueller Widersacher des gaullistischen Autoritäts-Dogmas aufnahm, schlau aus dem Weg: Er legte den Schauplatz der moralischen Verwirrung, die er als Folge der Mitschuld am Barbarentum diagnostizierte, nicht an die Seine, sondern an die Elbe.

Diese Camouflage begründete Sartre mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, einem aktuellen Thema gegenüber Distanz zu halten, um besser damit fertig zu werden. Er gab zu, daß sein ursprüngliches Thema die Gewissens-Problematik der im Algerienkrieg praktizierten französischen Barbarei gewesen sei: „Der Zerfall, der im Inneren einer Familie dadurch entstehen kann, daß ein aus Algerien zurückgekehrter Soldat sich in Schweigen hüllt."

In Frankreich wird jedoch die moralische Qualifikation des Autors Sartre, Barbarei zu denunzieren, nicht erst nach seinem

* Evelyne Rey als Johanna, Serge Reggiani als Franz von Gerlach.



ARABELLA

An klassischen Stätten bewundern wir immer wieder die Harmonie edler Linien als vollendete Darstellung eines zeitlosen Schönheitsideals. Ein Beispiel ausgewogener Gestaltung in der Gegenwart — das ist ARABELLA. Der äußeren Linie ebenbürtig ist die zweckmäßig schöne Gestaltung des großen Innenraums. Das übersichtlich gegliederte, nach vorn abfallende Armaturenbrett ist oben und unten wirksam abgepolstert. Auf dem organisch eingefügten Zentralinstrument erfassen Sie mit einem Blick alle wichtigen Funktionen Ihres Wagens. Das asymmetrische, nabenlose Sicherheitslenkrad und griffgünstige Bedienungshebel sind weitere charakteristische Merkmale der durchdachten Ausstattung. So präsentiert sich ARABELLA als meisterhafte Leistung modernen Automobilbaus.

Wassergekühlter Vierzylinder=Viertakt=Boxermotor · 900 ccm · 38 PS · 120 km/h Höchst=Dauergeschwindigkeit · Frontantrieb, dadurch überlegenes Fahrverhalten. Geschlossener Preis DM 5250.— einschließlich Heizung und Vollausstattung.

ARABELLA · Ein neuer Wagen der Borgward-Gruppe · aus dem Hause LLOYD

Seit Jahrzehnten gilt die Sunbeam-Rasur in aller Welt als etwas Besonderes, der Sunbeam-Rasierer als Klasse für sich. Selbst ein so anerkannter Rasierkomfort ist durch die neuen perfektionierten Sunbeam-Modelle noch entscheidend verbessert worden. Der Anspruchsvolle wählt jetzt die Sunbeam-Methode „blade type" oder „clipper type" - denn:

Über die beste Rasiermethode entscheiden Sie selbst

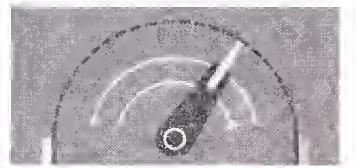
Der neue Sunbeam shavemaster

„blade type", mit mikrofeinem Scherkamm und 1380 Scherkamm-Schlitzen · Federnd gelagertes Spezial-Hohlschliff-Schneidblatt · Besonders robuster, weich laufender Kollektor-Motor · Geriffeltes, griffiges Gehäuse.
Multivolt ≅ 110 - 220 V.
In eleganter Geschenkkassette **DM 125.-**

Der neue Sunbeam rollmaster

„clipper type", der einzige Elektrorasierer mit Anpaßrollen-Automatik · Übergroße Rasierfläche durch drei Doppelmesserköpfe · Handgerecht durch griffiges, geriffeltes Gehäuse.
Multivolt ≅ 110 - 220 V.
In geschmackvoller Kassette nur **DM 96.-**




Das Spezial-Hohlschliff-Schneidblatt ist ein ausschließliches Sunbeam-Patent.


Die federnd gelagerten Schwingrollen passen sich selbsttätig Gesicht und Bart an.



Prüfen Sie bei Ihrem Fachhändler, welcher von den beiden neuen Sunbeam-Rasierern für Sie der Beste ist.





Protest gegen die militärische Aktion der Sowjets in Ungarn als zweifelhaft angesehen. Vor kurzem äußerte sich Sartres renommierter Gegner, der französische Schriftsteller und Kulturminister André Malraux, während seiner offiziellen Propaganda-Reise durch Südamerika in Rio de Janeiro zu Sartres Anklagen gegen die französische Tortur in Algerien: „Ich stand vor der Gestapo. Nicht Sartre. Zu dieser Zeit ließ er in Paris seine von der deutschen Zensur genehmigten Stücke spielen."

Sartre antwortete: „Es ist nicht Aufgabe einer Privatperson, sich gegen die Verleumdungen eines Ministers zu verteidigen. Zur Beurteilung der Wahrheitsliebe Malraux' genügt es zu wissen, daß er vergißt, meine damalige Zugehörigkeit zur Nationalen Front (der Widerstandsbewegung) zu erwähnen. Ich habe auch nicht die Absicht, direkt — von Schriftsteller zu Schriftsteller — zu polemisieren. Kein Streit zwischen Vadius und Trissotin ..."*

Der Diskretions-Widerständler Sartre nahm in sein Stück ein Aperçu auf, das als indirekte Antwort auf den Vorwurf des Reputations-Widerständlers Malraux gelten könnte: „Die Helden und der Jahrmarkt haben etwas Gemeinsames: die Medaillen."

Sartres Bühnen-Leutnant erscheint als die Karikatur eines Helden — als Illusionist, dessen einzige Rettung die Flucht in den Wahn und den Selbstbetrug ist. Offiziell (und zugleich symbolisch) gilt er als tot: Zwei riesige, mit Trauerflor drapierte Photographien des Herrn von Gerlach geben das bereits im ersten Bild — der Szene des Familienrats in einem prunkvoll-häßlichen hanseatischen Interieur — zu erkennen.

Der Autor verficht die pseudochristliche These, daß sich die Menschheit in einer sündenfallähnlichen Verfassung befinde, für die es allerdings kein moralisches Motiv, kein ursprüngliches überirdisches Verdikt gebe und aus der auch keine Rettung und kein Ausweg möglich sei — wenn nicht die „schreckliche Freiheit" des menschlichen Gewissens. Zur Demonstration dieser These benötigt der Philosoph Sartre eine leidlich glaubhafte Intrige, eine „Bühnen-Phänomenologie", wie die Zeitung „Le Monde" die Erscheinungswelt der „Eingeschlossenen von Altona" spöttisch nannte.

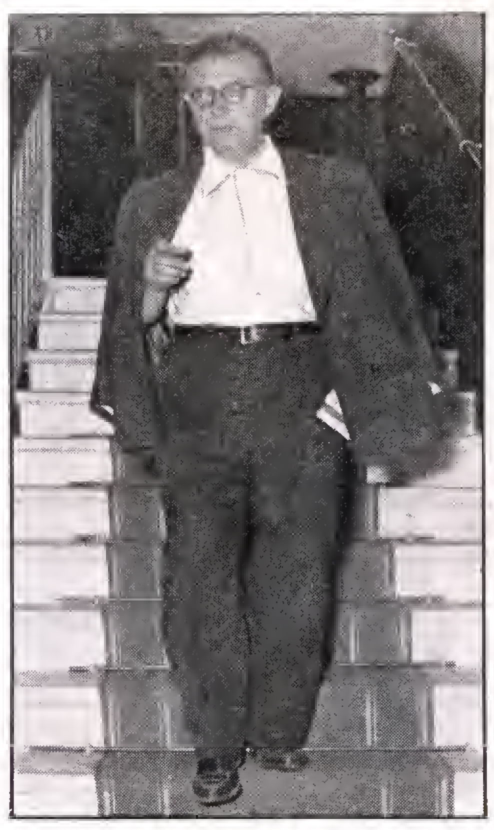
Sartres Ausgangssituation ist der didaktisch ausgesponnene Familienrat, auf dem der Vater (Fernand Ledoux), Typ des erfolgreichen Schiffsmagnaten und Industriekapitäns hamburgisch-konservativer Observanz, seiner Tochter Leni (Marie-Olivier), seinem jüngeren, charakterschwachen Sohn Werner (Robert Moncade) und dessen schöner, selbstbewußter Frau Johanna (Evelyne Rey) die Eröffnung macht, daß er an Kehlkopfkrebs erkrankt sei und nur noch ein halbes Jahr zu leben habe.

Werner, der in Hamburg eine Anwaltspraxis führt, soll die Nachfolge des Vaters antreten und ihm — nach deutsch-bürgerlich-protestantischer Art — auf die Bibel schwören, daß er das elterliche Haus, Sinnbild hanseatischer Familientradition, bis zu seinem Tode nicht verlassen werde. Hauptperson der Szene ist jedoch der nicht anwesende Sohn Franz: Er verbirgt sich eine Treppe höher in seiner zugemauerten Kammer, und sein Schatten — die Vergangenheit — liegt über der Versammlung der „Eingeschlossenen von Altona", die wahnhaft-wirklich mit der Zeit zu leben und über die Zukunft zu befinden meinen.

Leni, abgründig-verschwiegene Geliebte des Bruders, exaltierte Komplizin seines Wahns, ist das Echo der „stolzen Trauer" einer Heldenwitwe aus dem tausendjährigen Reich. Werner, der Mittelmäßige, den die Katastrophe aufsparte, erscheint als der triste Ersatz für den Bruder: ein überlebender Zwerg, der sich vom Vater verachtet weiß und vor dem uniformierten Gespenst im oberen Stockwerk zittert.

Der Vater, dem Leutnant Franz von Gerlach seit seiner Rückkehr aus Rußland Begegnung und Aussprache verweigert, fühlt sich am Schicksal des Sohnes schuldig. Er will den Verlorenen, den er unbeirrt als seinen wirklichen Nachfolger betrachtet, noch einmal sehen und aus der Vergangenheit herausholen.

Hierbei hilft ihm Schwiegertochter Johanna, eine frühere Schauspielerin: Auch sie möchte dem Phantom des Leutnants gegenübertreten, um dem Geheimnis der Familie auf die Spur zu kommen.



Mammut-Dramatiker Sartre
Tribunal der Krustentiere

Johanna verspricht dem Vater die Begegnung mit dem Sohn, nachdem sie das Klopfzeichen belauscht hat, das Leni die Tür zu Franzens Kammer öffnet.

Mit knappen szenischen Rückblendungen in die Vergangenheit rekonstruiert Sartre die Biographie des Leutnants; sie ist unerläßlich zum Verständnis der psychologischen Zwangsläufigkeit, mit der die übrigen „Eingeschlossenen von Altona" an seinem Wahnsystem teilhaben.

Vom Vater, dem Mitläufer der Barbarei, wird bekundet, daß er der SS ein Terrain zur Einrichtung eines Konzentrationslagers überließ; es grenzte an den Park, in dem sich die Villa der Gerlachs befindet.

Im Park begegnete dem Puritaner Franz im dritten Kriegsjahr ein aus dem KZ entwichener Rabbiner, den Sartres Held — damals Gegner des Regimes und ohne moralischen Fehl — in der väterlichen Villa verbarg. Der Autor deutet an, daß der Vater Gerlach, um einer Entdeckung zuvorzukommen, den Rabbiner an die SS auslieferte, wofür der Sohn straflos ausgehen sollte.

Halb gezwungen, halb aus innerer Auflehnung gegen die Trugwelt der ihm anerzogenen Moral, meldete sich Franz von Gerlach zum Dienst an der Front. Aus dem romantisch-unschuldigen Moralisten wurde der „Henker von Smolensk", ein vom Barbarentum infizierter Hitler-Leutnant, der sowjetrussische Partisanen zu Tode folterte.

Die Flucht des schuldig gewordenen Leutnants in die zeitlose Irrealität seiner Rumpelkammer ist die Konsequenz einer moralischen Paradoxie, die ihm keinen anderen Ausweg läßt: Nur die Fiktion des Untergangs gibt seiner Schuld einen Sinn.

Sartre stellt in seinem Stück die Frage, ob etwa die Liebe dem Leutnant Franz einen Ausweg aus dem Gefängnis seines Gewissens zeigen könnte. Leni, die Schwester, liebt egoistisch, belügt den Bruder, weil nur die Lüge — die Bestätigung seines Wahns — ihre Liebe ermöglicht.

In der Begegnung zwischen Franz und Johanna demonstriert der Autor, daß auch die Liebe, die von außen kommt, keine Heilung bringt: Johanna, die ihre Ehe brechen will, um in therapeutischer Absicht den „Käfig des Wahns" mit Franz zu teilen, lügt wie Leni — wenn auch „wohltätig tugendsam, wie ein tapferer kleiner Soldat".

Wo die Liebe nur Tortur und Erniedrigung ist, Schwäche, Nachsicht und schließlich Haß, bleiben dem Helden Sartres als sophistisch zitierte Richter seiner Schuld nur Fabelwesen; in seinem Delirium redet er sie bald als „maskierte Bewohner der Decken", bald als „Krabben-Tribunal" an.

„Es ist Ihnen nicht unbekannt", sagt Franz zu Johanna, als sie ihn ironisch nach seiner „Wahrheit" fragt, „daß die menschliche Spezies den falschen Schritt eingeschlagen hat; ich habe ihr fabulöses Pech vollgemacht, indem ich ihre sterbliche Hülle dem Tribunal der Krustentiere überlieferte."

Franz willigt ein, seine Kammer zu verlassen und dem todkranken Vater, der sich demütigen, aber dem Sohn zugleich die Augen für die Wirklichkeit öffnen will, noch einmal zu begegnen. Sein Hintergedanke ist, den Tod des Vaters vorwegzunehmen und mit dem Alten gemeinsam zu sterben. Der Preis der makabren Versöhnung wird angenommen.

Der doppelte Selbstmord geschieht, dem „deutschen Wunder" zum Spott, im Porsche — mit dem Vater und Sohn in die Elbe rasen. Übrig bleibt Leni, die Schwester, im Wahn; sie zieht in Franzens Kammer. Übrig bleiben die „Mittelmäßigen" — Johanna und Werner —, die sich im Leben gefällig einzurichten wissen und das „Tribunal der Krustentiere" kaum zu fürchten haben. Übrig bleibt auch Franzens Stimme, die aus dem Magnetophon spricht: „Ich habe gelebt, Franz von Gerlach. Ich habe mein Jahrhundert auf meine Schultern genommen. Ich habe gesagt: Ich will dafür einstehen."

Den Schlüssel zu seinem Stück liefert der Autor nicht aus. Aber die Deutung des allegorischen Tribunals der Krustentiere ist nicht schwer: Sartre meint den Spruch der Geschichte, verstanden als ungewisses Werden, meint die Schöpfung der Menschen, die eines Tages nach einer „objektiven Moral" verlangt, einem Urteil des Menschen über den Menschen.

Der Kritiker des rechtsbürgerlichen „Figaro" behauptete, der moralischen Nutzanwendung der „Eingeschlossenen von Altona" nicht folgen zu können: „Ich bin für ein Theater, das man versteht." Gegen den „Figaro" verteidigte die kommunistische Zeitung „L'Humanité" das Stück mit der schmeichelnden Floskel: „Ein Monumentalwerk".

* Gestalten aus Jean Baptiste (Poquelin) Molières „Femmes savantes" (1672). Vadius (Sartre) ist der Typ des gelehrten Pedanten, Trissotin (Malraux) ein prätentiöser klerikaler Schöngeist.

* 22. III. 1875 HANS GRIMM † 26. IX. 1959

Er sammelte sie um sich, jedes Jahr wieder, im viereckigen Hof seines Klosterguts in Lippoldsberg: die „Werkleute des Wortes und der Musik", wie er sie nannte; er sammelte sie, um „darzutun... daß, wenn auch unser Land und Volk sich in revolutionären Zuständen einer Zeitenwende befinde, es unabhängige Dichter und gekonnte und leuchtend lebendige Dichtung seiner deutschen Volkheit besitze und daß Besucher aus allen Ständen sich zu derem durstigen und glücklichen Genuß hingegeben zusammenfänden wie... nirgendwo sonst in der Welt in gleicher Weise".



Gewiß nirgendwo sonst, denn es kamen alljährlich seine alten Kameraden wieder zusammen, deren Bücher einst höhere Auflagen hatten als heute, deren Texte einst in die Lesebücher mußten und heute da nicht mehr stehen, hoffen wir jedenfalls, und auch keine Kern- und Morgensprüche mehr hergeben für Heimabend und Flaggenhissung und zur Aufmunterung vorm Frühsport, damit die Windhunde zäh wie Leder werden und die Mädchen (Mädel hießen sie damals) erst artbewußt und dann arteigen.

Nein, die Abiturienten des Jahres 1959 müssen nicht mehr in steifem Sütterlin nachweisen, daß der Zug des Hauptmanns Friedrich von Erckert gegen die Hottentotten im Jahre 1908 eine deutsche Notwendigkeit gewesen sei und „nicht Irregang, nicht Abenteuer, nicht todgelohntes Hirngespinst, nicht Gewinnsucht, sondern unsere Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück", damit nämlich die Deutschen herauskönnten aus der Enge und der „Gedrängtheit, wo jeder dem andern zornig und zankend auf den Teller sieht und wo reinliche Abenteurer Schurken wurden", alles vor lauter Gedrängtheit; und die Abiturientinnen müssen nicht mehr mitlesen, „wie Grete aufhörte, ein Kind zu sein", aber doch Jungfrau blieb dabei, trotz dieses gottverdammten Schwarzen. Aus seinem „Volk ohne Raum" ist inzwischen ein Volk ohne Parkplatz geworden, und so haben sich beide nicht mehr so recht verständigt, nicht einmal mehr über die Fahne, die nun — in Ost und West — die Farben von 1848 hat, in denen Grimm aber doch nur den „schwarzen Kuttenmann, roten Parteimann und goldenen Finanzmächtigen" abgefärbt sah.

Er „komme von einer Volkheit her, aus deren Artung sich die meisten Nationen ihre Fürsten holten", schrieb Hans Grimm, nicht etwa in seiner großen Zeit, sondern in diesen Nachkriegsjahren, mit seinem ungebrochenen, leidenschaftlichen Stolz auf Deutsches und Deutsche, mit seinem Nationalstolz ohne jede Einschränkung, mit jener Art von Patriotismus, bei der alle Tugenden ein Synonym für das sind, was „deutsch sein heißt", wobei denn der Patriot, der ja auch ein Deutscher ist, an allen diesen Nationaltugenden partizipiert. Es bleibt der Verdacht, daß als Argument zu solchem Nationalhochmut, zu solchem Stolz auf deutsche „Volkheit und Wurzelhaftigkeit" ein Vergleich gedient hat, den der junge Hans in Afrika (Vater war, im heimatlichen Wiesbaden, Mitbegründer des deutschen Kolonialvereins) zwischen sich und einem Hottentotten angestellt haben mag. Denn vom Ausland hatte er genug gesehen, schon 1894 war er draußen — in jenem Jahr, als der Hauptmann Dreyfus verurteilt wurde —, aber Grimms „j'accuse" zielte in andere Richtung, nämlich „gegen das bodenlose Geschwätz aller Politiker", „gegen das wurzellose Intellektuellengelichter" und, schon etwas versöhnlicher, werbender, dagegen, daß die deutschen Arbeiter „in den Klassenkampf sich treiben ließen, statt in einen deutschen Krieg für das Recht der Zahl und das Recht der Leistungskraft zu marschieren".

Das war sein Rezept, sein eines, einziges Dogma, das allein Erlösung versprach — Platz schaffen für die Deutschen, Kolonien als moralische Anstalt, die gewaltigen Räume Afrikas, unter dessen höherem und heißerem Himmel alles geheilt werden würde, was in Deutschland Verdruß und Not verursacht. Grimm kannte keinen schlechten Deutschen, sondern nur Deutsche mit Platznot, das Moralische wurde für ihn ein Problem der Bewegungsfreiheit, des Auslaufs — und so hat er denn, als der großdeutsche Expansionsversuch gescheitert war (der die beteiligten Platzmacher wahrhaftig nicht moralischer gemacht hatte), dem Anführer Hitler nie so recht gram sein können. Er wage zu behaupten, schrieb Grimm an den Erzbischof von Canterbury, daß der Nationalsozialismus „anfangs auf der Seite der Auslese gestanden" habe und daß alles erst schlimm geworden sei, „als Hitler — in die Enge getrieben — die Masse zur politischen Hilfe an sich heranzog".

„Wenn Deutschland so weit ist", denkt Grimms Held aus dem Roman „Volk ohne Raum" — Cornelius Friebott heißt er — gegen Ende des Ersten Weltkriegs, „dann hört alle Quälerei in der Welt wieder auf." Man kann nicht sagen, daß es genauso gekommen ist, als Deutschland wieder so weit war. Aber Grimm muß es auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gedacht haben, wieder oder immer noch. „Wir fordern ein einiges Deutschland und dessen Weltgeltung" — er forderte sie einfach, die Weltgeltung, wie eine nicht beglichene Schuld, und den Engländern empfahl er, sich derweil mit den Deutschen zu arrangieren. In seinen Worten: Er bot ihnen einen „Herdfrieden der Wurzelvölker".

BÜCHER

NEU IN DEUTSCHLAND

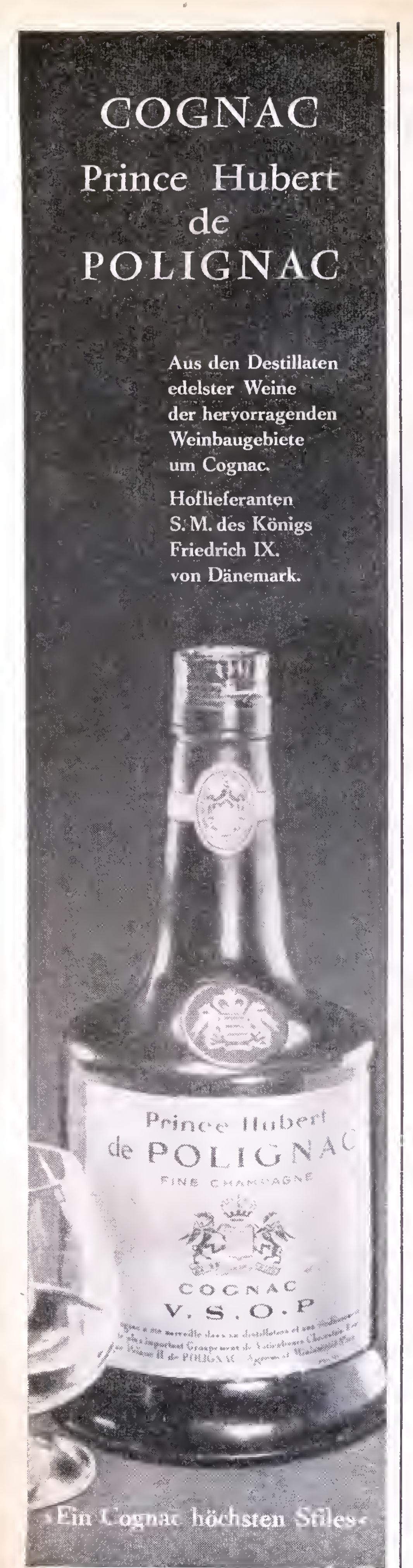
Herbert Jobst: „Der Zögling". Das erste Buch des jetzt 44jährigen ehemaligen Bergarbeiters Jobst, seine als Roman getarnte Autobiographie „Der Findling" (SPIEGEL 35/1958), wurde aus eigener Kraft, durch das Interesse der Käufer und nicht durch Maßnahmen der Partei, zum ostzonalen Bestseller. Im Fortsetzungsband „Der Zögling" gelangt das herumgestoßene Findelkind Adam Probst um 1930 von der Lehrstelle in einer Meißner Druckerei zu Berliner Ganoven, in die Erziehungsanstalt und von dort zu den Jungkommunisten. Die aufrechten Klassenkämpfer wirken wie von anderen Propagandawerken abgepaust, aber die Asozialen, einschließlich einiger SA-Rabauken, sind sichtlich nach der Natur gezeichnet. Der Unterwelt- und Analphabeten-Jargon schafft nicht nur einige düstere Komik, sondern sogar Andeutungen spröder Poesie. (Verlag Tribüne, Berlin; 240 Seiten; 7,60 Ostmark. Verkauf nur in der Ostzone.)

Gabriel Chevallier: „Flegeljahre in Sainte Colline". Der französische Bestseller-Autor und Spezialist für Provinzstadt-Charaktere („Clochemerle") malt ein skurriles Bild vom Leben in einem katholischen Internat vor dem Ersten Weltkrieg. Die christlichen Lehrer sehen Feldwebeln zum Verwechseln ähnlich, die Schule erscheint als Kaserne, in der die Jungen ihre Reifenöte durch das Bemühen kompensieren, verworfen zu erscheinen. Der Verfasser benutzt ausgiebig die Gelegenheit, in der Form knäbischer Empörung Sitten und Machtstreben des Klerus anzuprangern und die Papstgeschichte bis in ihre Anfänge nach „Verfehlungen" zu durchforschen. (Stahlberg Verlag, Karlsruhe; 348 Seiten; 7,80 Mark.)

Giuseppe Tomasi di Lampedusa: „Der Leopard". In zwei Jahren brachte der Herzog von Palma und Fürst von Lampedusa einen familienbiographischen Roman zu Papier, den er seit einem Vierteljahrhundert geplant hatte. Das Buch erzählt von den Wirren, Konflikten und Hoffnungen, die Garibaldis Landung auf Sizilien und die Vertreibung der Bourbonen auslösten. Die Revolution fand statt, die erhoffte moralische Neugeburt der Nation blieb aus. Der „Leopard" Don Fabrizio, Urgroßvater des Autors, quittiert die Zeitereignisse in aristokratischer Manier mit der Erkenntnis, daß sich auf der Erde eigentlich niemals etwas ändert, und kapituliert vor dem neuen Regime im Vertrauen auf die Schwerkraft der Gewohnheit. Die Phasen dieser Kapitulation schmückt der Nachfahr mit den Farben sizilianischen Lebens und sizilianischer Geschichte. Der romantische Realismus des vor zwei Jahren — kurz nach Fertigstellung seines ersten und letzten Buches — verstorbenen Autors, seine Schwäche für den Charme aussterbender Adelsgeschlechter und seine heitere Resignation faszinierten die ihrer modernwortkargen Autoren müden italienischen Leser: Mit mehr als 100 000 verkauften Exemplaren wurde die vom Schiwago-Verleger Feltrinelli ausgegrabene Elegie zum größten belletristischen Bucherfolg Nachkriegsitaliens. (R. Piper Verlag, München; 316 Seiten; 16,80 Mark.)



Tomasi



ZIONISMUS

Reißer mit Tiefgang

Die meisten Geschehnisse in seinem — nun auch deutsch vorliegenden, zweiten — Buch „Exodus"* seien „geschichtlich", versichert Leon Uris, aber „alle Charaktere . . rein fiktiv". Ausnahmen bildeten natürlich „namentlich aufgeführte Persönlichkeiten wie Churchill, Truman . . ."

Auf der Bestseller-Liste der New Yorker Wochenschrift „Time" rückte der Roman seit Dezember vorigen Jahres rasch vom 10. Platz über den 3. (im Januar) und 2. (im März) auf den 1. Platz (Mitte Mai), den er bis Ende August konstant behauptete; seitdem hielt „Exodus" wechselnd mit David Herbert Lawrences „Lady Chatterley's Lover" die Verkaufsspitze.

Der 1924 in Baltimore geborene Leon Uris erreichte mit seinem in vierzehn Sprachen übersetzten Erstling „Battle Cry" („Urlaub bis zum Wecken") eine Millionenauflage; das Buch wurde verfilmt und mit Preisen bedacht. Der (griechisch-lateinische) Titel des Romans „Exodus" entspricht dem zweiten Buch Mosis — der Schilderung des „Auszuges" aus Ägypten und der Wüstenwanderung zum Gelobten Land.

Mit dem so biblisch belasteten Wort meint Uris jenen Vorgang im 20. Jahrhundert, der aus ähnlichen Veranlassungen zu einem ähnlichen — erstaunlichen und umstrittenen — Ergebnis führte. Das Wort ist aber, als Name, auch an ein Schiff fixiert, einen vergammelten, gerade noch seetüchtigen Blockadebrecher, der jüdische Kinder aus einem britischen Anhaltelager auf Zypern nach Israel schmuggeln soll.

Ein „Fall Exodus" machte im Jahre 1947 tatsächlich Sensation: Das von Juden gecharterte Schiff „Exodus" wurde von den Engländern vor der Küste Palästinas aufgebracht. Über 4000 jüdische Flüchtlinge wurden auf englische Schiffe verfrachtet und gelangten nach abenteuerlicher Fahrt — kein Land wollte sie aufnehmen — nach Hamburg. Mit Gewalt trieben englische Soldaten die Flüchtlinge von Bord und brachten sie in ehemalige Konzentrationslager.

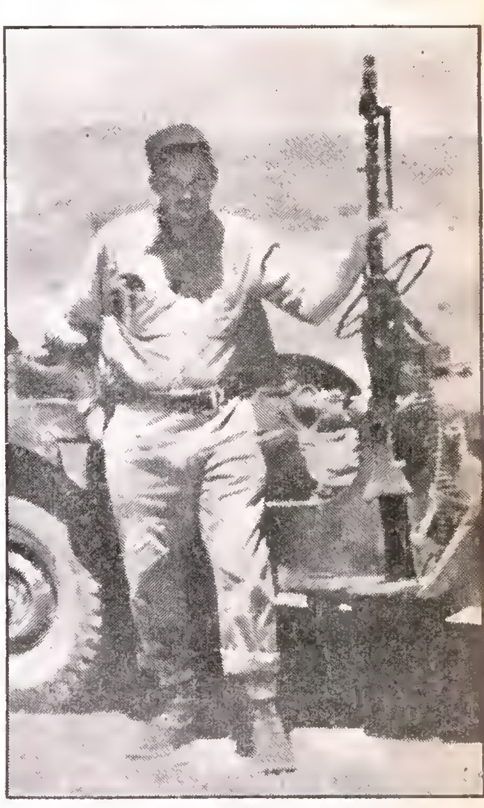
In den ersten Nachkriegsjahren war die britische Mandatsregierung über den gewaltigen Andrang jüdischer Menschen nach Palästina — eine Folge der Hitlerzeit — bestürzt. Das britische Außenministerium sah heftige Reaktionen der arabischen Welt voraus. Doch drakonische Einwanderungssperren, für die vor allem der in Gewerkschaftsdingen mehr als in der Außenpolitik versierte Außenminister der damaligen Labour-Regierung Ernest Bevin verantwortlich gemacht wurde, erwiesen sich als unwirksam. Bevins Maßnahmen haben die auf Einwanderung drängenden und die schon in Palästina eingesessenen Juden erbittert und empört, ohne daß sich die Beziehungen Englands zu den Arabern dadurch gebessert hätten. Kriegshandlungen zwischen Juden und der englischen Besatzungsmacht in Palästina, die schon über einen Kleinkrieg hinausgingen, kennzeichneten die Lage.

Mitten hinein in dieses fatale Nachkriegsgeschehen läßt Uris einen amerikanischen Journalisten platzen, der, wie einstmals Vergil den Dichter Dante in der „Göttlichen Komödie", den Leser eher durch Höllen als durch Himmel führt.

„Welcome to Cyprus, ging ihm dabei durch den Kopf, willkommen hier in Zypern — das war doch (Shakespeares) Othello Aber er konnte nicht darauf kommen, wie die Stelle weiterging", heißt es im Einführungsabsatz. „Irgendwas zu verzollen? fragte der Beamte. Zwei Pfund Heroin und ein Buch mit pornographischen Zeichnungen, antwortete Mark, während er nach Kitty Ausschau hielt."

Derlei Köder im Unterhaltungsstil sollen den Leser in ein Panorama des Elends, der Verzweiflung, der Erniedrigung und des ohnmächtigen Zorns verlocken, zu dessen näherer Betrachtung er ohne solche List kaum bereit wäre. Die auf Zypern festgehaltenen Juden, allermeist aus europäischen Konzentrationslagern übriggeblieben, haben Unvorstellbares erduldet und werden von den Engländern — die, wie es den Juden erscheint, mit der einen Hand nehmen, was sie mit der anderen, in der Balfour-Deklaration*, gegeben haben — an der Weiterfahrt in das Land ihrer Sehnsucht gehindert.

Bevin ist, Uris zufolge, kaum weniger verhaßt als Hitler. Immer wieder wird versucht auszubrechen, und immer mehr klapprige Schiffe mit illegalen Einwanderern werden von der britischen Flotte aufgebracht und nach Zypern dirigiert.


Autor Uris in Israel
Mühen und Spesen wurden amortisiert

Da tritt der so listige wie verwegene Held des Romans in Aktion, Ari Ben Canaan; er schafft es mit seinen Funktionären, ein paar hundert Kinder und Jugendliche nachts auf ein gechartertes Schiff zu bringen — rechnet aber nicht mit der Ausfahrt. Die Verschworenen möchten vielmehr durch Alarmnachrichten über das von den Engländern festgehaltene Kinderschiff und seine selbstmordnahen Jungpassagiere das Weltgewissen wachrütteln.

Der Plan gelingt. Bei aller Härte kann sich die britische Regierung nicht zu Methoden entschließen, wie sie unter Hitler oder Stalin bedenkenlos angewendet wurden. Das Schiff mit seiner Kinderfracht darf passieren, der Auszug wird zum Einzug, wie vor über dreitausend Jahren.

Von seinem engen Handlungsraum stößt Uris in weltweite Spekulationen vor; er

* Leon Uris: „Exodus"; Kindler Verlag, München; 828 Seiten; 22 Mark.

* Die Deklaration, genannt nach Arthur Balfour (britischer Außenminister 1916 bis 1919), versprach 1917 die Einrichtung „einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina".

bündelt menschliche Schicksale und löst sie wieder aus dem Verband. Neben dem Romanhelden Ari und der nur äußerlich kühlen amerikanischen — nichtjüdischen — Krankenschwester Kitty (seiner Partnerin) agieren der halbjüdische, vornehme britische Zypern-Kommandant und seine smarten Gegenspieler in London. Ein aus „gutdeutsch denkender" jüdischer Professorenfamilie in Köln über Dänemark nach Zypern verwehtes Mädchen namens Karen spielt seine gewichtige Rolle wie auch ein KZ-Junge, im Schriftfälschen begabt, sonst undiszipliniertbar neurasthenisch, der nur noch mit Explosivstoffen um sich werfen möchte. Uris scheut nicht das Problem der entwurzelten, von frühauf mißhandelten jungen Leute, die jeder sozialen Eingliederung widerstehen.

Vielerlei Menschen mit ihren Leidenschaften und Liebschaften, mit Haß und Sehnsucht werden im ersten Teil des Buches von Zypern nach Israel versetzt und geraten dort in die Sphäre israelischer Partisanenhelden und der entsprechenden reisigen Mädchen; sie erleben die Kibutzbauern, die Terroristengruppen, die alten, weisen, sehr realistisch denkenden Politiker im werdenden Staat. Dazu kommen — „nicht von dieser Welt" — die ganz und gar inaktiven chassidischen Gebetsfanatiker und die primitiven, aus dem Yemen eingeflogenen Juden, die eine Kulturentwicklung von zwei Jahrtausenden sprunghaft nachholen sollen.

Ganz gewiß steht der Autor auf seiten der Einwanderer aus 75 verschiedenen Nationen. Aber er sucht auch den Engländern gerecht zu werden und stellt sogar aus der arabischen Welt sympathische Figuren auf die Massenbühne seines Romans. Manchmal gerät die Schilderung der Begebnisse ins Heldenliedhafte, aber diese Übersteigerungen werden in archivalisch-nüchternen Passagen stets abgefangen.

Die Reißerqualitäten des Buches garantieren seine Popularität; in den rein instruktiven — mit den romanhaften verflochtenen — Abschnitten weiß Leon Uris einen umfänglichen Tatsachenstoff zu gliedern und faßlich zu machen.

Der Autor vermerkt im Vorwort, daß er bei der Materialsammlung für sein zweites Werk annähernd 50 000 Meilen zurückgelegt habe. „Die Anzahl der Tonbänder und der Interviews, die Massen von Büchern und die Menge der Filmaufnahmen und des ausgegebenen Geldes ergeben ungefähr gleich hohe, eindrucksvolle Zahlen."

Goethe (1749 bis 1832) plauderte aus, er habe sein ganzes — bedeutendes — Vermögen, all seine Autoren-Honorare und auch sein stattliches Ministergehalt zugunsten seines Schaffens ausgegeben; bei einem freilich recht noblen Lebensstandard. Die gegenwärtigen Autoren suchen ihre Mühen und Spesen schnellstens zu amortisieren; wenn sie Erfolg haben, wie der heute 35jährige Uris, sind sie bald reich.

Uris lebt mit Frau und (drei) Kindern im komfortablen USA-Paradies Kalifornien. Hätte er sich der exakten, harten Geschichtsschreibung ergeben, dann müßte er vermutlich für ein paar hundert Dollar im Monat als College-Professor arbeiten. Sein Entschluß, den korrekten Ertrag mühevoller und kostspieliger Erhebungen in einen virtuos komponierten Reißer eingebaut an die Massen zu bringen, ist verständlich.

Die „Time" allerdings findet, daß der Romancier Uris mit seinem „fahnenschwingenden Enthusiasmus für den Zionismus" die Leistungen der Israelis oft eher herabmindere als erhöhe.



MEMOIREN

GEHEIMDIENST

Für feine Leute

Mit 31 Jahren hatte es der strebsame junge Mann, der seine Karriere als Spitzel begonnen hatte, geschafft: „Im Juni 1941 war es endlich so weit, daß ich — zunächst als stellvertretender Amtschef mit dem Rang eines Ministerialrats und SS-Standartenführers — die Dienstgeschäfte des politischen Auslandsnachrichtendienstes (Amt VI) übernehmen konnte. Damit hatte ich das Ziel, das mir von Anfang an vor Augen geschwebt hatte, erreicht.“

Der jugendliche Ministerialrat litt allerdings darunter, sich seines steilen Aufstiegs nur in kleinstem Kreise rühmen zu können: „Von dem Tage ab, als ich ... die Leitung des politischen Geheimdienstes für das Ausland übernahm, hatte Heinrich Himmler als Reichsführer SS und oberster Chef der politischen Spionageabwehr das strikte Verbot erlassen, jemals mein Bild zu veröffentlichen oder auch nur meine Person in der Presse zu erwähnen. Erst nach dem Zusammenbruch Deutschlands wurde mein Name und einiges über meine Tätigkeit der Öffentlichkeit bekannt — doch ist dabei vieles unaufgeklärt und im Dunkeln geblieben.“

Der Name des jungen Mannes tauchte nach dem Kriege zunächst bei den Zeugenvernehmungen und schließlich auch — im sogenannten Wilhelmstraßen-Prozeß — auf der Anklageliste des alliierten Gerichtshofes in Nürnberg auf (Urteil: 6 Jahre Gefängnis). Im März 1952 starb der geheimnisvolle Mann in Turin; leberkrank war er ein Jahr vorher von den Amerikanern nach nicht ganz zweijähriger Strafhaft begnadigt worden.

Die letzten Monate seines Lebens — sein einst von Himmler verbotener Name war fast schon wieder vergessen — verbrachte er mit dem Abfassen der Erinnerungen an seine Karriere: Er wollte aus dem Schatten der Anonymität heraustreten, in den ihn seine Aufgaben als Geheimdienstchef verwiesen hatten.

Die Chance, Nachruhm zu ernten, weil ihm Ruhm versagt blieb, soll sich nun, sieben Jahre nach dem Tode des Karrieristen, erfüllen: In diesen Wochen taucht der Name des Toten noch einmal in Deutschland auf, diesmal als Autoren-Name: Walter Schellenberg*.

Um alle etwaigen Zweifel auszuschließen, teilt Autobiograph Schellenberg im ersten Kapitel seiner posthum edierten Memoiren mit, was ihn *nicht* bewog, ein Erinnerungsbuch zu verfassen: „Wenn ich mich nun dazu entschließe, aus der Kulisse herauszutreten und über den Geheimdienst unter dem nationalsozialistischen Regime zu berichten, so geschieht dies nicht, um meine Person ins Scheinwerferlicht zu stellen ... Vielmehr glaube ich, (daß) meine Schilderung ... einige blinde Stellen im Spiegelbild des Dritten Reiches aufzuhellen vermag.“

Ungeachtet dieser Versicherung erhellen die Memoiren dennoch vornehmlich den Werdegang des scheinwerferlichtscheuen Verfassers, wodurch sie allerdings zwangsläufig auch Einblick in Sitten und Gebräuche des NS-Regimes gewähren.

Walter Schellenberg galt als bester Mann unter den Nachwuchskräften im Apparat Himmlers und Heydrichs. Er brauchte kaum sieben Jahre, um vom Zuträger des Sicher-

* Walter Schellenberg: „Memoiren“. Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln; 422 Seiten; 21,80 Mark.

heitsdienstes (SD) der SS zum Chef der politischen Spionage, zum Konkurrenten von Admiral Canaris, dem Leiter der militärischen Abwehr, aufzusteigen. Es heißt, Walter Schellenberg sei ausersehen gewesen, die Nachfolge Heinrich Himmlers als Chef der SS anzutreten: Der Einblick also, den Karrierist Schellenberg in seine Umwelt und Mentalität gewährt, ist ein Einblick in die Spitzengruppe der jungen Führer-Reserve des totalitären Staates.

Jurastudent Schellenberg, Sohn eines verarmten Klavierfabrikanten aus Saarbrücken, begnügte sich nicht mit der Mitgliedschaft in einer schlagenden Verbindung, ihn trieb es zur neuen Auslese: „Unter den Gliederungen der Partei galt schon 1933 die Schutzstaffel Hitlers (SS) als eine Eliteorganisation ..., zu jener Zeit allerdings weniger im politischen als im gesellschaftlichen Rahmen ... So bevorzugten besonders die sogenannten ‚feinen Leute' ... die SS. Man mag rückblickend mit Recht den Stab darüber brechen, aber ich kann nicht leugnen, daß auch ich als junger Mensch empfänglich für Äußerlichkeiten war und daß dieser Hang mitbestimmend für meinen Entschluß wurde. der SS beizutreten."


Angeklagter SS-General **Schellenberg**: Gespenstische Erzählungen

Das schnelle Avancement konnte diesen Hang nicht dämpfen. Erinnert sich Schellenberg an seine Ernennung zum Spionage-Chef: „Mit nicht geringem Stolz betrat ich meinen künftigen Arbeitsraum, der mit allen Raffinements der Technik ausgestattet war ... Die bloße Annäherung an die durch Selenfotozellen gesicherten Räume löste automatisch einen Vollalarm aus, der innerhalb von Sekunden die bewaffnete Wachmannschaft herbeirief. Mein Schreibtisch selbst war wie eine kleine Festung: in ihm waren zwei Maschinenpistolen eingebaut, deren Läufe den Raum mit Kugeln bestreuen konnten. Sobald die Tür aufging, richteten sich die Läufe automatisch auf den Eintretenden. Im Falle der Gefahr hatte ich nur auf einen Knopf zu drücken, um die beiden Waffen in Aktion zu setzen ..."

Der Schreibtisch mit eingebauten Maschinenpistolen gehörte zu den Requisiten des Geheimdienstes à la Schellenberg: Der smarte Volljurist fühlte sich, wie er bekennt, von Jugend auf zum „Zeitalter der Renaissance" hingezogen — einer Epoche, aus der Männer wie Schellenberg nicht nur ihr Recht auf politische Immoralität ableiten („Der Zweck heiligt die Mittel"), sondern auch ihre Vorliebe für abenteuerliche Ausschmückungen des nüchternen Büro-Alltags: „Mit einem zweiten Knopf vermochte ich gleichzeitig ein Sirenensignal auszulösen, wodurch das ganze Haus sofort von Wachtposten an allen Aus- und Eingängen blockiert wurde. Von meinem Dienstwagen aus konnte ich auf eine Entfernung von fünfundzwanzig Kilometern ... meinen Sekretärinnen fernmündlich diktieren."

Journalist Klaus Harpprecht, der dem Geheimdienstleiter Schellenberg bei der Abfassung der Memoiren behilflich war, weiß im Vorwort von den Renaissance-Menschen im Reichssicherheitshauptamt zu berichten: „Ich erinnere mich ... an Schellenbergs gespenstische Erzählung von einer Zecherei mit Heydrich und dem Gestapo-Schergen Müller, bei der er (Schellenberg) streng über einen privaten Ausflug mit Frau Heydrich verhört, bei der ihm schließlich ein Gift und nach dem Geständnis Gegengift ins Glas geträufelt wird."

Als Walter Schellenberg gegen Kriegsende den General Gehlen, Leiter der OKH-Abteilung „Fremde Heere Ost", besuchte, „mußte (er) dem General einräumen, daß er selbst niemals in der Lage sei, diese mit wissenschaftlicher Exaktheit betriebene Aufgabe zu übernehmen ... Es war keineswegs unbegreiflich, daß Schellenberg mit Ressentiments an den klugen Gegner dachte, der im Gegensatz zu ihm jeden Hauch des Abenteuerlichen aus seiner Geheimdienstzentrale verbannt — und damit recht behalten hatte.

„In theoretischen Überlegungen hatte auch er (Schellenberg) durchaus begriffen, daß die Führung eines Spionageapparates ein trockenes, nüchternes und sprödes Handwerk ist. In der Praxis scheint er aus dieser Einsicht keine Konsequenzen gezogen zu haben. Und wie sollte er auch? Die Umgebung, in der er arbeitete und lebte. duldete solche Sachlichkeit kaum ... Sie alle scheinen ... den Krieg an der geheimen Front als ein monströses Indianerspiel verstanden zu haben."

Begonnen hatte das große Spiel für Walter Schellenberg allerdings im kleinbürgerlichen Milieu beflissener Zuträgerei. Dem jungen SS-Mann und Studenten der Bonner Universität wurde „von dem abtrünnigen Priester Professor Dr N " im Frühsommer 1934 nahegelegt, an der schönen Auf-

gabe mitzuarbeiten, „der obersten Staatsführung ... ein Bild der Volksstimmung zu vermitteln“.

Schellenberg entzog sich der Aufforderung zur patriotischen Spitzel-Pflichterfüllung nicht: Noch in seinen Memoiren schreibt er unbefangen, arglos und naiv, daß er in der Folge brav, dienstwillig und ehrenamtlich „über fachliche, politische sowie personelle Zusammenhänge an den rheinischen Universitäten“ berichtet hat.

Die Beiträge des Amateur-Agenten über die Stimmung unter seinen Hochschullehrern gingen an den Sicherheitsdienst (SD) der SS. Keine zwei Jahre später wird Schellenberg aufgefordert, seine Referendarzeit im Reichsinnenministerium zu beenden — was verwaltungsmäßig die Überstellung zum Geheimen Staatspolizeiamt ermöglichte.

„Heydrich gefallen Ihre Berichte“, hörte der Anfänger, als er in den Büros des Prinz-Albrecht-Palais, der Berliner Gestapo-Zentrale, seine Antrittsverbeugungen machte. „Die Zeit, die nun begann, war für mich äußerst interessant. Immer wieder staunte ich über das geräuschlose Ineinandergreifen eines, wie mir schien, unsichtbaren Räderwerks, das mir ständig neue Türen öffnete und mich dabei wie eine willenlose Puppe hin und her schob.“

Schellenberg war dem Manne aufgefallen, der in diesen Jahren den Apparat des deutschen Polizeistaates konstruierte: Reinhard Heydrich.

Der Oberleutnant zur See Heydrich war 1931 von einem Ehrengericht — wegen Weibergeschichten — aus der Marine ausgestoßen worden. Der arbeitslose Offizier fand Anschluß an Heinrich Himmler, den Chef der SS. „Von Himmler weiß ich“, schreibt Schellenberg, „daß er den jungen Oberleutnant außer Dienst mit Schreibpapier und Federhalter versorgte und ihn einen Tag lang in Klausur steckte, um ihn einen Organisationsplan für den künftigen Sicherheitsdienst der Partei entwerfen zu lassen.“

Derlei Planspiele führten zunächst nur zum Aufbau des SS-Sicherheitsdienstes, einer von normalen staatlichen Polizei- und Abwehreinrichtungen stets unabhängigen Parteiorganisation. Nach 1933 aber bekamen Himmler und sein SD-Spezialist Heydrich Schritt für Schritt auch die wichtigsten Teile des staatlichen Polizeiapparates in ihre Hand; binnen weniger Jahre vereinigten sie dann die staatliche und die Partei-Polizei zu einer Super-Behörde, die 70 Millionen Deutsche und ein paar hundert Millionen Menschen im besetzten Europa kontrollierte.

Die Etappen: Nach dem Regierungsantritt Hitlers 1933 hatte sich Heinrich Himmler bei der Verteilung der frisch eroberten Staatspositionen zunächst mit der Leitung der politischen Polizei in Bayern begnügen müssen; das wichtigere Amt des Chefs der politischen Polizei (Geheimen Staatspolizei) in Preußen behielt sich am Anfang noch Hermann Göring vor.

Himmler und Heydrich arbeiteten unverdrossen am Aufbau des SD weiter und organisierten von Bayern aus den Neuaufbau der politischen Polizei in den kleineren deutschen Ländern. Nach einem Jahr waren die beiden SS-Leute so weit, auch die Gestapo in Preußen — und damit im ganzen Reich — übernehmen zu können. Himmler wurde (unter Göring) stellvertretender Chef des preußischen Geheimen Staatspolizeiamts; Heydrich übernahm die tatsächliche Leitung der Behörde.

Etwa zwei Jahre später wurde das Geheime Staatspolizeiamt Preußens aus dem Innenministerium praktisch herausgenommen und zu einer „Obersten Landesbehörde“ erklärt: der erste Schritt, um die politische Polizei aus dem bis dahin üblichen Verwaltungsaufbau zu lösen und in jenes unkontrollierbare Zwielicht des Außerstaatlichen zu führen, in dem schon der SD operierte.

Der nächste Schritt — über die politische zur allgemeinen Polizei — kam schnell. Am 17. Juni 1936 unterzeichnete Hitler den Erlaß, der Himmler zum Fouché des sogenannten Dritten Reiches machte:

▷ „Zur einheitlichen Zusammenfassung der polizeilichen Aufgaben im Reich wird ein Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern eingesetzt ... Zum Chef der deutschen Polizei wird Reichsführer SS Heinrich Himmler ernannt ... Der Chef der Deutschen Polizei nimmt an den Sitzungen des Reichskabinetts teil ...“

Noch im selben Monat ergingen die Ausführungsbestimmungen zu dem Führer-Erlaß. Himmler teilte seine neue Staatsdomäne. Die Leitung der — politisch weniger interessanten — „Ordnungspolizei“ (Schutzpolizei, Gendarmerie, Gemeindepolizei) wurde dem Polizeigeneral Daluege übertragen; SS-Gruppenführer Heydrich übernahm das Kommando über die sogenannte Sicherheitspolizei, zu der auch Gestapo und Kriminalpolizei gehörten.



Schellenberg-Gönner **Heydrich**
Mülleimer des Reiches

Aus dem Sprachgebrauch der SS entlehnte Sipo Heydrich die Bezeichnung „Hauptamt“ für seine neue Behörde: Bei der SS-Reichsführung bestanden sogenannte Hauptämter (etwa das Rasse- und Siedlungshauptamt); in der deutschen Staatsbürokratie hatte es diese Bezeichnung bis dahin nicht gegeben. Als SS-Lehnwort war sie immerhin logisch: Heydrich baute den Sicherheitsdienst der SS in seine staatliche Sicherheitspolizeibehörde mit ein — der Forderung nach einer möglichst innigen Verschmelzung von Partei und Staat stets eingedenk.

Heydrichs „Reichssicherheitshauptamt“ umfaßte schließlich die Ämter

▷ I: Personalfragen (staatlich),
▷ II: Verwaltung (staatlich),
▷ III: SD-Inland (Parteiorganisation),
▷ IV: Gestapo (staatlich),
▷ V: Reichskriminalpolizei (staatlich),
▷ VI: SD-Ausland (Parteiorganisation),
▷ VII: SD-Wissenschaftliche Auswertung (Parteiorganisation) und
▷ N: Technische Nachrichtenverbindungen (staatlich).

Heydrich selbst charakterisierte einmal (1941) das Ansehen, das sein Apparat genoß: „Geheime Staatspolizei, Kriminalpolizei und Sicherheitsdienst sind noch umwoben vom raunenden und flüsternden Geheimnis ... In einer Mischung von Furcht und Gruseln, und doch im Inland mit einem ... Gefühl von Sicherheit ..., sagt man den Männern dieser Arbeit im Ausland gern Brutalität, ans Sadistische grenzende Unmenschlichkeit und Herzlosigkeit nach ... Im Inland gibt es nichts, was man nicht glaubt, bis zum kleinsten egoistischen Wunsch durch die Geheime Staatspolizei lösen zu können. Hier sind wir ... variabel vom Mädchen für alles bis zum Mülleimer des Reiches.“

Schellenberg empfand seinen Gönner Heydrich, der 1942 von tschechischen Widerständlern ermordet wurde, nicht ohne Bewunderung als „Raubtier — stets wachsam, stets Gefahr witternd und mißtrauisch gegen alles und jedes“. Er ging in seine Schule, erste Klasse: Spionageabwehr-Inland mit gelegentlichen Auslandstourneen.

Der Krieg bot dem jungen SS-Führer dann die Chance, sich für Sonderaufträge zu empfehlen, die der Vorstellungswelt höchster Würdenträger des Reiches entsprungen waren. Besonders Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop bediente sich gern des jungen Talents:

Im Juli 1940 beauftragte er Walter Schellenberg, den Herzog von Windsor, abgedankten König von England, aus Portugal zu entführen, um aus ihm eine Art von deutschfreundlichem englischem Gegenkönig zu machen. Der Minister zu Schellenberg: „Der Führer glaubt, daß man dem Duke gegebenenfalls ein Angebot machen könnte — etwa in der Weise, daß wir uns bereit erklärten, ihm im voraus eine Apanage auf zwanzig Jahre bis zu fünfzig Millionen Schweizer Franken auszusetzen.“

Schellenberg begab sich zum Kidnapping nach Spanien und Portugal, war aber aufgeklärt genug, den Herzog schließlich doch nicht zu entführen.

Ribbentrop, Chef der deutschen Außenpolitik, ließ sich allerdings durch solche Enttäuschungen nicht von weiteren Versuchen abhalten, mit originellen Ideen in den Lauf der Weltpolitik einzugreifen. 1944 bestellte er Walter Schellenberg, der inzwischen zum Chef der Auslandsspionage avanciert war*, nach Fuschl, dem ministeriellen Lustschlößchen bei Salzburg.

Schellenberg erinnert sich an den Vortrag des deutschen Außenministers: Er, Ribbentrop, betrachte Stalin als „den gefährlichsten Gegner, der nunmehr beseitigt werden müsse ... Er, Ribbentrop, habe bereits mit Hitler darüber gesprochen und diesem erklärt, er sei bereit, notfalls sein Leben dafür zu opfern ... Man müsse versuchen, ihn (Stalin) an den Verhandlungstisch zu bringen und bei dieser Gelegenheit zu erschießen.

„Hitler habe zwar dazu geäußert, solches würde die Vorsehung nicht ungerächt geschehen lassen, doch dann gefragt, ... wer gegebenenfalls als Begleiter (Ribbentrops) in Betracht käme. Nun sah mich Ribbentrop starr an und sagte: ‚Daraufhin habe ich dem Führer Ihren Namen genannt.‘“

Kamikaze-Diplomat Ribbentrop hatte auch schon einen Plan, wie er die notwen-

* Schellenberg rückte im Juni 1942 vom stellvertretenden Leiter zum Chef des Amtes VI auf. Sein Vorgänger, SS-Brigadeführer Heinz Jost, schied bereits bei Beginn der Tätigkeit Schellenbergs im Juni 1941 aus.

Was ein rechter Reiter ist, der schont zwar sein Pferd, aber nicht seinen Anzug . . .

'Dralon' — *Qualitätsbegriff moderner Menschen*

Unser Lebensstil — ungezwungen, lebendig, froh — fordert Kleidung, die einfach alles mitmacht. Männer, die mitten im Leben stehen, wissen deshalb genau: 'Dralon'-Anzüge sind *unsere* Anzüge, weil sie dem modernen Qualitätsbegriff entsprechen. Man kann 'Dralon'-Anzüge unbesorgt strapazieren, obwohl sie elegant sind. Ob wir 'Dralon'-Anzüge für den Sommer oder Winter kaufen: sie sind alle herrlich leicht und angenehm zu tragen. Wir können uns wirklich freuen, daß es 'Dralon' gibt — daß man sich beruhigt sagen kann:

Warum Muttis Wert darauf legen, daß ihre Jungens von 6 bis 60 'Dralon' tragen: ▪ Sie sehen in ihrer 'Dralon'-Kleidung immer gut aus ▪ 'Dralon'Anzüge sind so leicht zu pflegen ▪ den Bügelfalten schadet nicht einmal ein Regenguß.

Die eleganten und doch zweckmäßigen 'Dralon'-Anzüge gibt es in den guten Fachgeschäften und Kaufhäusern. Auch gute Herrenschneider halten für Maßanzüge 'Dralon'-Stoffe bereit.

Es gibt Stoffe aus 'Dralon' in Mischungen mit Schurwolle oder Chemiefasern und Stoffe aus rein 'Dralon'.

Greif zu - dralon ist Bayer-Qualität





dige Waffe an den Verhandlungstisch heranbringen könnte: als Füllfederhalter, „der in Wirklichkeit den Lauf eines Revolvers enthält".

Memoirenschreiber Schellenberg atmete noch nachträglich auf: „Ribbentrop hat (aber) mir gegenüber dieses Thema später nie mehr angeschnitten."

Für derlei Unternehmen war Schellenberg zu zielstrebig: Sein Weg nach oben sollte nicht über ein Himmelfahrtskommando führen. Es gelang ihm auch, dem Dienst in den SD-Einsatzgruppen zu entkommen, die in Osteuropa hinter der Front vornehmlich Tausende von Juden ermordeten. Andere Nachwuchstalente des Sicherheitsdienstes — Otto Ohlendorf etwa — waren um das blutige Geschäft nicht herumgekommen.

Schellenbergs Erklärung für seine Freistellung: Der künftige Obere des SS-Ordens, der er als — inoffiziell — designierter Nachfolger Himmlers gewesen sei, habe sich die Hände nicht beschmutzen sollen.

Himmler und Heydrich konnten Schellenberg allerdings für die untergeordneten Schmutzarbeiten im Osten auch kaum freistellen: Er nahm als Chef der politischen Spionage im Machtapparat der SS-Führer jenen Platz ein, von dem aus am ehesten zur Eroberung neuen Terrains angetreten werden konnte — zur Einverleibung des konkurrierenden militärischen Nachrichtendienstes, der Abwehrorganisation des Admirals Canaris.

Schellenbergs Aufstieg war begleitet vom Konkurrenzkampf mit Canaris. Sosehr der Memoirenschreiber auch bemüht ist, rückblickend ein fast freundschaftliches Verhältnis mit dem militärischen Abwehr-Chef zu konstruieren: Sein Ziel — Zusammenfassung aller Nachrichtendienste in Schellenbergs Hand — trieb ihn in die Intrigantenclique um Heydrich, der in Admiral Canaris, seinem Marinekadetten-Ausbilder, den gefährlichsten Gegner des SS-Polizeiapparats sah. Schellenbergs Behörde, das Amt VI im Reichssicherheitshauptamt, war niemals mit größerem Fleiß bei der Sache, als wenn es galt, den Apparat der militärischen Abwehr auszuspionieren: Die Spionage im Ausland trat hinter der Hausmachtpolitik stets zurück.

Der 30jährige Schellenberg formulierte sein Ziel: „Die Errichtung eines einheitlichen deutschen geheimen Meldedienstes . . . Organisatorisch muß er eine in sich geschlossene, eigenständige Position erlangen. Die neue Institution soll unmittelbar dem höchsten Regierungschef unterstehen."

Anfang Februar 1944 wurde Canaris verabschiedet und die Dienststelle der militärischen Abwehr aufgelöst; ihre wichtigsten Aufgaben wurden dem Amt VI im Reichssicherheitshauptamt übertragen — Schellenberg hatte genügend Canaris-Dossiers über Himmler an Hitler weitergeleitet.

Der erfolgreiche junge Mann („Ich bekleidete nunmehr den Rang eines Generalmajors der Waffen-SS und SS-Brigadeführers") über den abgehalfterten Konkurrenten: „Er war meines Erachtens eine zu sensible Natur . . . Menschlich viel zu gütig." Die Verhaftung des Admirals nach dem Attentat vom 20. Juli nahm Walter Schellenberg vor — widerwillig, wie er in seinen Memoiren mitteilt.

Das „monströse Indianerspiel" wurde nun allerdings zunehmend vom drohenden Kriegsende überschattet. Schellenberg, in zehn Jahren in eine Schlüsselposition des Polizeistaates aufgerückt, war jedoch entschlossen, auf der Sonnenseite des Lebens zu bleiben. Bei einem Besuch im Feldquartier Himmlers bezog er den Reichsführer SS in sein neues Spiel mit ein: „Darf ich so kühn sein, Reichsführer, Sie zu fragen: In welcher Ihrer Schreibtischschubladen haben Sie eine Alternativlösung zur Beendigung des Krieges?" Ein sehr patenter junger Mann auf der Suche nach einer Patentlösung, mit der eine böse Affäre noch zu einem guten Ende gebracht werden könnte.

In den letzten Kriegsmonaten vermittelte Schellenberg den Kontakt zwischen Heinrich Himmler und dem schwedischen Grafen Folke Bernadotte, zwecks Rettung skandinavischer Internierter — und Anknüpfung neuer, besserer Beziehungen zu den Westmächten.


Schellenberg-Konkurrent Canaris: Menschlich viel zu gütig

Der Weg auf die andere Seite blieb ihm jedoch verbaut. Der deutsche Spionage-Chef war betriebsblind geworden, die politische Max-und-Moritz-Vorstellung des Agentenmilieus hatte ihn dafür verdorben, die Lage real einschätzen zu können. Noch am 22. April 1945 ließ sich Schellenberg von Himmler, der im Feldquartier Hohenlychen im Bett lag und sich krank fühlte, beauftragen, „über einen Namen für eine neue ‚Alternative-Partei' nachzudenken". Heinrich Himmler war nach langem Nachdenken bereit, mittels einer von ihm dekretierten Oppositionspartei Deutschland zu redemokratisieren, wobei ihm Walter Schellenberg gern helfen wollte.

Diese Dienstwilligkeit wurde — zum erstenmal — nicht mehr belohnt. Wenige Tage später, am 9. Mai, kam die Stunde, von welcher der strebsame junge Mann in seinen Memoiren bitter bemerkt: „Von nun an wurden meine Dienste nicht mehr benötigt."

MEDIZIN

TONBAND-ZEITUNG

Herzgeräusche im Auto

Mehrere hundert hellblaue Plastikkästchen vom Format kleiner Zigarrenkisten versandte im vergangenen Monat ein Berliner Verlagsunternehmen an die Adressen deutscher Ärzte. Jede Schatulle enthielt eine Tonbandspule, von der beim Abspielen die Stimme eines Sprechers ertönt: „Medizinische Tonbandzeitung... Ausgabe Nummer Eins, Erster Jahrgang."

Im Anschluß an den verlesenen Zeitungskopf erläutert der Direktor der II. Medizinischen Klinik der Freien Universität Berlin, Professor Bartelheimer, welche Gründe den Westberliner Medicus Verlag bewogen haben, diesen „neuen Weg zur Vermittlung medizinischer Kenntnisse" zu beschreiten: „Für die Vertiefung des Studiums könnte der eine oder andere Beitrag, in dem akustisch wahrnehmbare Symptome zusammengestellt sind, von Nutzen sein... Auch wird sich vielleicht mancher (Arzt) nach des Tages Arbeit leichter entschließen, ein Tonband zu hören als einen medizinischen Artikel zu lesen..."

Darauf folgt der Beitrag, der die akustischen Möglichkeiten der neuen Publikationsform am deutlichsten aufzeigt. Ein Berliner Chefarzt referiert über ein Thema aus dem Bereich der Kardiologie (Herzkunde), sein Vortrag ist angereichert mit zahlreichen Geräuschbeispielen, die den Medizinern Hinweise für das Diagnostizieren von Herzfehlern geben sollen. Die übrigen Beiträge behandeln ähnliche Fachprobleme der Medizin, der Schlußteil des Tonbandes bietet Kurznachrichten, etwa Meldungen von Jubiläen und Ehrungen an den medizinischen Fakultäten der deutschen Universitäten.

Für Deutschland ist die tönende Mediziner-Zeitschrift, als deren Herausgeber die „Kongreßgesellschaft für ärztliche Fortbildung" zeichnet, die erste periodische Schallpublikation überhaupt. Mit weit größerer Auflage, doch für ein weniger spezialisiertes Publikum erscheint dagegen beispielsweise in Frankreich allmonatlich eine tönende Zeitschrift namens „Sonorama" (SPIEGEL 51/1958). Jedes Sonorama-Heft enthält neben dem Text- und Bildteil sechs bis acht Schallfolien, die auf dem Plattenspieler zu Gehör gebracht werden können. Das akustische Repertoire der tönenden Zeitung umfaßt aktuelle Reportagen und Interviews, musikalische Neuheiten und Auszüge aus Theaterpremieren, also etwa das Programm einer Rundfunk-Abendschau. Eine ähnlich zusammengestellte „Tönende Illustrierte" in deutscher Sprache wird neuerdings auch in Österreich zum Preis von 34,50 Schilling (5,55 Mark) an den Kiosken verkauft.

Als Vorbild für die deutsche Medizinische Tonbandzeitung diente ein anderes österreichisches Organ ähnlicher Art, das die Ärztekammer in Wien seit Anfang dieses Jahres einmal im Monat herausbringt und das sich großen Zuspruchs erfreut: Mehr als siebenhundert österreichische Ärzte sind bereits als Abonnenten gewonnen worden. Die Herausgeber haben dem Wiener Unternehmen zudem einen soliden finanziellen Untergrund verschaffen können. Sie blenden in das Einstunden-Tonband, das Fachvorträge für die Ärzte enthält, jeweils zweimal fünf Minuten Werbeansagen der pharmazeutischen Industrie ein und lassen sich den



tönenden Inseratenteil entsprechend honorieren.

So weit wie ihre österreichischen Kollegen sind die deutschen Tonbandjournalisten freilich noch nicht. Vorerst werden durch den Bezugspreis (zehn Mark je Ausgabe) knapp die Unkosten gedeckt. Erst wenn das Planziel erreicht ist, bis zum Jahresende tausend Dauerabnehmer zu gewinnen, kann der Verlag mit Gewinn rechnen. Der Ton- und Geräusch-Redakteur, der Chefarzt des Städtischen Krankenhauses Berlin-Spandau, Dr. Gustav Erich Schubert, hofft dann auch das Rohband-Material zu günstigen Bedingungen zu bekommen und das Interesse wirtschaftlich starker Inserenten zu wecken.

Zukünftigen Abonnenten soll der Erwerb der Tonbandzeitung mit dem Hinweis auf die steuerliche Absetzbarkeit des Kaufpreises schmackhaft gemacht werden. Die Bestellformulare weisen zudem darauf hin, daß sich der Bezugspreis auf monatlich fünf Mark ermäßigt, wenn der Abonnent das Tonzeitungsband nur ausleiht und es nach dem Abhören an die Redaktion zurückschickt, wo es neu bespielt werden kann.

Als Ideal eines Tonzeitungskunden betrachtet Dr. Schubert einen Arzt, der in seinem Kraftwagen ein Tonbandgerät mitführt. „In Amerika ist das durchaus üblich", erläutert Arzt - Redakteur Schubert. „Dort erscheint eine Tonpublikation für Ärzte wöchentlich einmal, und da Mediziner gewöhnlich nicht Zeit haben, sich durch Lektüre fortzubilden, täglich aber viele Stunden auf der Fahrt zu den Patienten oder zum Krankenhaus verbringen, schalten sie eben im Auto ihr Tonband ein und hören die neuesten fachlichen Mitteilungen zu einer Zeit, die sonst ungenutzt bliebe."

Nach den Plänen Schuberts sollen die Beiträge zu seiner Tonzeitung, zumeist Originalvorträge von Fachärzten oder verlesene Artikel aus einem Druckorgan des Medicus Verlags, nie länger als 15 Minuten dauern, damit sie im Auto oder während kurzer Arbeitspausen abgehört werden können. Auf dem Redaktionsprogramm für die nächsten Ausgaben stehen unter anderem Berichte über Kreislaufforschung, Unfallheilkunde sowie Referate aus dem akustisch ergiebigen Themenkreis Kardiologie.

Obwohl die Medizinische Tonbandzeitung, wie ihre Herausgeber versichern, „die Sensation" der kürzlich abgehaltenen „11. Deutschen Therapiewoche" war, scheinen nicht alle deutschen Ärzte dem Unternehmen zuzustimmen. Der Herzspezialist und Chef des Berliner Hubertus - Krankenhauses, Dr. Hans Storz, bezweifelt sogar den Wert der von anderen Medizinern gerühmten Herzgeräusch-Demonstrationen: „Solange man die Herztöne nicht auch sehen kann, hat das Ganze wenig Sinn."

Dagegen meint Geräusch-Redakteur Dr. Schubert über die Vorzüge der akustischen Fortbildungslektionen: „Beim Zuhören kann man sogar eine Stulle in der Hand haben und weiteressen."

LUFTFAHRT

TICKETS

Schaffner an Bord

Luftreisende auf einigen inneramerikanischen Strecken können neuerdings die Flugzeuge wie Omnibusse benutzen: Die Fluggäste brauchen sich nicht mehr vor den Buchungsschaltern zu drängeln, um das bislang erforderliche Ticket mit den Angaben über Flugpreis, Flugziel und Gepäck einzuhandeln; sie haben lediglich ihr Gepäck abzugeben und dürfen dann sofort — ohne Flugschein — die Sperre passieren und die Maschine besteigen.

Erst während des Fluges werden die geschäftlichen Formalitäten abgewickelt. Ein Schaffner macht unter den Fluggästen die Runde und kassiert, ähnlich dem Kondukteur städtischer Omnibus-Linien, Fahrpreis und Aufschläge für eventuelles Mehrgepäck. Der Passagier kommt genauso mühelos in den Besitz des Flugscheins wie in den Genuß des Aero-Frühstücks.



Fliegender Kassierer: Wie im Omnibus

Das Verdienst, die umständliche Schalterprozedur in einen Bord-Service umgewandelt zu haben, kommt der Luftfahrtgesellschaft „Continental Air Lines" zu. Das Fluguntemehmen entschloß sich zu der Neuerung, nachdem der Einsatz schneller Strahltrieb-Flugzeuge vom Typ Boeing 707 einen absonderlichen Anachronismus ausnehmend kraß bloßgelegt hatte. „Die neuen Düsen-Maschinen fliegen 850 Kilometer in der Stunde", konstatierte das Nachrichtenmagazin „Time", „aber die Schlangen der Passagiere vor den Ticket-Schaltern kriechen immer noch im Schneckentempo."

Als die „Continental Air Lines" vor einigen Wochen dazu überging, diese Diskrepanz durch die „Pay as you fly"-Methode abzumildern, vermochten die anderen amerikanischen Luftfahrtgesellschaften darin jedoch nur ein aberwitziges Unterfangen zu sehen. Sie waren überzeugt, das Luftschaffner-System werde die Passagiere verwirren und müsse bald wieder aufgegeben werden. Die Konkurrenz irrte: „Continental Air Lines" konnte ihr Fluggeschäft, gemessen an geflogenen Passagier-Kilometern, innerhalb von vier Wochen um 61 Prozent erweitern.

Unter dem Eindruck dieser Erfolgsziffern plant nun die größte inneramerikanische Fluggesellschaft, „American Airlines", auf verschiedenen Strecken Luftschaffner einzusetzen. Und auch „Trans World Airlines" prüft zur Zeit, auf welchen Strecken sich die neuartige Praxis einführen läßt.

Die Vorteile, die das Omnibus-Prinzip für den Zivilflugverkehr mit sich bringt, sind offenkundig: Mußten sich die Passagiere bisher schon eine halbe Stunde vor dem Start auf dem Flughafen einfinden, so genügt es in Zukunft, wenn sie wenige Minuten vor dem Abflug eintreffen. Die langwierige Abfertigung an den Schaltern bleibt ihnen erspart; für die Fluggesellschaften selbst kann sich das Verfahren, sobald es völlig eingespielt ist, als kostenmindernd erweisen.

Nachteilig vermag sich auch kaum auszuwirken, daß der neue Abfertigungsmodus den Fluggast theoretisch immer in Gefahr bringt, auf einer bestimmten Maschine keinen Platz mehr zu finden. Dieses Risiko ist nämlich nach Ansicht von Luftfahrt-Experten insofern belanglos, als die amerikanischen Fluggesellschaften in zunehmendem Maße geräumige Düsen-Maschinen einsetzen — etwa die Boeing 707 oder (im nächsten Jahre) die DC 8, die bis zu 165 Passagieren befördern können. Die Kalkulationen der Gesellschaften sind bereits darauf abgestellt, daß solche Flugzeuge fast nie ganz ausgelastet werden. Zudem kann sich ein Fluggast, der unbedingt mit einer bestimmten Maschine reisen will, nach wie vor auf herkömmliche Weise einen Platz reservieren lassen.

Freilich werden vorerst nur Flugreisende in den USA der Vorzüge des Luftschaffner-Systems teilhaftig werden können. Europäische Fluggesellschaften berufen sich nämlich auf „unvergleichlich schwierigere Verhältnisse" (Lufthansa), die einer vereinfachten Passagier-Abfertigung amerikanischen Stils entgegenstünden. Beispielsweise sei in Amerika der Direktverkehr zwischen größeren Städten stark entwickelt, so daß die Passagiere nur selten umzusteigen oder die Fluglinie zu wechseln brauchten. Zudem sei die Flugverkehrsdichte in den Vereinigten Staaten viel größer.

In der Tat werden einige amerikanische Städte im Abstand von wenigen Minuten angeflogen. „Unter solchen Voraussetzungen", erklärte die Deutsche Lufthansa, „sind naturgemäß unkompliziertc Buchungs- und Abfertigungssysteme möglich."

Europäische Fluggesellschaften befürchten auch, daß die Flugschaffner auf innerstaatlichen Strecken — etwa in der Bundesrepublik — wegen der kurzen Flugdauer kaum Zeit haben, die Passagiere ordnungsgemäß zu bedienen. Die Lufthansa begnügt sich daher vorerst damit, das „von ‚Continental Air Lines' in Erprobung genommene Abfertigungsverfahren mit größtem Interesse zu verfolgen".

Die bundesdeutschen Verkehrsflieger verlautbarten, sie glaubten die Abfertigungszeiten durch verstärkten „Einsatz technischer Hilfsmittel" verkürzen zu können — etwa durch die Installation von Förderbändern für das Gepäck der Passagiere.

FERNSEH-SPIEGEL

Mitteldeutsches Klagebuch / Von Telemann

Wer es, wie Schiller, zu schätzen weiß, wenn man ihm „sein kleines Zimmer durch Reisebeschreibungen recht groß und weit macht", der hat gut fernsehen. Denn da ist keine Station, die ihm nicht wenigstens einmal wöchentlich etwas Exotisches verabfolgt; sei es ein karibisches Riff, ein indisches Grabmal oder ein Münchner Oktoberfest. Doch wird die Abenteuerlichkeit solcher Darbietungen gemindert, wenn man sich vor Augen hält, daß die gezeigten Gegenden und Gegenstände jedermann zugänglich sind. Er braucht nur bei „Cooks" oder bei „Touropa" zu buchen. Der einzige Sender, der sich nach wie vor die Mühe macht, altmodischen Vorstellungen von „Reisen ins Unbekannte" zu entsprechen, ist der Sender Freies Berlin. Er sendet Günter Linckes „Mitteldeutsches Tagebuch".

Telemann kennt die Reihe, die nach Auskunft ihrer Redaktion „die Fernsehzuschauer der Bundesrepublik darüber informieren soll, was die Menschen in Mitteldeutschland im guten wie im bösen Sinn durchzustehen haben", seit ihrem Bestehen. Und weil sie ihm schon so viel Stoff zum Nachdenken geliefert hat, sah und hörte er sich am 25. September auch die neueste Folge an („Ostsee oder Meer des Friedens").

Dabei hörte er unter anderem dies: „Am Stalinplatz beginnt das neue Rostock. Hier hat das Marinekommando der sogenannten DDR seinen Sitz. Schon 1958 unterstanden diesen Stäben mehr als 125 seetüchtige Schiffe mit über 10 000 Offizieren und Mannschaften. Die Militärkraft, die darin zum Ausdruck kommt, ist nur ein Teil der unter sowjetischem Befehl stehenden kommunistischen Ostsee-Flotte. Mit ihren rund tausend Schiffen, Kreuzern, Zerstörern, Torpedo- und U-Booten, mit ihren über 150 000 Soldaten und den über 1200 bereitstehenden Flugzeugen stellt diese Seemacht die stärkste Bedrohung des Friedens in der Ostsee dar."

Wie gut, dachte Telemann, daß auch die Nato in dieser Gegend ein paar Stützpunkte hat; denn die vielen Zahlen erschreckten ihn sehr. Doch als er sich eben fragen wollte, warum ihm Günter Lincke, zu seiner Beruhigung, nicht auch die Anzahl der friedliebenden Soldaten, Kreuzer und Flugzeuge mitgeteilt hatte, wurde er schon wieder in ein anderes Problem verwickelt. Und zwar ging es um die entscheidende Frage, wann die Russen von der Insel Bornholm abgezogen sind. Walter Ulbricht erklärt (im Ost-Fernsehen): bei Beendigung des Krieges. Der sowjetische Minister für Seefahrt, Bakajew, bekennt: Erst im Jahre 1946 sei Bornholm geräumt worden, und zwar ungeachtet des strategisch wichtigen Umstandes, „daß der Aufenthalt von Streitkräften auf dieser Insel der Sowjet-Union die Kontrolle über den westlichen Teil der Ostsee garantieren könnte".

Was Günter Lincke wie folgt kommentiert: „Herr Bakajew ließ mit seiner Bemerkung die Katze aus dem Sack. Es geht der Sowjet-Union nicht um den Frieden, sondern einzig und allein um die Kontrolle im Ostsee-Raum. Hinter den Friedensbeteuerungen steckt die Drohung, weiter nach Westen vorzudringen."

Auf die Gefahr hin, daß Telemann auszugsweise im „Neuen Deutschland" nachgedruckt wird, behauptet er: Hier hört der Spaß auf. Man kann, wenn man einen Dokumentarfilm über Mitteldeutschland beplaudert, sehr wohl wider Ulbrichts Spitzbart löcken; man kann diese und jene „Errungenschaft" mit Wortpfeilen spicken; man kann auslachen, anklagen, widerlegen — aber man kann, bloß weil das ostdeutsche Fernsehen nichts Passendes hergab, keine unpassenden Vermutungen anstellen. Zumindest sollte man es nicht nötig haben.

Was immer die Absicht der Sowjets gewesen sein mag, als sie Bornholm freigaben — Angriffslust darf man ihnen hierbei wohl kaum unterstellen. Und was die vielen Kreuzer betrifft, so kann Telemann ihr Verweilen in der östlichen Ostsee so lange nicht unschicklich finden, als sie dort tun, was andere woanders auch tun, nämlich kreuzen. Mit kargen Worten: Man soll die Friedensliebe auch dann nicht gepachtet haben wollen, wenn man argwöhnt, daß der Nachbar dieser Tugend ermangelt. Schon gar nicht, wenn man einer Nation angehört, die den Beweis für *ihre* außenpolitische Sanftmut eben diesem Nachbarn noch schuldig ist.

„Und trotzdem schüren dieselben Leute, die den Frieden so laut propagieren, gleichzeitig den Haß", wettert Lincke angesichts der vielen „falschen Propaganda". Mag sein, daß er das, was er seinerseits so fleißig schürt, für etwas Besseres oder wenigstens für „erlaubten" Haß hält; wie es ja auch einen „gerechten Zorn" gibt, in den zu geraten jedem Christen gestattet ist. Vielleicht glaubt er, den paar DDR-Bewohnern längs des Stacheldrahts, die sich noch eine West-Antenne anzubringen trauen, das Rückgrat zu stärken — und vergißt dabei, daß gerade sie seine Reise-Abenteuer nachprüfen können.

Als Telemann wissen wollte, wie denn der fernsehende Westen das mitteldeutsche Kriegstagebuch aufnehme, gab ihm die SFB-Redaktion zur Antwort: „Die große Masse der Fernsehzuschauer in Westdeutschland ist nicht so angetan von der Reihe, weil sie sie immer ein bißchen unangenehm berührt."

Nun, das wäre Telemann eine schöne Masse, die sich keine robustere Gemütsart anerziehen ließe! Der Sender Freies Berlin braucht nur einen Schritt weiterzugehen und das gleiche Geschütz aufzufahren, mit dem in Adlershof bereits geschossen wird. Dann geht sie eines Tages schon mit, die westdeutsche Masse. Frischauf zur fröhlichen Hatz! Oder aber die Entdeckungsreisenden führen ihr Tagebuch korrekt.

Merke: „Nicht allein in Lakedämonien werden kriegerische Männer geboren, sondern überall, wo es Menschen gibt Nur muß sich einer finden, der sie kriegstüchtig zu machen versteht." (Machiavelli: „Vom Staate".)

FILM

NEU IN DEUTSCHLAND

Babette zieht in den Krieg (Frankreich). Im Gefolge der zahlreichen Partisanen- und Widerstands-Kinodramen, die erfahrungsgemäß bei Festspielen von vornherein als preisverdächtig gelten, hat ein französischer Produzent nunmehr dieses erste Résistance-Lustspiel fabriziert. Inmitten der Persiflage auf deutsche, französische und englische National-Charakterschwächen bewegt sich die ausnahmsweise brav bekleidete Brigitte Bardot als frohgemute Provinz-Französin, die im alliierten Auftrag einen zum Endsieg wenig entschlossenen deutschen General (Hannes Messemer) in sexuelle Gefangenschaft zwingen soll.

Brigitte Bardot

Christian-Jaque („Fanfan der Husar") inszenierte den nackedei-freien Bardot-Film als pfiffige Komödie und Platzpatronen-Klamotte und erzielte damit schon bei der Uraufführung im Moskauer Kreml-Lichtspielhaus, anläßlich der Sowjetischen Filmfestspiele, einträchtiges Gelächter sowohl von östlichen wie von westlichen Premierengästen. (Raoul J. Levy.)

Die Nackten und die Toten (USA). Norman Mailers ungeschminkter Kriegsroman gleichen Titels ist von Regisseur Raoul Walsh zu einer mittelmäßigen Breitwand-Knallerei verarbeitet worden. Statt der zahlreichen und exakt beschriebenen Bett-Begebenheiten des Bestsellers bietet der Film nur einige ordinäre Kuß- und Tanzszenen. Die sozialen Hintergründe und die seelischen Besonderheiten der GIs in Fernost — Hauptreiz des Romans — waren dagegen in zweieinhalb Kinostunden überhaupt nicht unterzubringen. Die Drehbuchschreiber korrigierten auch den Schluß: Bei Mailer fällt der nachdenkliche, liebenswürdige Leutnant, und der brutale Sergeant überlebt die mörderische Patrouille. Im Film stirbt der Böse, und der Gute wird gerettet. Auf Wunsch der Freiwilligen Filmselbstkontrolle wurden einige an einen Film-GI jüdischen Glaubens gerichteten Schimpfworte („Itzig") in der deutschen Fassung ausgemerzt. (RKO.)

Rosen für den Staatsanwalt (Deutschland). Regisseur Wolfgang Staudte, ehemals Spezialist für Filmsatire („Der Untertan") und Gesellschaftskritik („Die Mörder sind unter uns"), wich dem Drängen seines Produzenten Kurt Ulrich und vernied-lichte die von ihm geplante ätzende Attacke auf NS-Kriegsrichter in der Bundesjustiz zu einer Lachsalven erzeugenden Groteske. Dabei gelang es ihm zwar, den Bobby-Dodd-Darsteller Walter Giller überzeugend als Opfer obrigkeitlicher Kriegs- und Nachkriegswillkür zu präsentieren. Doch der von Staudte offenkundig unbeaufsichtigte Bühnen-Routinier Martin Held gebärdet sich in der Rolle des antisemitischen, reaktionären Staatsanwalts, der die Flucht eines



Held

Judenfressers à la Zind begünstigt (SPIEGEL 36/1959), so komödiantisch, daß das über seine Millowitsch-Mimik wiehernde Publikum keinerlei polemische Schärfe mehr zu spüren vermag. (Kurt Ulrich.)

Anatomie eines Mordes (USA). Der zweieinhalbstündige Justiz-Thriller, den Regisseur Otto Preminger nach einem Erfolgsbuch des amerikanischen Bundesrichters John D. Voelker (Pseudonym: Robert Traver) über einen authentischen Fall drehte, gestattet einen Einblick in die Anatomie eines kinematographischen Bestsellers. Preminger („Der Mann mit dem goldenen Arm") läßt die Parteien in einem Mordprozeß mit frappierender Offenheit über Notzuchtverbrechen, Damenunterbekleidung, Verhütungsmittel und kriminalmedizinische Untersuchungen debattieren. Die Rolle des kauzigen Verteidigers besetzte er mit dem Publikumsliebling James Stewart; für die Rolle des Schwurgerichtsvorsitzenden indes engagierte er einen Laiendarsteller: den Anwalt Joseph N. Welch, der in den Fernsehverhören der McCarthy-Hexenjäger die amerikanische Armee vertrat und auf diese ungewöhnliche Weise zeitweilig zum Television-Star wurde. Dazu besorgte sich Preminger von dem weltweit gerühmten „Duke of Jazz", Edward Kennedy Ellington, spannungsfördernde Musik. New Yorker Kritiker urteilten im Hinblick auf die freimütig ausgebreiteten medizinischen Details, das polierte Gerichtssaal-Melodrama befasse sich „mehr mit Anatomie als mit Mord". (Carlyle.)

EXPORT-VERBOT

High Society

Als der Artillerie-Offizier Choderlos de Laclos im Jahre 1782 seinen Sittenroman „Les liaisons dangereuses" („Gefährliche Liebschaften") veröffentlichte, prophezeite er im Vorwort: „Die verdorbenen, sittenlosen Männer und Frauen werden alles Interesse daran haben, ein Buch in Verruf zu bringen, das ihnen Abbruch tun kann."

Die erste Auflage war zwar binnen weniger Tage vergriffen, aber der ungeheure Skandal, den der literarisch anspruchsvolle Briefroman auslöste, erhellte alsbald, wie begründet die Befürchtung des Autors war: Der Adel wähnte sich auf das gröbste verunglimpft, de Laclos wurde aus den Pariser Salons verjagt, der Verkauf seines Buches polizeilich verboten.

Die Lektüre dieses mit zahlreichen Boudoir-Szenen ausgestatteten Werkes vermittelte dem französischen Filmregisseur Roger Vadim, dem Entdecker und vorübergehenden Ehepartner der Enthüllungsspezialistin Brigitte Bardot, die Erkenntnis, daß sich die galanten Rokoko-Motive vortrefflich für ein neuzeitliches Kinostück eigneten. Nach einem Drehbuch, das der Goncourt-Preisträger Roger Vailland („La Loi") schrieb, verfertigte er ein gleichnamiges Filmwerk, dessen Uraufführung die Pariser Cineasten mit Spannung erwarteten.

Indes, als sich die 800 Premierengäste im vergangenen Monat vor dem Lichtspieltheater Colisée auf den Champs-Elysées eingefunden hatten, wiederholte sich das Debakel von 1782 in abgewandelter Form: Ein Polizeikommissar verkündete vor verschlossenen Kinopforten, daß die Aufführung des Leinwandstücks verboten sei. Die geladenen Gäste mußten unverrichteten Vergnügens wieder umkehren.

Nun sind Schilderungen von „Verderbnis und Sittenlosigkeit" (Laclos) zweifellos in besonderem Maße geeignet, den Argwohn staatlicher Zensoren zu wecken. Der Autor der „Gefährlichen Liebschaften" gestand selbst ein, daß er sich außerstande sehe, „diese Lektüre der Jugend zu empfehlen". Aber: „Es scheint mir mindestens, man erweise den guten Sitten einen Dienst, wenn man die Mittel aufdeckt, die verdorbene, gemeine Menschen anwenden . . ."

Laclos gedachte, die Sittenverwilderung der privilegierten Kaste des absolutistischen Frankreich zu enthüllen. In präziser, nüchterner Sprache schilderte er den Mechanismus jener zwischenmenschlichen Beziehungen, die durch den Begriff „Libertinage" definiert werden — mit dem Hintergedanken, den revolutionär gesinnten Franzosen eine Waffe gegen die Gesellschaftsmoral des Ancien régime zu liefern.

Laclos verdeutlichte seine Gesellschaftskritik am Beispiel eines Komplotts, das eine zynische Aristokratin, die Marquise de Merteuil, und ihr Gesinnungs-Gespiele, der Vicomte de Valmont, eigens austüfteln, um ein unschuldiges Mädchen und eine tugendhafte Dame dem Laster botmäßig zu machen. Beide Frauen erliegen der systematisch betriebenen Verführung — was die überrumpelte Jungfrau Cécile Volanges reumütig ins Kloster und die ehrbare Gattin Marianne de Tourvel in den Tod treibt. Der Unhold de Valmont kommt der Gerechtigkeit halber in einem Duell um, die Komplizin de Merteuil wird durch Pocken verunziert.

Vadim und Vailland transponierten diese Handlung in die Gegenwart und bemühten sich dabei aufzuzeigen, daß sich die moralische Verworfenheit der herrschenden Gesellschaft seit den Zeiten des Absolutismus nicht geändert habe. Vadim: „Wir haben versucht, ein Kunstwerk zu schaffen, das dem von Laclos in nichts nachsteht."

Die Kritiker hingegen, wie etwa die linksbürgerliche Zeitung „L'Express", stuften den Film als „angenehme Schundware" ein. Die Sitten-Analogie zwischen dem Frankreich Ludwigs XVI. und der Republik General de Gaulles erschien ihnen ganz und gar unglaubwürdig. Urteilte „L'Express": „Trotz des Gebrauchs, den die Helden vom Telephon, vom Ski-Lift und vom Magnetophon machen, ist der Film der Moral, die der herrschenden Gesellschaft unserer Epoche eigen ist, völlig fremd. Er erzählt eine Geschichte, nicht unsere Geschichte."

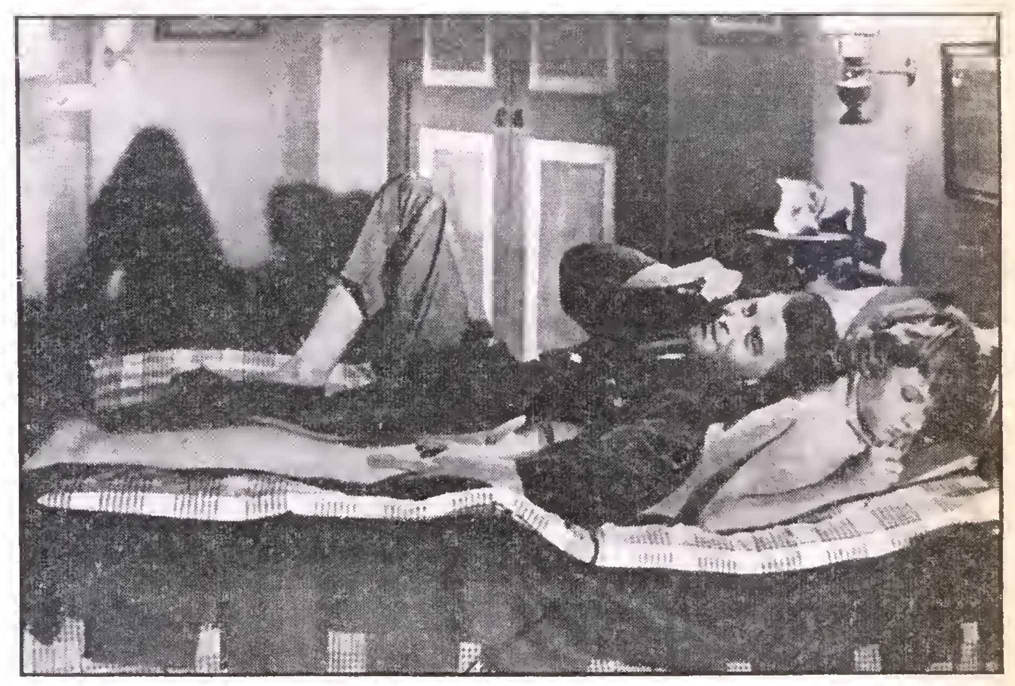
Was Laclos als teuflische Systematik zur Vernichtung der Tugend darstellte, nimmt sich im Film wie eine eher beiläufige Erkundung erotischen Terrains aus. Der filmische Laclos-Held de Valmont (Gérard Philipe), der in der Kino-Version mit der berüchtigten Marquise de Merteuil (Jeanne Moreau) verehelicht ist, betreibt zwar allenthalben sein frivoles Spiel, aber „den zynischen Freigeist Valmont glaubt man ihm nicht" („Die Welt").

Die Verführungsszenen suchte der Regisseur zu modernisieren, indem er technische Apparaturen in die Handlung einbezog — etwa ein Magnetophonband, das einem unerfahrenen Teenager die konservierte Liebeserklärung des Filmhelden ins Bett trägt. In einigen pikanten Szenen brachte Vadim besonders wirkungsvoll seine zweite Frau, Annette Stroyberg, zur Geltung, die sich dem Kinopublikum zum ersten Male hüllenlos darbietet. Vadim: „Fast abstrakt und wie aus Marmor gemeißelt."

Die „Société des gens de lettres", die das literarische Erbe Frankreichs zu schützen bemüht ist, warf dem Regisseur vor, er habe den Titel des Laclos-Romans mißbraucht. Die Selbstkontrolle des französischen Films gebot den Herstellern des Stücks, die ursprüngliche Leinwandfassung um einige anstößige Szenen zu kürzen. Die zweite Fassung wurde zwar einstimmig von den Filmkontrolleuren gebilligt, offen blieb aber die Frage, ob sich das Opus für den Export eigne. Die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Werkes fiel daher dem Informationsministerium zu.

Die bereits terminierte Uraufführung des umstrittenen Films mußte abgesetzt werden, und statt des Premierenpublikums nahmen acht Mitglieder des französischen Kabinetts die „Gefährlichen Liebschaften" in Augenschein. Das von Informationsminister Roger Frey bestellte Sittenrichter-Kollegium beschloß, den Film für erwachsene Franzosen freizugeben, seine Ausfuhr jedoch zu verbieten.

Pariser Zeitungen äußerten daraufhin den Verdacht, das Exportverbot sei weniger aus moralischen als aus politischen Motiven und Prestige-Gründen ausgesprochen worden: Bei Vadim ist der Laclos-Held de Valmont ein Diplomat des französischen Außenministeriums, der sich um einen Posten bei der Unesco bewirbt.



Szene aus **„Gefährliche Liebschaften"***: Für das Ausland ungeeignet?

* Jeanne Valéry, Gérard Philipe.



Dieser Weg ist kein Weg . . . !

Ja, wenn man das immer vorher wüßte! Aber da kommt man ahnungslos aus einer Waldschneise, und schon steckt man bis an die Radnaben im Dreck und kommt sich vor wie Häschen in der Grube!
Wohl dem, der dann in einem Citroën sitzt. Der bedient seinen kleinen Hebel, womit er seinen Rädern Luft und die richtige Bodenfreiheit verschafft, und schaukelt sanft und gemächlich den kummervollen Pfad zu Ende.
Das ist das Schöne am Citroën: Er verläßt einen nicht, auch wenn man mal auf den falschen Weg gerät! Was beweist das?

Es beweist:
Der Citroën ist durch seine einzigartige Konstruktion, seine Straßenlage und hydropneumatische Federung ein Allround-Wagen, auf den man sich verlassen kann.

Es beweist:
Der Citroën schenkt seinem Fahrer das wunderbare Gefühl der Sicherheit, der Behaglichkeit und Geborgenheit – auf dem Boulevard, auf der Autobahn und auf Wegen, wo die Füchse sich gute Nacht sagen.

Es beweist:
Der Citroën DS 19 und ID 19 ist der Wagen für Sie und für alle anspruchsvollen Fahrer, denen Sicherheit und Verläßlichkeit oberstes Gebot sind.

CITROËN **Fahren ohne Gefahren**

DS 19 75 PS · 1,9 l · DM 12100,– **ID 19** 66 PS · 1,9 l · ab DM 8990,–

„Umgang mit einer Göttin." Unter diesem Titel hat der bekannte Auto-Fachschriftsteller Alexander Spaerl seine Begeisterung, seine erstaunlichen Fahreindrücke und technischen Erkenntnisse von dem neuen Citroën in einem meisterhaft geschriebenen Büchlein zusammengefaßt. Wir schicken Ihnen diese unterhaltsame und interessante Schrift gerne gegen eine Schutzgebühr von DM 1,– (Briefmarken oder Postscheck Köln Nr. 5011) zu. Bitte schreiben Sie an: CITROËN Automobil AG · Porz-Westhoven, Kölner-, Ecke Nikolausstraße.

PERSONALIEN

Sir Winston Churchill, 84, bedurfte in seinem Jubiläumskampf — es ist fast 60 Jahre her, daß er zum erstenmal um einen Unterhausplatz focht, vor 50 Jahren debütierte er als Minister — einer sanften Stützhilfe, als er in seinem Traditionswahlkreis Woodford (Essex) aufs Podium trat, um seinerseits als Seniorkandidat die Tory-Majorität zu stützen. Eine Stütze (vor Gericht, in Gestalt eines Anwalts) benötigte auch Sir Winstons Tochter **Sarah,** 45, nachdem sie bei einem Wahl-Meeting mit Freunden in einer Imbiß-Bar zu viel getrunken und anschließend randaliert hatte. Das Gericht stellte ihre Personalien fest, notierte „Sarah, verwitwete Beauchamp, Schauspielerin, 35 Jahre", und bestrafte sie mit 40 Shilling.

Jigme Dorji, 39, Ministerpräsident im Himalaja-Staat Bhutan, motivierte auf einer Pressekonferenz, die er anläßlich seines Indien-Besuchs in Neu-Delhi gewährte, seine offensichtliche Nervosität: Er habe noch nie in seinem Leben eine solche Konferenz abgehalten, aus dem einfachen Grunde, weil es in seinem Lande keine Zeitungen gebe.

Kurt Georg Kiesinger, 55, Ministerpräsident von Baden-Württemberg, bewies in Anbetracht der permanenten Landes-Kontroversen mit dem Heimatbund Badenerland und der neuen Badischen Volkspartei seine Zuneigung zum badischen Landesteil. Bei der Eröffnung der 23. Ortenauer Herbstmesse in Offenburg erwähnte Kiesinger Jugenderlebnisse mit einem badischen Vetter in Rammersweier bei Offenburg und folgerte: „Sie sehen, ich bin auch badisch angehaucht."

Alfred Weidenmann, 43, Westberliner Bürger und Filmregisseur, unterlag in erster verwaltungsgerichtlicher Instanz mit einer Klage gegen die Westberliner Baupolizei: Weidenmann verlangte für sich das gleiche Recht, sein Grundstück durch einen Rohrmattenzaun gegen Fremdeinsicht abschirmen zu dürfen, wie der Westberliner Bürger und Polizeipräsident Johannes Stumm. Das Gericht entschied: „Ein Polizeipräsident (hat) als oberster Funktionär der vollziehenden Gewalt eine ganz andere Stellung als ein Filmregisseur, selbst wenn der Regisseur populärer sein sollte."

Ludwig Helmken, 48, Freidemokrat und bremischer Senator für Außenhandel, konnte eine Wahlrede in der Bremer „Glocke" nicht wie vorgesehen zu Ende bringen, da sein Spickzettel mit den Schlußsätzen abhanden gekommen und trotz Mithilfe der FDP-Honoratioren am Vorstandstisch nicht aufzufinden war. Während der Zettelsuche unterhielt Helmken die Versammlung über das Rednermikrophon mit Hinweisen wie: „Er ist weg ... aber er muß doch noch da sein ..., wenn ich ihn nur erst hätte ..., eben habe ich ihn noch gehabt."



Fritz Schäffer, 71, Bundesjustizminister und CSU-Bundestagsabgeordneter des Wahlkreises Passau, hat der Kreisgemeinschaft Passau des Deutschen Soldatenbundes seinen Beitritt zugesichert.

Franz Josef Wuermeling, 58, Bundesfamilienminister, machte als Festredner im Kölner Hotel „Fürstenhof" anläßlich des 65. Stiftungsfestes der Bonner Sugambria die Gäste und Mitglieder dieser Verbindung katholischer Theologen mit der großen Aufgabe seines Ministeriums bekannt, das dem Wertvollsten diene, was ein christlicher Staat neben Gott zu verteidigen habe. Als Angriff auf die von ihm geförderte kinderreiche Familie, so folgerte Wuermeling logisch, sei jede Forderung nach einem Abbau seines Ministeriums zu werten.

Helmut Lemke, 52, genannt von Soltenitz, Dr. jur., Rechtsanwalt und Notar, jetzt Innenminister des Landes Schleswig-Holstein, bezog in den vergangenen vier Jahren als CDU-Abgeordneter der Lübecker Bürgerschaft monatlich 75 Mark Aufwandsentschädigung, obwohl er nur äußerst selten an den Bürgerschaftssitzungen teilgenommen hat. Aus den Lübecker Sitzungsprotokollen geht hervor, daß Lemke in vier Jahren nur achtmal in der Lübecker Bürgerschaft anwesend war und nur zweimal eine Sitzung von Anfang bis Ende mitmachte.



Bernard Viscount Montgomery, 71, Held der englischen Memoirenliteratur, beschäftigte sich bei einer Festansprache zur Eröffnung eines neuen Rathauses in Plymouth mit strategischen Problemen und wandte sich gegen alle Pläne für eine Untertunnelung des Ärmelkanals. Der Lord und Ex-Feldmarschall wies darauf hin, daß „Britannien seit über tausend Jahren keine Lagerfeuer von Invasoren mehr gesehen" habe, und vertrat die Meinung, daß ein Kanaltunnel den Prinzipien britischer Strategie nicht entspreche.

Jean Dutourd, 39, französischer Schriftsteller, der nach Erscheinen seines Romans „Au bon Beurre" 500 000 Francs Schadenersatz zahlen mußte, weil es die von ihm vorgestellte, vermeintlich fiktive Romanfigur, den Militär Duglandier de la Bastie, in Wirklichkeit gab, konterfeite auch in seinem letzten, bei Gallimard verlegten Roman „Les Dupes" in der Figur des Freigeistes Tronche unbeabsichtigt einen lebenden Franzosen. Monsieur Tronche ging jedoch nicht vor Gericht, sondern erbat sich ein vom Autor signiertes Buchexemplar.

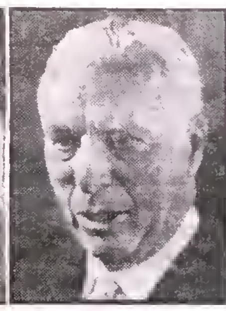


Fritz Selbmann, 60, stellvertretender Vorsitzender der Staatlichen Plankommission in der DDR, Selbstkritiker, der im März dieses Jahres zugegeben hatte, die „fraktionelle Tätigkeit der Schirdewan-Gruppe begünstigt" zu haben, und der „sein eigenes Verhalten ohne Vorbehalt" verurteilte, empfing zur Vollendung seines 60. Lebensjahres einen nicht unterzeichneten Glückwunsch des SED-Zentralkomitees, in dem ihm attestiert wurde, er habe während der Zeit des Faschismus „hinter Zuchthausmauern bzw. im Konzentrationslager treu zur Partei" gestanden.

Wolfgang Cartellieri, 58, Staatssekretär im Atom-Ministerium, wurde in einem Godesberger Gartenlokal von einer Feldmaus heimgesucht, die ihm in das Hosenbein kletterte. Es dauerte geraume Zeit, bis es mit Hilfe der Gastronomen gelang, das Tier einzufangen.

Pearl S. Buck, 67, geborene Sydenstricker, amerikanische China-Schriftstellerin und Ehefrau des Buck-Verlegers Richard J. Walsh, bekannte bei einer Pressekonferenz im Pariser Hotel Crillon auf die Frage, was sie von **Charlie Chaplin,** 70, halte, „diesen Herrn" nicht zu kennen.





Die Frage nach dem Film-Heros hatte sich aufgedrängt, da Chaplin zur selben Stunde ebenfalls zu einer Pressekonferenz ins Crillon gebeten hatte. Die Gegenprobe der Journalisten war ebenso negativ: Beim Namen Pearl S. Buck zuckte Chaplin die Achseln und gab an, von „dieser Dame" noch nie etwas gehört zu haben.

BERUFLICHES

THEODOR HEUSS, 75, Altbundespräsident, wurde in den Verwaltungsrat der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" gewählt.

HANS BOTT, 57, bisher persönlicher Referent bei Theodor Heuss und schon vor seinem ehemaligen Dienstherrn Hausbesitzer in Stuttgart, wirkt künftig „im weiteren Sinne beratend auf gewissen Gebieten der Öffentlichkeitsarbeit" bei der Firma Robert Bosch GmbH. in Stuttgart.

AXEL CÄSAR SPRINGER, 47, Presse-Imperator, hat sich mit den Verlegern Jean Prouvost (Frankreich), Lord Drogheda (Großbritannien) und Arnoldo Mondadori (Italien) zusammengetan, um den „seit der Götterdämmerung der Cäsaren" geträumten Traum eines geeinigten Europas (wie es in einer bereits gestarteten und wieder gestoppten Inseraten-Ankündigung heißt) auf dem Zeitschriftenmarkt zu verwirklichen: Das Verlegerquartett will Anfang 1960 gemeinsam die Zeitschrift „Capitol" in französischer, englischer, italienischer und deutscher Ausgabe (in einer Auflage von 300 000 Exemplaren) herausbringen, als „ersten Ausdruck des europäischen Kontinents auf dem Wege zu seiner Einheit".

OLIVER STORZ, 30, Sohn des Stuttgarter Kultusministers Dr. Gebhard Storz, ursprünglich Lehrer, dann Feuilletonredakteur und Kritiker bei der „Stuttgarter Zeitung", geht am 1. Januar 1960 als Produzent und Dramaturg zur Bavaria Atelier GmbH., der Fernseh-Produktionsfirma des (Stuttgarter) Süddeutschen und des Westdeutschen Rundfunks.

HEINZ MAEGERLEIN, 47, Sportreporter und Fernseh-Quizmaster in München, betätigt sich auch als Herausgeber einer Reihe „Limpert-Sport-Taschenbücher".

SIR IAN JACOB, 60, Generaldirektor der BBC, zieht sich Ende dieses Jahres aus der britischen Rundfunkarbeit zurück und wird Direktor einer Kunstdünger-Fabrik.

IN MEMORIAM

GERARD HOFFNUNG, englischer Karikaturist, Musiker, Rundfunksprecher, Humorist und Veranstalter der Hoffnung-Festivals, die den großen Konzertbetrieb mit skurrilem Jux parodierten, starb 34jährig in London.

CLAUD AMBROSE CARDEW, Onkel des britischen Ex-Feldmarschalls Montgomery, einst Freund des Afrika-Imperialisten Cecil Rhodes, wurde mit 89 Jahren in seinem Haus in Njassaland ermordet.

COLIN ROGER MONTGOMERY, Bruder des britischen Ex-Feldmarschalls Montgomery, seit sieben Jahren Kanonikus der amerikanischen Kirche in Vryburg (Südafrika), starb im Alter von 58 Jahren während eines Boxkampfes, den er als Ringrichter leitete.

France Nuyen, 19, Hollywood-Aktrice und seit einiger Zeit ständige Begleiterin des Filmstars **Marlon Brando,** 35, der nach seiner Scheidung von der angeblichen Anglo-Inderin Anna Kaschfi wiederum seine Vorliebe für das Eurasische





— France Nuyen hat eine französische Mutter und einen chinesischen Vater — erkennen läßt, traktierte auf dem Miami-Flugplatz einen Photographen mit Schlägen, der das mit Sonnenbrillen getarnte Paar, das inkognito unter den Namen Timy Van Nga und Dr. Miles Graham reiste, photographieren wollte.

André Malraux, 57, französischer Schriftsteller und Politiker, zunächst Informationsminister, dann „Ideenminister" und seit Januar 1959 Kulturminister unter de Gaulle, kanzelte bei seiner Rundreise durch südamerikanische Städte in Montevideo (Uruguay) die Studenten, die ihn bei einer Rede in einem Montevideaner Theater niederschrien und die mit Flugblättern gegen die französische Algerien-Politik demonstrierten, mit der versteckten Aufforderung ab: „Als ich die Freiheit für Spanien wollte, fuhr ich hin, um für sie zu kämpfen. Jeder Feind, der mit dem Gewehr kämpft, verdient Respekt ... wer Flugzettel abwirft, verdient nur ein schlechtes Zeugnis ..."





Jim Wharram, 31, britischer Schriftsteller, erreichte nach stürmischer Ozeanüberquerung mit defektem Segelboot den Hafen von Dublin (Irland), wo er seine weibliche deutsche Mannschaft vorstellte: **Jutta Schultze-Rhonhof** (Mitte), 22, die als Koch, und **Ruth Merseburger,** 37, die als Navigator fungierte. Wharram, der mit der Kombüsenchefin einen zweijährigen Sohn hat, äußerte sich begeistert über seine Crew, die Liebe zu dritt, und bedauerte nur die gesellschaftlichen Vorurteile, die ihn daran hinderten, beide Frauen zu heiraten.



HOHLSPIEGEL

Ein Stuttgarter Bürger, der bei der Stadt anfragte, ob die nach 1933 von der Stadt Stuttgart für das vierte Kind übernommenen Ehrenpatenschaften (verbunden mit einem Zuschuß für die Berufsausbildung) noch gültig seien, erhielt zur Antwort, daß die Stadt Stuttgart die Patenschaften „nur unter den bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten des Dritten Reiches" übernommen habe.

△

Die Berliner Baupolizei stellte kürzlich fest, daß für einen aus Trümmerschutt errichteten künstlichen Berg keine Baugenehmigung beantragt worden war. Die für den Aufbau zuständige Senatsdienststelle ist gehalten, einen entsprechenden Antrag nachzureichen.

△

Als das britische Finanzministerium eine Lohnkürzung für Behörden-Sekretärinnen ankündigte, drohten die Sekretärinnen, sie würden sich künftig weigern, ihren Chefs zweimal täglich Tee zu bringen.

△

Ein Arbeiter des „VEB-Modedrucks" in Gera wurde von seiner Betriebsleitung zur Auszeichnung mit dem Titel „Verdienter Aktivist" vorgeschlagen, weil er eine neue Stoffdruckfarbe entwickelt hat, durch die jährlich etwa 300 000 Mark eingespart werden können. Das zuständige Ministerium stellte die Auszeichnung bis 1960 zurück, weil das „Aktivisten-Kontingent" im Augenblick überzogen sei.

△

Der „Operativstab für Sauberkeit und Ordnung" in Ostberlin-Treptow hat die Bevölkerung aufgerufen, Straßen, Häuser und Höfe von „Unkraut, Papier, Schutt und sonstigem Unrat" zu reinigen. Im Wettbewerb um die Sauberkeit in den Ostberliner Verwaltungsbezirken winkt dem Sieger als Preis der „Goldene Besen".

△

Biete VW, Export
Baujahr 1959
gegen 3räumige Wohnung
preisgünstig, auch Altbau.
Angebote unt. 2193 an die WZ.

Anzeige aus der „Wilhelmshavener Zeitung".

△

Die Eingeborenen der westafrikanischen Elfenbeinküste haben ihre Sprache den Einflüssen der modernen Technik angepaßt: Für den ihnen bisher unbekannten Begriff „schnell" sagen sie „avion" (Flugzeug) und für „sehr schnell" sagen sie „comet".

△

Nach einer Verfügung der saudi-arabischen Regierung muß die Hand eines Diebes, die bisher nach altem Brauch mit einem Fleischmesser vom Handgelenk abgehackt wurde, künftig von einem Chirurgen nach Betäubung abgetrennt werden.

IM NÄCHSTEN HEFT

ERNST SCHNABEL

Der Schriftsteller, der selbst erst mit 40 Jahren einen Flugkursus absolvierte, hat durch Funksendungen und Fernsehfilme, in denen er alle Stationen des Fliegenlernens schilderte, auf literarischem Niveau die in den letzten Jahren aufstrebende Privatfliegerei in Deutschland populär gemacht.

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

SPIEGEL-VERLAG
RUDOLF AUGSTEIN G. M. B. H. & CO.

Hamburg 1, Pressehaus, Telephon 32 15 11, Fernschreiber: 021 2318, Telegrammadresse: Spiegelverlag, Postscheckkto.: Hamburg 7137

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR
Hans Detlev Becker

STELLVERTRETER
Johannes K. Engel, Hans Dieter Jaene, Georg Wolff

REDAKTION
Kurt Blauhorn, Ulrich Blumenschein, Claus Leo Brawand, Walter Busse, Günter Gaus, Dr. Günter Giefer, Rudolf Glismann, Robert Julius Greiff, Manfred W. Hentschel, Heinz Höhne, Dr. Alexander von Hoffmann, Bert Honolka, Claus Jacobi, Johannes Kayser, Klaus Kröger, Johannes Matthiesen, Robert Pendorf, Dr. Karl Poerschke, Dr. Heinz Pohle, Hermann Renner, Hans Schmelz, Martin Virchow, Dr. Günther Zacharias

REDAKTIONSVERTRETUNGEN INLAND
Berlin: Hans Zielinski, Schöneberger Ufer 59, Tel. 13 26 07 · Bonn: Conrad Ahlers, Dr. Jochen Becher, Erich Böhme, Dr. Horst Mahnke, Rudolf W. Panz, Lothar Ruehl, Dahlmannstraße 20, Tel. 2 40 31 · Hannover: Wolfgang Becker, Osterstraße 85-87, Tel. 2 78 35/36 · Düsseldorf: Ferdinand Simoneit, Oststraße 41, Tel. 2 89 17 · Frankfurt am Main: Hans Hermann Mans, Dr. Gisela Oehlert, Untermainkai 19, Tel. 33 13 29 · Stuttgart: Peter Stähle, Alexanderstraße 63, Tel. 24 67 56 · München: Otto von Loewenstern, Schwanthalerstr. 2-6, Tel. 59 47 24

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
New York: Kurt J. Bachrach-Baker, NY 34, 115 Payson Avenue, Tel. Lorraine 9-2773, Plaza 1-1800 · London: Dr. H. G. Alexander, W 14, 56 North End House, Tel. Fulham 0293 · Paris: Fried Wesemann, 2 Rue Paul Dupuy, Tel. Bagatelle 9458 · Brüssel: Dr. Günther Steffen, 197 Rue Belliard, Tel. 35 06 61 · Rom: Joachim Schilling, Via Liguria 40, Tel. 47 66 52

DOKUMENTATION
Arnfried Eichgrün, Günther Falk, Dr. Klaus Gerlach, Ingeborg Hammer, German Hausknecht, Hans-Joachim Heinze, Heinz Klatte, Georg Kahlrausch, Marianne Lipcowitz, Maria Rank, Walther von Schultzendorff, Robert Spiering

SPIEGEL-PHOTOS
Max Ehlert

ZEICHNUNGEN
Globus-Kartendienst

VERLEGER
John Jahr

VERLAGSBÜROS
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Tel. 13 14 81, FS 0183/867 · Düsseldorf, Oststraße 41-43, Tel. 8 05 53, FS 0858/2737 · Frankfurt a. M., Untermainkai 19, Tel. 33 13 29, FS 411/252 · Hannover, Osterstr. 85-87, Tel. 2 78 35/36, FS 09/22319 · München 15, Schwanthalerstraße 2-6, Kuttner-Haus, Tel. 59 47 23, FS 052/2501 · Stuttgart S, Alexanderstraße 63, Tel. 24 67 56, FS 072/2216

RÜCKSPIEGEL

ZITATE

. . . in Nachahmung amerikanischer Presse-Vorbilder, die nach dem Zusammenbruch bis in die journalistischen Darbietungsformen eindrangen, hat sich ein weiterer Zeitschriftentyp durchgesetzt und ist zu beträchtlichen Auflagen gekommen. Er gab sich den Namen „Nachrichtenmagazin" . . Es gibt in Deutschland einen starken, meist intellektuell bestimmten Leserkreis, dem eine kritische, eine hyperkritische Darstellung aus nihilistischer Grundhaltung, aber in brillanter journalistischer Form zu lesen geradezu ein Bedürfnis ist.

Professor Emil Dovifat in seinem Beitrag („Pressefreiheit und Schutz der Ehre und der Intimsphäre") zur Broschüre „Universitätstage 1959" (Freie Universität Berlin).

. . . es wäre denkbar, daß mancher Nachrichtenmagazin-Leser das systematische Herunterreißen eines Tages nicht mehr als den nützlichen Spiegel demokratischer Kritik abnimmt.

Verleger Günther Olzog in „Politische Studien", Monatsschrift der Hochschule für Politische Wissenschaften München, die von Olzog herausgegeben wird.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 39/1959 KIRCHE — *OBRIGKEIT* über eine Schrift des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, des Berlin - brandenburgischen Landesbischofs D. Otto Dibelius, in der Gedanken über das Wesen der Obrigkeit vorgetragen wurden. Bischof Dibelius hatte die Schrift „Obrigkeit?" — ursprünglich ein persönliches Schreiben an den hannoverschen Landesbischof D. Lilje zu dessen 60. Geburtstag — privat drucken und unter der Hand verbreiten lassen. Er hatte darin in scharfer, gegen Ostberlin gezielter Polemik dem totalitären Regime die Funktion einer Obrigkeit im christlichen Sinne abgesprochen.

△ Wie aus der Umgebung des Bischofs berichtet wurde, hat sich Bischof D. Dibelius veranlaßt gesehen, die Schrift zurückzuziehen.

*

... in Nr. 10/1958 RECHT — *GLEICHBERECHTIGUNG* über den 69 Jahre alten Rentner Paul Buhrow aus Berlin-Zehlendorf, dem am 25. Oktober 1956 vom Berliner Verwaltungsgericht eine Witwer-Pension für seine Ehefrau, die im staatlichen Schuldienst gestanden hatte, zugesprochen wurde. Buhrow hatte Erfolg mit seiner Argumentation, dem hinterbliebenen Ehemann einer Beamtin müsse im Zeitalter der Gleichberechtigung das recht sein, was der Witwe eines Staatsdieners billig ist. Keinen Erfolg hatte indes der invalide Berliner Maurer Walter Splithoff, der mit seiner Forderung nach Witwer-Pension — seine Frau war Kanzleiangestellte — vor das Arbeitsgericht ging und dort abgewiesen wurde.

△ Auch das Berliner Oberverwaltungsgericht sprach dem Paul Buhrow die Witwer-Pension zu. Das Gericht erklärte zwar im Gegensatz zur ersten Instanz, der Gleichheitsgrundsatz sei für diese Fälle ungültig, denn Ehemann und Ehefrau seien „biologisch, soziologisch und funktionell" unterschiedlich. „Weil im Normalfall die Ehefrau auf den Verdienst des Mannes angewiesen" sei, könne „eine Witwer-Pension nur dann gewährt werden, wenn die verstorbene Beamtin mehr Geld verdiente als ihr Mann". Das aber war im vorliegenden Rechtsstreit der Fall: Die Frau bezog 525 Mark Pension, der Kläger nur eine Rente von 147 Mark.

Kräfte der Natur –



Kräfte für Ihr Haar!

Auf die Natur ist Verlaß!

Der Frühlingssaft junger Birken ist die Grundlage von Dr. Dralle BIRKIN-Haarwasser. Echter Birkensaft! Was könnte besser sein für Ihr Haar? BIRKIN stärkt seine Lebenskraft, macht es widerstandsfähig gegen schädigende Einflüsse und erhält ihm seine natürliche Schönheit und Fülle bis ins hohe Alter. BIRKIN wirkt *natürlich* – und auf die Natur ist Verlaß. Darum dürfen Sie viel von BIRKIN erwarten; es schenkt Ihnen gesundes, volles, kraftvolles Haar.

Normolflasche DM 3,90
Doppelflosche DM 6,90
(Sie sparen beim Kauf der Doppelflosche!)

Jede Flasche BIRKIN enthält eine streng kontrollierte Komposition aus reinem Birkensaft, reinem Alkohol, Sonnenvitamin D3 und ausgewählten Ergänzungsstoffen, die zur Abrundung der Pflegewirkung hervorragend geeignet sind.

Dr. Dralle

DR. DRALLE Birkin HAARWASSER

Nur in Fachgeschäften. Auch Ihr Friseur wird Sie gern mit BIRKIN behandeln! Es gibt BIRKIN mit Fett, ohne Fett und »blau« (für weißes und graues Haar)

B 1911


No 16
leicht
SENOUSSI
Ein Zeugnis der Freundschaft